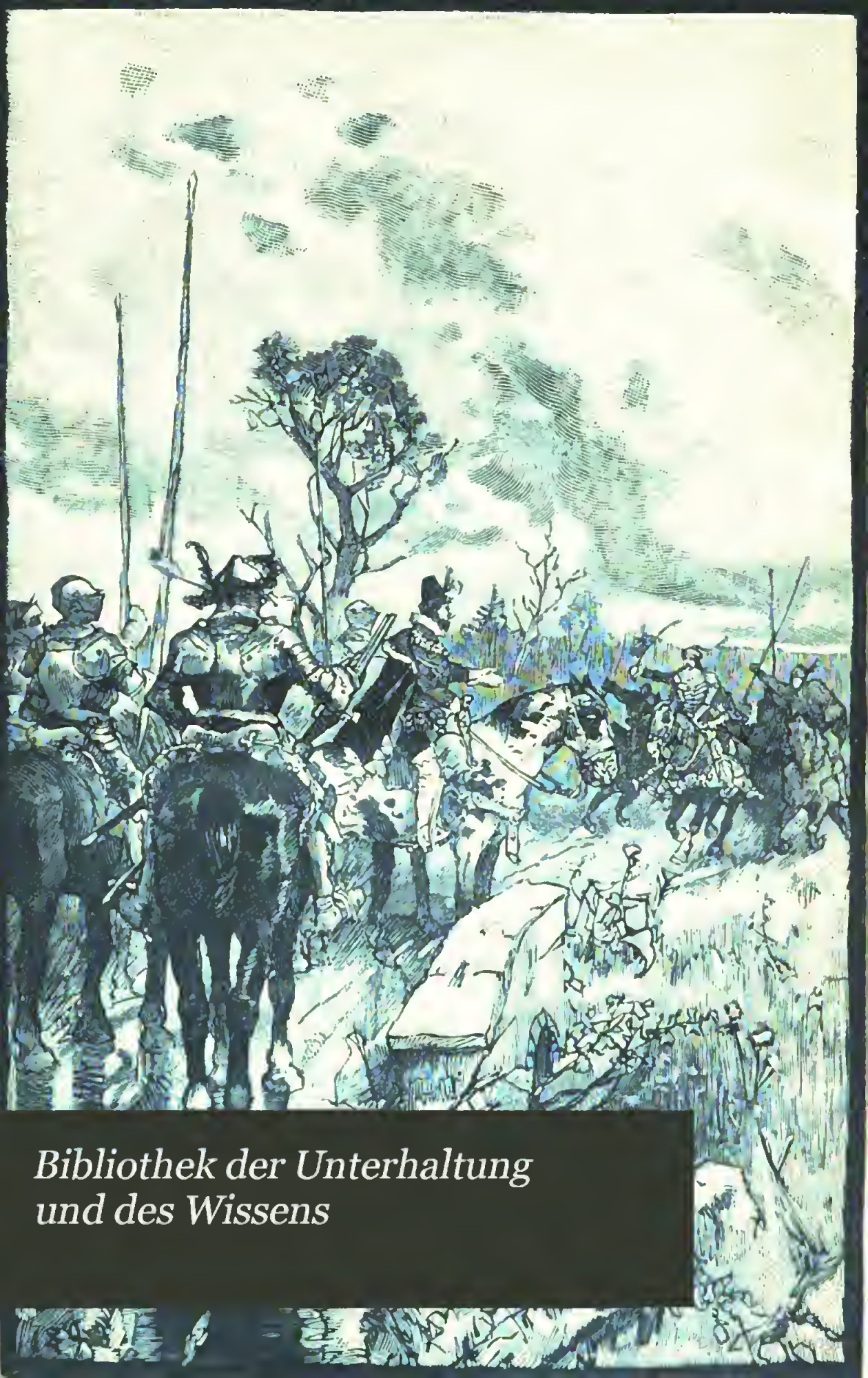
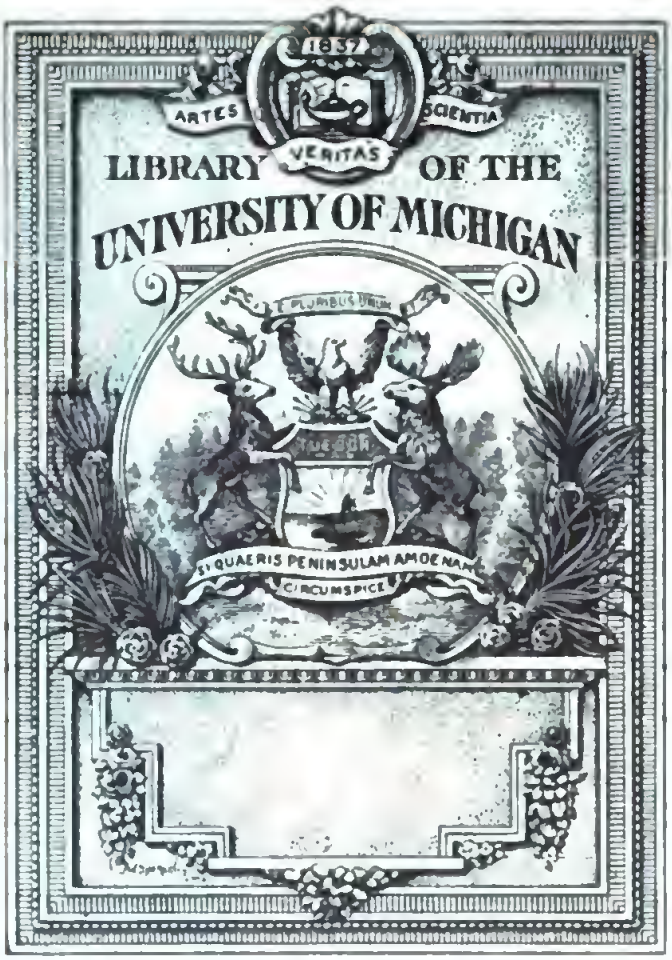


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF

Dr H E Metz

830.6 B58

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserm Verlage erscheint soeben:

Alpenglühen.

Naturansichten und Wanderbilder

von

A. Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.

Ein Hausbuch für das deutsche Volk.

40 Lieferungen zum Preise von 40 Pf. pro Lieferung.

Mit 24 Vollbildern und zahlreichen Illustrationen im Text.

Der in weiten Kreisen bekannte Autor bietet uns hier eine umfassende, durch Künstler ersten Ranges bereicherte Darstellung der herrlichen Alpenwelt. Das Werk zerfällt in zwei Hauptabteilungen, von denen die erste sich mit allgemeiner Alpenkunde beschäftigt, während die zweite dem Leser auf ausgedehnten Wanderungen durch genau abgegrenzte Gebiete des Alpenlandes ein wohlunterrichteter, praktischer Führer sein soll.

Anlage, Art der Ausstattung und der niedrige Preis vereinigen sich, um das Werk zu einem

Hausbuche edelster Art,

zu einem Schatze für die deutsche Familie zu machen.

Erste Lieferungen sind in den meisten Buchhandlungen zur Ansicht vorrätig und werden dort auch Bestellungen auf das ganze Werk entgegengenommen.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Zu der Erzählung „Ein Winterkönigthum“ von J. v. Ettmüller. (S. 85)
Originalzeichnung von G. Adolf Closs.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1893.

Neunter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Vor hundert Jahren. Roman aus der Zeit der französischen Revolution. Von Woldemar Urban. (Fortsetzung) 7

Ein Winterkönigthum. Geschichtliche Erzählung von J. v. Ettmüller 64
Mit Illustrationen von G. A. Closs.

Die Töchter des Doktors. Novelle von Robert Misch 87

Das Geheimniß des Nordpols. Ein Blick auf die arktischen Forschungen der Neuzeit. Von J. Brandt. 175
Mit 11 Illustrationen.

Ueber die Erziehung der Taubstummen. Pädagogische Skizze von Fr. Berner 194
Mit 2 Tafeln.

Das Reich der „fließenden Elektrizität". Naturwissenschaftlich-technische Skizze von W. Berdrow . . 205
Mit 8 Illustrationen.

Was ist Glück? Plauderei von Hugo Sternberg . . . 218

Mannigfaltiges:

Kaiser Nikolaus als Wunderdoktor 228

Die längste elektrische Eisenbahn 229

Ein Grab bei der Pyramide des Cestius 231
Mit Illustration.

Unsterbliche Lügen 233

Spargel und Brunnenkresse als Kulturpflanzen . . 234

Seite

Aus dem Leben Franz Lachner's 236
Schwalben und Bienen 236
Ein deutscher Sissa 237
Die Fabrikation der Wetzsteine 238
Geistesgegenwart 239
Ein A=B=C=Buchkrieg 240
Königlicher Sinn 240

Vor hundert Jahren.

Roman aus der Zeit der franzöſiſchen Revolution.

Von

Woldemar Urban.

(Fortſetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Iſt die Bürgerin Laurac hier?“ fragte das junge Mädchen.

„Jawohl, Bürgerin, was wünſchen Sie?“ entgegnete die Geſuchte.

„Ich bin die Bürgerin Marguerite Boyer. Mein Vater iſt Schloſſer in der Rue de l'Arbre ſec, nicht weit von Notre-Dame.“

„Den kenne ich. Was wünſchen Sie von mir, Bürgerin?“

„Das iſt hier die Bürgerin Aimée. Sie kommt aus der Provinz und hat mit Ihnen zu reden.“

Die Bürgerin Laurac verfärbte ſich ein wenig und betrachtete aufmerkſamer das zarte Mädchen mit dem kurzen ſchwarzen Haar und etwas ſchüchternen und ängſtlichen rehbraunen Augen, die jetzt hinter ihrer Begleiterin hervortrat.

„Tante,“ begann Aimée jetzt mit einem verhaltenen Schluchzen. Sie konnte nichts weiter ſagen. Die Thränen drohten ſie zu verrathen.

„Ah, richtig, ja,“ ſagte Bürgerin Laurac laut und geſchäftig, „ich weiß jetzt. Ich beſinne mich. Sie kommen

wegen der franzoſenkronfarbigen Mütze. Nicht wahr, Bürgerin? Entſchuldigen Sie, daß ich das vergeſſen hatte. Aber die Mütze iſt fertig. Bitte, Bürgerin, treten Sie hier in das Probirſtübchen ein, ich bin auf der Stelle bei Ihnen. Die Mütze wird Sie gut kleiden, Bürgerin Aimée. Ich weiß es. Die franzoſenkronfarbigen paſſen eben doch am beſten auf einen franzöſiſchen Kopf. Für Blond taugen die karmoiſinrothen, aber für Schwarz nur die franzoſenkronfarbigen. Bitte, treten Sie ein."

Damit ſchob die Bürgerin Laurac die beiden Mädchen in ein Hinterſtübchen, wo die kleine Bürgerin Aimée ſofort die Hände vor die Augen hielt, als ob ſie damit die hervordrängenden Thränen zurückhalten müſſe. Dann hörte ſie, wie ihre Tante noch etwas zu den Arbeiterinnen, die draußen ſaßen, ſagte. Gleich darauf trat auch ſie ein, ſtürzte auf ihre Nichte zu, umarmte ſie ſtürmiſch und küßte ſie innig auf beide Wangen.

„Iſt das wahr? Aimée, biſt Du's wirklich? Biſt hier?"

Aimée riß eine kleine verborgene Naht am Aermel ihres Kleides auf, wo ſie den Brief ihres Vaters verborgen hatte. Sie zog ihn hervor und überreichte ihn ihrer Tante, die ihn las.

„So," ſagte die Bürgerin Laurac, nachdem ſie geleſen hatte. „Alſo Roland auch, das Schloß de la Tour des Meaux auch! Sei ſtill, Aimée, und weine nicht. Was auch kommen mag oder ſchon gekommen iſt, weine nicht und ſei klug. Du ſiehſt, Aimée, ich habe Alles verloren, Alles: Vermögen, Rang und Titel, ſogar den Gemahl, aber nicht den Muth! Verliere nur den nicht, Aimée, das iſt die Hauptſache."

„Tante, es iſt hier Alles ſo traurig, ſo wild, ſo hoffnungslos!"

„Weshalb erzählſt Du mir das? Ich weiß es und viel beſſer, als Du. Aber verliere nur den Muth nicht.

Es gibt noch gute Menschen, auch hier!" Dann sich zu der Anderen wendend, fuhr sie in warmem, herzlichem Ton fort: „Und Ihnen, Marguerite, die Sie sich meines Schützlings so brav, so tapfer angenommen haben, wie soll ich Ihnen danken? Wie kann ich Ihnen danken? Aimée hat bei Ihnen eine Zuflucht gefunden, Marguerite?"

„Seit fünf Tagen. Wir wären schon früher zu Ihnen gekommen, wenn Aimée nicht krank gewesen wäre."

„Armes Kind! Und nun, Aimée, was hast Du vor? Was willst Du thun, was kannst Du thun zur Errettung Deines Vaters?"

„Ich, Tante? Ach, ich weiß es nicht."

„Aber Du liebliche Unschuld, es muß doch etwas geschehen! Begreifst Du nicht wenigstens das? Aus nichts wird nichts!"

„Das weiß ich wohl, Tante, und es ist auch schon viel geschehen, mehr, als Du denkst. Léon hat mit seinem Onkel Vergniaud, dem großen Vergniaud, wie ihn hier die Leute nennen, gesprochen. Sein Onkel ist Deputirter im Nationalkonvent und von großem Einfluß."

„Wer Vergniaud ist, mein Kind, weiß ich besser, wie Du. Er ist der fähigste und einsichtigste Girondistenführer; aber wer Léon ist, weiß ich nicht. Sage mir also lieber das."

„Mein Gott, Tante," erwiederte Aimée erröthend, „Léon —"

„Ah so!" machte ihre Tante, die rasch begriff, „aber er wird doch noch einen anderen Namen haben als Léon."

„Aber weißt Du denn nicht, Tante, daß Léon, der junge Herzog von St. Vallier, mein Verlobter —"

„Ich weiß nun Alles. Fahre nur fort. Also Léon ist bei Bürger Vergniaud gewesen. Was haben sie ausgemacht?"

„Bürger Vergniaud hat Léon Muth eingesprochen.

Es handle ſich vor Allem darum, Zeit zu gewinnen. Er wolle die Sache im Konvent zur Sprache bringen und ſie zum Ausgangspunkt einer großen Aktion gegen den Berg —"

„Nichts, nichts," unterbrach Bürgerin Laurac wieder ihre Nichte, „das iſt Alles nichts! Eine große Aktion? Ach, du barmherziger Himmel, ich kenne dieſe großen Aktionen. Immer, wenn ſie eine große Aktion vorhaben, kommt ein großes Unglück, ein großes Verbrechen zum Vorſchein. Nein, wir dürfen uns nicht auf ſie verlaſſen, wir müſſen ſelbſt handeln. Ich kenne die Männer. Wenn ſie am allerwüthendſten ſind, den Mund am weiteſten aufreißen, am großmächtigſten thun, ſind ſie am kleinſten, und je raſender, je eifriger und verrückter ſie ſind, um ſo ohnmächtiger ſind ſie, um ſo mächtiger wir, die Frauen, wenn wir ruhig und verſtändig bleiben, und ſchlau ihre Narrheiten benützen. Hörſt Du mich, meine ſüße Aimée?"

„Ja, Tante."

„Nur nicht verblüffen laſſen, nur nicht den Muth verlieren. Du wirſt ſie Alle ſehen und kennen lernen, meine liebe Aimée, alle dieſe großen Recken der Revolution, Vergniaud, Briſſot, Tallien, Lanjuinais, Marat, Danton, Robespierre, dieſe wunderbaren Helden, welche die alte Zeit verſchlungen und eine neue nicht zu erzeugen vermögen, die das Volk vergöttert, weil es ſie nicht kennt, von denen die Zeitungen Wunder erzählen — Du wirſt ſie Alle ſehen von Angeſicht zu Angeſicht, und Du wirſt bemerken, wenn Du klug und ruhig bleibſt und Dich nicht in ihre Narrheiten und Eitelkeiten einmiſcheſt, daß ſie auch nur Menſchen ſind, arme, ſterbliche Menſchen, mit all' ihren Mängeln und Fehlern, mit ihren Lächerlichkeiten und Einbildungen, mit ihren Ideen und Prinzipien, mit ihren Theorien und Meinungen, mit ihren Tollheiten, mit ihrem Wahnſinn. Treibe nie Politik, Aimée. Schwöre mir, daß Du nie Politik machen willſt."

„Ja, Tante."

„Schwöre es."

„Ich ſchwöre es Dir zu."

„Es wäre ſchade um Deinen ſüßen, ſammetweichen Hals. Ich ſtürbe vor Gram, wenn ich Dich in der Guillotinentoilette*) auf dem Karren vorüberfahren ſehen müßte. Wenn Dir Jemand ſagt, die höchſte politiſche Weisheit komme von der Gironde, ſo antworte: es lebe die Republik! Wenn Dir Jemand ſagt, die höchſte politiſche Weisheit ſei der Berg, ſo antworte wieder: es lebe die Republik! Und wenn Dir Jemand ſagt, die höchſte politiſche Weisheit komme von der Ebene,**) ſo wiederhole: es lebe die Republik! Willſt Du mir das verſprechen, Aimée?"

„Ich verſpreche es, Tante."

„Gut. Höre weiter. Ueber all' dem heißen leidenſchaftlichen Gewoge der Meinungen und Anſichten leuchtet wie ein Stern in dunkler Nacht unſer großes Prinzip, das gerade in der Hand einer kleinen, ſchwachen, ſüßen Frau, wie Du biſt, eine weltbewegende Macht wird: die Menſch-

---

*) In jener Zeit bekleidete man die zum Tode Verurtheilten, wenn ſie zur Hinrichtung fuhren, mit einem rothen Hemd. Das nannte man die Guillotinentoilette.

**) Die Parteien, die ſich damals im Nationalkonvent auf Tod und Leben gegenüberſtanden, hießen: die „Gironde" oder die Girondiſtenpartei, nach den Abgeordneten, die aus dem Departement Gironde unter ihnen waren. Es waren die gemäßigten Republikaner. Dann der „Berg" oder die Montagnards (Leute vom Berge), welcher die ultra-radikale Richtung der Revolution, die Schreckensherrſchaft, vertrat. Außer dieſen zwei Extremen gab es noch eine häufig ſchwankende, aber oft den Ausſchlag gebende Vermittelungspartei, die „Ebene". Der „Berg" war die kräftigſte Partei, weil er konſequent blieb und das Volk, ſpäter auch die Stadtverwaltung von Paris und den Jakobinerklub für ſich hatte und immer eine ſtraffe, einheitliche Leitung beſaß. Die Uneinigkeit und Syſtemloſigkeit der „Gironde" wurde das Unglück dieſer Partei und der Grund zu ihrer Zertrümmerung.

lichkeit. Gerade ſo ſchüchternen Rehaugen, wie Du haſt, Aimée, iſt es oft vorbehalten, ſie in der Bruſt auch der wildeſten Männer zu erwecken, wenn ſie eingeſchlafen ſein ſollte. Verſtehſt Du, Aimée, was ich meine?"

„Ich glaube wohl, Tante."

„Gut; höre nur aufmerkſam zu. Nächſten Sonnabend iſt bei der Bürgerin Amaranthe wieder Klubabend. Ich bin regelmäßig dort, und nächſten Sonnabend wirſt Du auch dort ſein. Dort wirſt Du ſie Alle ſehen, die großen und die kleinen Götter von Frankreich. Mache Dich ſchön, Aimée, ſo ſchön Du kannſt. Es gilt vor Allem, die Verbindung mit Deinem Vater, die jetzt zerriſſen iſt, wieder herzuſtellen. Wir müſſen uns Eingang zu ihm verſchaffen. Iſt er in der Conciergerie untergebracht?"

„Ich weiß es nicht, Tante."

„Gut. Nächſten Sonnabend werden wir es wiſſen. Und nun nochmals: verliere den Muth nicht. Behalte den Kopf oben oder Du biſt verloren. Wenn Dir etwa auf der Straße ein angetrunkener Strolch etwas zu Leide thun ſollte, ſo rufe ebenfalls: es lebe die Republik und gib ihm eine derbe Ohrfeige. Er wird dann ſchon wiſſen, wie er mit Dir daran iſt und Dich in Ruhe laſſen. Ueberhaupt: laß die Republik leben bei jeder Gelegenheit! Wenn Du die Republik leben läßt, läßt ſie Dich auch leben, ſonſt tödtet ſie Dich. Mache Dich beim Volk beliebt, wie Du es mich thun ſiehſt. Stricke Strümpfe und Socken für die Sansculotten; oder ſtelle Dich an hübſchen Nachmittagen auf den Revolutionsplatz, wie die Bürgerin de Vrien, und koche Bettelmannsſuppen für die armen hungrigen Kinder; mache Dich beliebt, Aimée, dann wirſt Du leben, dann wirſt Du Erfolg haben in allen Deinen Unternehmungen. Haſt Du mich verſtanden?"

„Ja, Tante."

Die kluge Frau hatte ſich in ihrer echt franzöſiſchen

Lebhaftigkeit in die Hitze gesprochen. Nun setzte sie mit dem ihr eigenthümlichen Geschick ihrer Nichte eine franzosenkronfarbige, ihrer hübschen blonden Begleiterin Marguerite eine karmoisinrothe Mütze auf den Kopf, was den jungen Mädchen allerliebst stand.

„Meine liebe Marguerite," sagte Frau Laurac wieder. „Sie werden meinen Schützling nicht verlassen. Ich vertraue auf Sie, Marguerite."

„Sie dürfen sich auf mich verlassen. Ich werde Aimée nicht aus den Augen verlieren."

„Gott lohne es Ihnen. Wer weiß, wie es in zehn Jahren aussieht. Haben wir uns so etwas vor zehn Jahren träumen lassen? Nun, wir müssen hoffen, hoffen, hoffen. Hast Du Geld?" fragte sie dann weiter, rasch zu ihrer Nichte gewandt.

„Ja, Tante. Léon hat durch seine Freunde in Paris Geld aufgenommen."

„Laß es Niemand merken. Und nun für heute adieu. Und vergiß nicht, Dich nächsten Sonnabend hübsch zu machen. So hübsch Du kannst, hörst Du? Und das bezahlen Sie draußen im Laden, Marguerite, für die Mützen, damit Niemand etwas merkt."

Damit drückte sie dem jungen Mädchen eine Anzahl weißlicher bedruckter Scheine in die Hand. Es waren siebenhundert Franken in Assignaten — für zwei Mützen! Fast soviel Papier, wie zu den Mützen Tuch gehörte. Es war aber der richtige Preis; Bürgerin Marguerite bezahlte ihn, und dann verabschiedeten sich die drei Bürgerinnen im Laden von einander mit dem üblichen republikanischen Ceremoniell.

7.

Ein einfaches Zimmer. Schlichte weiße Vorhänge an den Fenstern, kein Sopha, Holzstühle mit kunstlos geschnitzten harten Rückenlehnen, auf der einfachen Kommode

eine Waſſerflaſche und zwei Gläſer, ein etwas altmodiſcher ſogenannter Ausziehtiſch mit einer Menge Papiere, Zeitungen, Dekreten, Proklamationen. Man ſah es dem Tiſch an, daß hier ein ſehr fleißiger Mann wohnte. Auch ein mächtiger Mann, denn unter den Papieren fanden ſich Geſetzentwürfe, Entwürfe zu feinen, hochwichtigen, ſtreng logiſch durchdachten Reden, Todesurtheile — —

Ein Hauch asketiſcher Strenge und faſt geſuchter Einfachheit lag über dem Zimmer. An dem Arbeitstiſch ſaß ein noch junger Mann zwiſchen vierunddreißig und fünfunddreißig Jahren. Er war etwas kurzſichtig und infolge deſſen tief über ſeine Papiere gebeugt; ſeine Geſtalt war klein und mager, ſein Geſicht fahl, herbe im Ausdruck. Von Zeit zu Zeit zog ein eigenthümliches nervöſes Zucken über die Hände, über die Schultern und über den Hals. Seine Naſe war ſpitz, der Mund breit mit ſchmalen, dünnen Lippen, die grauen unruhigen Augen hatten eine durchdringende Schärfe und leuchteten faſt immer in einem unheimlichen ſpöttiſchen Haß, ſo daß ſich der Beobachter unwillkürlich ſagte: mit dem Mann möchte ich nichts zu thun haben. Seine Kleidung war peinlich ſauber und elegant, ohne auch nur im Geringſten geziert zu ſein.

Dieſer Mann war Maximilian Robespierre, der Deputirte von Arras!

Jetzt ſtand er von ſeiner Arbeit ſeufzend auf und fuhr ſich mit der ſchmalen, weißen Hand über die Stirn, als ob er damit die aufgeregten Gedanken beſchwichtigen wolle. Dann griff er nach einem Glockenzug und ſchellte.

Ein junges, ſehr ſauberes Mädchen trat ein, das mit ſcheuem Reſpekt, aber doch nicht ohne eine gewiſſe liebevolle Vertraulichkeit zu Robespierre hinſah, der ſich gerade zum Fenſter gewandt hatte und hinausſah.

„Bürger Robespierre," ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe

mit sanfter Stimme, als ob sie zu stören fürchte, „Sie haben gerufen!"

Robespierre drehte sich um und sagte, wie sich erinnernd: „Ah, Sie sind es, Leonore. War nicht St. Just da?"

„Ja. Er ist vorn im Zimmer und wartet darauf, von Ihnen empfangen zu werden."

„Führen Sie ihn her."

Gleich darauf trat der Genannte ein. Er war in der Uniform eines höheren Offiziers der Nationalgarde. Eine gesunde, herkulische Erscheinung von martialischem Aussehen.

„Du wolltest mit mir sprechen?"

„Ich warte seit fast zwei Stunden darauf."

„Nun? Was gibt's?"

„Du warst gestern wieder nicht im Konvent."

„Nein."

„Weshalb nicht?"

„Was soll das immerwährende Geschwätz! Mich dauert die Zeit, die ich mit dem Anhören der langen überflüssigen Parlamentsreden vertrödele."

„Gestern hättest Du Dich sicher nicht gelangweilt."

„Was gab's?"

„Vergniaud hat wieder einen mörderischen Vorstoß gegen den Berg gemacht."

„Ich dachte es. Kaum, daß ich mich einmal für einige Tage nicht bei ihnen sehen lasse, so stecken sie auch gleich die Köpfe zusammen und tuscheln sich einander zu, wie die Waschweiber. Was gab's? Wovon sprach Vergniaud?"

„Von einer Geschichte, die da irgendwo in der Provence passirt sein soll. Es soll wieder Jemand unschuldig verhaftet worden sein."

„Die alte Leier! Ich weiß schon, wenn es nach Vergniaud gehen würde, so müßte Alles beim Altem bleiben,

das Volk würde noch nach wie vor ausgesaugt und geprügelt bis auf's Blut, und die Aristokraten führen nach wie vor in goldenen Kutschen über die Aecker, die der Schweiß ihrer Bauern für sie ertragbar macht. Das war bei der Gironde von jeher so. Sie sind alle verkappte Aristokraten. Ich kenne sie! Ich besinne mich sehr wohl noch auf die Sitzungen, die dem Tode Ludwig Capet's*) vorausgingen. Was stellte die Gironde nicht Alles an, um den König zu retten! Wenn ich nicht war, St. Just, und das ist mein Stolz, so lebte Ludwig Capet heute noch."

„Ja, aber gestern war es doch nicht so ganz die alte Leier, wie Du denkst. Vergniaud behauptete, daß das Schloß des Verhafteten von der Truppe Nationalgarde, welche die Verhaftung vornahm, geplündert worden wäre, und sprach sogar von einer geraubten Kassette mit Geld, also von einem offenbaren Diebstahl, begangen von regulären Truppen."

„Verleumdungen!"

„Möglich, aber wie Vergniaud die Sache ausbeutete, das war geradezu bewundernswerth. Er behauptete nichts weniger, als daß der Konvent Räuber besolde, und die ganze Regierung, die der Berg geschaffen, das Land in Unsicherheit, Unglück und Elend gestürzt habe, daß besonders der Wohlfahrtsausschuß mit seinen unaufhörlichen Verhaftbefehlen und Todesurtheilen wie das Schwert des Damokles über den Häuptern aller Andersdenkender schwebe."

„Das soll er auch! Die Gleichheit der Menschen soll nicht blos auf dem Papier stehen, sondern soll in der neuen Republik Thatsache werden, und wo ich einen Kopf sehe, der über die Uebrigen hervorragt, schlage ich ihn ab!"

Es war wunderbar, wo der kleine, blasse Mann die

---

*) Ludwig XVI. hieß in dieser Zeit nur noch Ludwig Capet, ebenso wie die Königin Marie Antoinette die Wittwe Capet hieß.

furchtbare Energie und Gewalt der Rede hernahm, so wie er in Aufregung kam. Die Worte, die er eben sprach, kamen kalt, glatt, langsam und haarscharf hervor, aber der große, gewaltige St. Just zuckte erschrocken zusammen, als er sie hörte. Er wußte ganz genau, daß Robespierre damit nicht nur eine Phrase machte, sondern eine fürchterliche Wahrheit aussprach, von der er sich sofort überzeugen konnte, wenn er zum Fenster hinaussah, wo Tag für Tag die Karren vorbeifuhren, welche die Verurtheilten zur Hinrichtung brachten. Siebenhundertdreiundneunzig Hinrichtungen hatte man im vorigen Monat gezählt, und die Gefängnisse waren noch alle voll von Gefangenen!

„Wer sprach vom Berg?" fragte Robespierre weiter.

„Danton."

„Was sagte er?"

„Nichts. Er nahm den Truppenführer und die Truppen in Schutz. Er kannte den Angeschuldigten, einen Kapitän Bourdon, persönlich und verbürgte sich für seine Pflichttreue. Er beantragte strengste Untersuchung des Falles, die auch angeordnet wurde."

„Danton wird schwach. Er mußte mit einem Hieb antworten, nicht mit einer Vertheidigung. Die Gironde ist eine stehende Gefahr für die Republik. Sie möchte am liebsten wieder einen König. Die Gironde muß vernichtet werden, oder die Gironde vernichtet die Republik."

Solche Schlagwörter, wie sie Robespierre häufig zur Verfügung standen, und die er oft in die aufgeregten Versammlungen des Jakobinerklubs wie zündende Funken warf, waren stets von einer fürchterlichen, aufreizenden Wirkung. Weittragende Beschlüsse, grundlegende Gesetze verdankten ihr Entstehen oft einem solchen Bann, den Robespierre mit einem einzigen kräftigen Schlagwort über die Versammlung zu werfen verstand. Es war, als ob er die ruhige Ueberlegung der Zuhörer damit hätte lähmen

können, denn ſonſt hätte doch wenigſtens Einer einmal auf die Idee kommen müſſen, zu unterſuchen, was denn Robespierre eigentlich unter der angeblich bedrohten Republik verſtand. Er hätte dann, wenn er tiefer in das Weſen Robespierre's eingedrungen wäre, vielleicht gefunden, daß Robespierre immer glaubte, die Republik ſei in Gefahr, wenn ſein eigener Einfluß in Gefahr kam. Er glaubte ſich in ſeinem Fanatismus berufen, die Menſchheit zu erneuern, und wußte die Anderen einzuſchüchtern oder mit ſich fortzureißen. Die Geiſter jener Zeit waren wie im Fieber; Träume beherrſchten ſie, man kam nicht zur kühlen Ueberlegung.

Es entſtand eine lange Pauſe. Nachdenklich ſchritt Robespierre in dem kleinen einfachen Gemach auf und ab, während St. Juſt unwillkürlich Vergleiche anſtellte zwiſchen der faſt ärmlichen Wohnung, in der Robespierre trotz ſeines Einfluſſes und ſeiner Macht lebte, und der üppigen Verſchwendungsſucht eines Danton, eines Marat und anderer Führer der Republik, die trotz ihrer armen Herkunft jetzt einen Haushalt führten, wie ihn ſonſt nur Fürſten kannten; bei denen der Wein in Strömen floß und eine Feſtlichkeit die andere jagte, die ſich mit hohlem Gepränge zu umgeben liebten und ihre Zeit im Theater, in den Boudoirs hübſcher Frauen, in Tändeleien verzettelten, während Robespierre ſtill in ſeinem Zimmer ſaß und mit allen Fibern ſeines Geiſtes an dem neuen Staatsgebäude arbeitete, das er errichten zu können hoffte.

„Welche Zeit iſt es?“ fragte Robespierre endlich wieder.

„Es iſt faſt ſechs Uhr.“

„Gut. Ich werde zur Kommunalſitzung nach dem Stadthauſe gehen. Es wird wohl dort von der geſtrigen Konventsſitzung die Rede ſein. Ich will hören, was man über die Frechheiten Vergniaud's ſagt.“

„Darf ich Dich begleiten?“

„Nein! Du gehſt nach dem Jakobinerklub, St. Juſt, und kündigſt an, daß ich heute Abend dort ſprechen werde. Mein Thema wird ſein: die Gironde und die Republik."

Der Offizier ſah ihn etwas überraſcht an.

„Du willſt endlich Ernſt mit ihnen machen?"

„Es iſt hohe Zeit."

„Und doch noch gefährlich."

„Ich fürchte nichts. Nicht einmal den Tod."

„Ich weiß es. Aber wir fürchten ihn. Dein Tod wäre gerade jetzt ein unerſetzlicher Verluſt. Darum, Robespierre, rathe ich Dir: nur keine Halbheiten! Wenn der Angriff einmal erfolgen ſoll, dann nur mit voller Kraft und mit zu Grunde richtender Wirkung. Ein halber Schlag iſt unſer Untergang."

„Bah! Fürchteſt Du von mir Halbheiten? Ich weiß, was ich einſetze, und verlange vom Partner den gleichen Einſatz. Uebrigens iſt die Sache im Grunde genommen ſchon längſt fertig. Ich wartete blos noch auf einen Anſtoß, und den hat Vergniaud, wie es ſcheint, gegeben."

Bei dieſen Worten machte er auf ſeinem Arbeitstiſch Ordnung, ſteckte einige Papiere, an denen er gearbeitet hatte, in ſeine Bruſttaſche und langte ein Terzerol herunter, das an der Wand gehangen hatte, um es ebenfalls in eine Seitentaſche ſeines Rockes zu ſtecken.

„Du gehſt ohne Begleitung?" fragte St. Juſt beſorgt.

„Nein! Die Sansculotten vom Stadthauſe erwarten mich ſchon."

„So lebe wohl. Bei den Jakobinern ſehen wir uns wieder!"

„Leb' wohl."

Damit ging Robespierre fort und verließ gleich darauf das Haus.

8.

Es war eine unheimliche, bange und blutgeſchwängerte Atmoſphäre, in der Paris zu jener Zeit lebte, aber mit der dem Pariſer Volk eigenthümlichen Leichtigkeit und geiſtreichen Wortſpielerei witzelte und ſpöttelte man ſich über die Gefahren hinweg, in welchen bei dieſem Kampfe ein Jeder ſchwebte, täuſchte man ſich und Andere über die Abgründe, an denen man hing, fort. So kam es, daß das geſellſchaftliche Leben der Hauptſtadt in jener Zeit durchaus nicht gedrückt oder abgeſchwächt und matt erſchien, ſondern der lebhaften Friſche und Luſtigkeit ebenſowenig entbehrte, wie zu irgend einer Zeit vor oder nach dieſer Periode. Die Salons der tonangebenden Damen waren gefüllt, man tanzte, man ſpielte, aß und trank mit einer Sorgloſigkeit, intriguirte mit einer Unbefangenheit gegen einander. die frivol erſcheinen könnte, wenn ſie eben nicht in dem leichtfertigen Grundzug der Bevölkerung ihre Erklärung gefunden hätte. Man erzählte ſich die Scheußlichkeiten des Bürgerkrieges in der Vendée und im Süden von Frankreich und trank Champagner dabei, und wenn von den Kriegen am Rhein und in Belgien und Holland die Rede war, ſo fand ſich bald ein Witzbold, der als neueſte Nachricht auftiſchte, daß ſich der König von Preußen ſchon Plätze in der Pariſer Oper beſtellt habe.

Zu den beſuchteſten und beliebteſten Salons gehörten diejenigen der Bürgerin Amaranthe und ihrer ſchönen Tochter, welche Letztere in Geſellſchaft ſtets mit einem rothen Korallenhalsband um den weißen klaſſiſch geformten Hals erſchien. An dem Abend, als Bürgerin Aimée mit ihrer Tante zum erſten Male dort eingeführt wurde, hatte man gerade eine ebenſo aufregende wie pikante Neuigkeit zu verhandeln, nämlich die große Rede Robespierre's, die dieſer am vorhergehenden Abend bei den Jakobinern gehalten hatte.

„Sie waren dort?“ fragte der Abgeordnete Tallien, der Mann der ebenso schönen, wie reichen und geistreichen Spanierin Cabarrus, den Bürger Kommandanten St. Just.

„Ja. Robespierre war bewundernswerth.“

„Er ist immer bewundernswerth,“ sagte Bürger Tallien aufgeregt, aber nicht ohne einen schlauen, lauernden Blick auf den großen Offizier. „Und was sagte er?“

„O, die Sache war großartig, er sprach mit einer Wucht und Kraft wie nie. Er entrollte die Gefahren, die der Republik von Seite der Girondisten drohen, mit einer Klarheit und Schärfe, mit einer logischen Ueberzeugungskraft, die Alles mit fortriß. Es war ein dramatisches Schauspiel. Um Mitternacht etwa mußten die anwesenden Girondisten — es waren nur wenige da — den Klub verlassen. Man hätte sie umgebracht, so empört war der Klub über sie.“

„Das glaube ich, das glaube ich. Und schließlich?“

„Und schließlich verlangte er, wie schon bekannt, die Verhaftung von dreiunddreißig Girondisten.“

Nicht weit davon stand Madame Tallien, eine gluthäugige, leidenschaftliche Frau; sie unterhielt, oder schien sich eben zu unterhalten mit einer wunderlichen Alten, einer Bürgerin Théot, die ihr mit geheimnißvollem Brimborium irgend welche orakelhafte Zaubergeschichten erzählte. Aber obgleich sie aufmerksam zuzuhören schien, ballte sie bei dieser Aeußerung St. Just's doch plötzlich die kleine Faust und murmelte leise für sich: „Schon wieder dreiunddreißig Köpfe!“

„Und hat er die Liste dieser dreiunddreißig Namen bekannt gegeben?“ fragte Tallien weiter.

„Nein! Indessen — man kann sie sich wohl schon denken.“

„Und Sie glauben, daß der Konvent die Verhaftung der dreiunddreißig beschließen wird?“

„Er wird müſſen, lieber Tallien, ich verſichere Sie, ich gebe für die dreiunddreißig Köpfe nicht mehr dreiunddreißig Sous!"

„Und ich verſichere Sie, Bürger Kommandant," miſchte ſich plötzlich eine tiefe energiſche Baßſtimme in das Geſpräch, „daß ich für die ſämmtlichen Köpfe des Berges nicht einen Sou gebe."

St. Juſt erbleichte etwas und drehte ſich nach dem Sprecher um. Es war ein alter Graukopf, eine kräftige, gedrungene Geſtalt mit feſten, kühnen Zügen und offenen, freien Blicken.

„Ah, Bürger Vergniaud!" ſagte St. Juſt.

„Jawohl, Bürger St. Juſt, ſo ſpricht der Bürger Vergniaud, der ſtolz darauf iſt, ein Girondiſt vom reinſten Waſſer zu ſein und nichts gemein zu haben mit den Henkern Frankreichs!"

„Bürger Vergniaud!" rief St. Juſt drohend.

„Bah!" machte dieſer verächtlich, „ſagen Sie es nur Ihrem Herrn und Meiſter, dem Grandſeigneur Robespierre, daß wir uns vor ihm nicht fürchten. Er mag ruhig unſere Verhaftung als Landesverräther im Konvent verlangen, und wir werden ſeine Verhaftung vom Konvent verlangen, um endlich einmal die Köpfe der ehrlichen Leute in Frankreich vor ihm ſicher zu ſtellen. Wir werden ja dann ſehen, wie der Konvent entſcheidet!"

„Wir werden es ſehen, Bürger Vergniaud," erwiederte St. Juſt eiſig.

„Ruhig, Bürger, Friede! Wir ſind hier nicht im Klub!" ließ ſich eine andere Stimme vernehmen.

„Die Bürgerin Laurac," rief jetzt die Dame des Hauſes ihren Gäſten zu, „wird ſich die Ehre geben, einen neuen Text zu unſerer göttlichen Marſeillaiſe vorzutragen."

Alle Welt, ſoweit ſie in den Salons der Bürgerin Amaranthe verkehrte, kannte die Bürgerin Laurac. Sie

war immer luſtig, eine vorzügliche Geſellſchafterin und beſonders deshalb beliebt, weil ſie es meiſterhaft verſtand, Jeden in der Weiſe zu unterhalten, die er liebte. Sie war unbedingt eine geiſtreiche, den Meiſten ihrer jetzigen Geſellſchaft weit überlegene Frau. Platzten die Geiſter je einmal zu hart und heiß aufeinander, ſo ſprang die Bürgerin Laurac ſofort mit einer kleinen amüſanten Erzählung, mit einem Vortrag und dergleichen in die Breſche. So auch jetzt. Es ſollte in den Salons der Bürgerin Amaranthe keine Politik gemacht werden, und deshalb lenkte die allzeit bereite Bürgerin Laurac die Geiſter durch einen muſikaliſchen Vortrag wieder ab. Sie ſetzte ſich an ein Spinett und ſang nach einem kurzen Vorſpiel mit ihrer nicht ſehr großen, aber ſympathiſchen und fein gebildeten Stimme die berauſchende, hinreißende Melodie Rouget de Liſle's, mit einem jener Texte, die damals wie Pilze aus der Erde ſchoſſen und die jeweilige Lage möglichſt eigenartig zur Darſtellung brachten.

Einer der aufmerkſamſten Zuhörer der Bürgerin Laurac war ein großer, breitſchulteriger Mann mit groben, aber nicht unſympathiſchen Zügen. Eine gewiſſe gutmüthige Leichtlebigkeit ſprach aus ſeinen Augen, die freilich zu Zeiten der Aufregung auch furchtbar jähzornig funkeln oder auch ſinnlich-genußſüchtig leuchten konnten. Dieſer Mann war Danton, der berühmte Juſtizminiſter des Terrorismus. Er war ein gebildeter Mann und von allen Machthabern des Terrorismus vielleicht der Einzige, der der ganzen verfänglichen und vergänglichen Herrlichkeit auf den Grund zu ſehen vermochte, aber er ließ ſich von ſeinem wilden ungebändigten Temperament immer wieder zu den verſchiedenſten Exceſſen hinreißen und kam mitten im Strudel nicht dazu, klar und klug zu denken, ſondern nur raſch und in aller Eile zu genießen, was zu genießen war, in der ſehr richtigen Vorausſetzung, daß der Spaß ja doch

nicht lange dauern könne. Er war ein Lebemann durch und durch, übermüthig, luſtig, ſorglos, freigebig — allerdings nur mit dem Gelde anderer Leute, denn er ſelbſt beſaß von Hauſe aus nichts.

„Es lebe die Bürgerin Laurac!“ rief er mit dröhnender Stimme, als die Sängerin ihren Vortrag beendet hatte.

„Es lebe die Republik!“ antwortete dieſe gemäß ihrem Grundſatze und wandte ſich dem Bürger Danton lächelnd zu.

Da fiel der Blick des großen, etwas ungeſchlachten Mannes über die Bürgerin Laurac hinweg auf die hinter ihr ſtehende kleine, zierliche Bürgerin Aimée. Es war nur ein kurzer Augenblick, aber die großen Augen funkelten dabei auf.

„Und wen haben Sie da bei ſich, Bürgerin Laurac?“

„Ach, Bürger Danton, thun Sie ihr nichts,“ bat dieſe ſchlau lächelnd, „ſie iſt wahrhaftig die beſte Patriotin von ganz Frankreich, meine kleine Nichte Aimée, und wenn Sie wollen, ſo können Sie ſich jede Stunde davon überzeugen, wenn Sie in die Schloſſerwerkſtatt des Bürgers Boyer in der Rue de l'Arbre ſec, nicht weit von Notre Dame gehen, wo die Bürgerin Aimée Tag für Tag, Stunde für Stunde ſitzt und Strümpfe ſtrickt, die ſie dann an die Sansculotten vertheilt.“

„Bürgerin,“ ſagte Danton mit einem etwas ſüßlichen Lächeln, wodurch er ſich vielleicht liebenswürdiger zu machen glaubte, „Sie ſehen mich entzückt, in Ihnen eine ſo aufopfernde Patriotin zu finden. Genehmigen Sie, daß ich Ihnen den Dank des Vaterlandes für Ihre Thätigkeit ausdrücke.“

„Sie ſind ſehr gütig, Bürger Danton,“ liſpelte Aimée ſchüchtern. Sie zitterte leicht und hätte vor dem großen ſtarken Mann am liebſten auf der Stelle in den Boden ſinken mögen.

„Vorwärts,“ flüſterte ihr ihre Tante in's Ohr, „denke

an Deinen Vater und vergiß nicht, daß Danton Justizminister ist. Ich lasse Dich allein mit ihm. Sei klug und muthig."

Sie küßte sie leicht auf den Hals und fuhr dann zu Danton gewendet fort: „Darf ich Ihnen auf zwei Minuten meine Nichte anvertrauen, Bürger Danton?"

„Für's ganze Leben, Bürgerin Laurac."

„Ich bin gleich wieder hier. Auf Wiedersehen."

Damit ging sie fort, und obgleich der ganze Salon voller heiterer, lächelnder, plaudernder Menschen war, fühlte sich Aimée plötzlich doch einsamer, als der arme Schiffbrüchige, der matt mit den Wogen des Weltmeeres um sein Leben kämpft.

Nach einer kleinen Pause sagte Danton mit mühsam verhaltener Aufregung und leicht vibrirender Stimme: „Sie können noch nicht lange in Paris sein, Bürgerin Aimée, da mir erst heute das Glück ward, Sie zu sehen."

Aimée hätte keine Frau sein müssen, keine Französin, wenn sie nicht schon an der zitternden Stimme des Sprechers hätte merken sollen, wie sehr sie über den Mann da vor ihr im Vortheil war. Nur Ruhe und Besonnenheit! Das war's, um was sie in dem Augenblick rang. Und es gelang ihr. Es galt ihrem Vater. Dieser Gedanke machte sie kühn.

„Ist es ein so großes Glück, Bürger Danton," sagte sie nicht ohne Koketterie, „mich zu sehen?"

Dabei richtete sie die Augen lächelnd auf ihn.

„Es gibt kein größeres, kein süßeres, Bürgerin," versetzte Danton mit galanter Hitze.

„Um so mehr bin ich zu beklagen, Bürger," fuhr Aimée fort und schlug die Augen traurig nieder.

„Zu beklagen, Bürgerin?"

„Ja, denn dieses Glück," flüsterte Aimée mit klopfendem Herzen, „entbehrt mein guter Vater nun schon so lange!"

Raſch trat Danton einen Schritt näher auf ſie zu, faßte ihre Hand und ſagte mit einem ihm nicht übel ſtehenden reſoluten Freimuth: „Sie ſind in Geſchäften in Paris, Bürgerin?“

„Sie wiſſen es?“

„Ich ahne es! Sie müſſen bedenken, Bürgerin, daß uns Tag für Tag ganze Stöße Bittſchriften in's Haus geſandt werden, bald für einen Bruder, bald für einen Gatten oder einen Schwager, einen Vater, einen Sohn, einen Großvater oder Vetter! Nicht wahr, Ihr Vater iſt Gefangener?“

Aimée nickte traurig. Ihre hübſchen Augen glänzten feucht.

„Und wo iſt er?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe ihn zuletzt geſehen, als unſer Schloß zerſtört, und er gefangen fortgeführt wurde. Seitdem habe ich einen einzigen Brief von ihm erhalten aus dem Stadtgefängniß zu Marſeille.“

„Wie heißt er?“

Jetzt war der gefürchtete, ſchreckliche Moment gekommen. Aimée wußte, daß Danton im Konvent gegen Vergniaud, alſo indirekt auch gegen ihren Vater geſprochen hatte. In ſeiner Eigenſchaft als Juſtizminiſter war er dazu genöthigt geweſen. Durfte ſie nun wagen, das Geheimniß preiszugeben, den Namen ihres Vaters zu verrathen? Sie ſah ihn an, wehmüthig bittend, als ob ſie ſagen wollte: Siehſt Du denn nicht, daß ich ein armes, gequältes Geſchöpf bin? Siehſt Du denn nicht, daß ich euch wilde, grauſame Männer bei der Liebe der Menſchen untereinander, bei der Liebe der Kinder zu ihren Eltern, bei Allem, was auf Erden heilig iſt, um Hilfe beſchwöre, um Schutz gegen ein hartes, unverdientes Schickſal?

„Werden Sie uns verrathen?“ fragte ſie endlich leiſe und zaghaft.

Danton küßte ihr raſch die Hand. Seine Lippen waren heiß, ſein Athem flog.

„Verrathen?“ fragte er dann ebenfalls leiſe zurück, „Bürgerin Aimée, wie kommen Sie auf eine ſolche Idee? Und wenn Paris in Flammen verſinkt, und Frankreich zu Grunde geht, ich werde Sie nicht verrathen. Aber, um Ihrem Vater helfen zu können, muß ich ſeinen Namen wiſſen. Vertrauen Sie mir, fürchten Sie nichts. Ich will nie wieder in ein ſchönes Auge ſehen, wenn ich Sie verrathe.“

Aimée wußte wohl, daß Worte nichts weiter ſind als Ton gewordener Hauch und Schall, aber ſie glaubte dem Manne, der vor ihr ſtand und ſo ſprach, doch. Sie glaubte ſeinen Mienen, ſeinen Blicken, ſeinem warmen Herzenston.

„Mein Vater iſt — Bürger Roland de la Tour des Meaux,“ hauchte ſie leiſe.

Danton fuhr erſtaunt zurück.

„Sie ſind —“

„Still!“ bat ſie. „Wollen Sie mir helfen?“

„Was wünſchen Sie von mir, Bürgerin Aimée?“

„Ich wünſche zunächſt zu wiſſen, Bürger Danton, wo mein Vater ſich befindet, und ob ich mit ihm ſprechen kann?“

Danton überlegte einen kurzen Moment. Dann fragte er: „Sie wiſſen, was geſtern im Konvent paſſirt iſt?“

„Ich weiß es.“

„Sie wiſſen alſo auch, wie gerade in dieſem Falle meine Intervention zu einem Verbrechen geſtempelt werden könnte?“

Aimée ſenkte traurig den Kopf.

„Ich weiß es.“

„Daß ſie lebensgefährlich iſt.“

„Ja.“

„Sie ſollen nicht von mir ſagen, daß Danton ein Feigling iſt, Bürgerin Aimée. Warten Sie.“

Er ſah ſich ſuchend im Salon um.

„Bürger Dumontel!“ rief er dann einen Mann an, der in der Nähe in einer Gruppe junger Damen ſtand. Der Gerufene kam ſogleich näher.

„Sie wünſchen, Bürger Danton?“

„Ich habe geſtern, gleich nach der Konventsſitzung zu Ihnen geſandt, um die Akten über den Fall Roland de la Tour des Meaux zu erhalten. Warum habe ich ſie nicht bekommen?“

„Man hat ſie zunächſt nicht auffinden können. Erſt heute Nachmittag ſind ſie unter einem Berg anderer Akten entdeckt und ſofort nach dem Miniſterium geſandt worden. Sie werden ſie alſo morgen früh in Ihrem Bureau vorfinden, Bürger Danton.“

„Gut, Bürger Dumontel. Und wo befindet ſich der Gefangene zur Stunde?“

„Seit drei Wochen iſt er in der Conciergerie. Man hat bei der Unmaſſe Menſchen, die dort eingepfercht ſind, noch nicht dazu kommen können, ihn zu verhören.“

„Gut. Sehen Sie dieſe Dame hier, Bürger Dumontel?“

„Bürgerin, ich habe die Ehre —“ ſagte der Mann mit einer höflichen Verbeugung.

„Es iſt die Bürgerin Aimée, eine unſerer tüchtigſten Patriotinnen von ganz Paris. Sie hat in der Sache de la Tour des Meaux Zeugenausſagen zu machen, und ich werde ihr deshalb einen Erlaubnißſchein zum Beſuche der Conciergerie ausſtellen.“

„Sehr wohl, Bürger Danton.“

„Bürger Dumontel,“ fuhr dieſer zu Aimée gewendet fort, „iſt nämlich Intendant der Conciergerie. Sie werden ſich nöthigenfalls ſeiner erinnern, Bürgerin, und er wird ſich eine Ehre daraus machen, Ihnen zu Dienſten zu ſein.“

Man verbeugte ſich gegenſeitig, war ſehr höflich und freundlich zu einander, und als jetzt wieder die Bürgerin

Laurac zurückkam, wurde man sogar lustig und unbefangen, ganz so, als ob man sich über das Wetter unterhalten oder den neuesten Witz erzählt habe. Der Salon der Bürgerin Amaranthe machte einen durchaus harmlosen, friedlichen Eindruck, und nur hin und wieder erklang ein kurzes, schrilles Wort, sprühte ein finsterer, aus der Seele fallender Blick, falls einmal wider die Regel das Gebiet der Politik gestreift wurde.

In einer Nische, halb von den Vorhängen verborgen, stand die schöne Bürgerin Tallien, die feurige Spanierin, die Meisterin der Intrigue, mit einer alten Frau, der Wahrsagerin Théot. Diese Frau — sie war damals neunundsechzig Jahre — von der man sich erzählte, sie habe dem König Ludwig XVI. seine Hinrichtung auf Tag und Stunde und zwar jahrelang vorher, als noch an keine Revolution zu denken war, vorausgesagt, genoß in der damaligen Pariser Gesellschaft eines merkwürdigen Ansehens. Es ist allerdings eine alte Erfahrung, daß in aufgeregten Zeiten der Aberglaube stark hervortritt, und so war es nicht allzusehr zu verwundern, wenn die Bürgerin Théot, als anerkannte Wahrsagerin, zu einer gewissen Bedeutung gelangte und selbst in Kreisen eine Rolle spielte, von denen man hätte annehmen sollen, sie seien über solchen abergläubischen Firlefanz erhaben. Das ist eben das Merkwürdige und Unerklärliche in der Menschennatur, daß er an das Uebernatürliche viel leichter glaubt, als an herbe Wahrheiten. Der Aberglaube steckt uns gleichsam im Blut, und selbst aufgeklärte, hochgebildete Menschen sind nicht ganz frei davon.

„Ach, liebe Théot," lachte jetzt die schöne Spanierin laut und übermüthig, „das ist zu stark. Das ist unglaublich. Sie wollen mich foppen."

„Bürgerin," versetzte die Wahrsagerin, „glauben Sie was Sie wollen, ich sage Ihnen, was ich weiß."

„Robespierre ſoll abergläubiſch ſein?"

„So iſt es. Wohlgemerkt — wie faſt alle Menſchen, glaubt auch er nur an ſolche Wahrſagungen, die ihm in ſeinen Kram paſſen. Wenn ich ihm morgen prophezeite, daß er in vier Wochen gehängt werden würde, ſo würde er das vermuthlich nicht glauben; ſagte ich ihm aber, er ſei in zehn Jahren Kaiſer, wer weiß, ob er das nicht glaubte. Ich bin überzeugt, daß er ſelbſt in dem Falle, daß er den Glauben an eine ſolche Weiſſagung für abſurd, für verrückt halten ſollte, dennoch davon in ſeinem Handeln beeinflußt werden würde."

Bürgerin Théot war, wie Alle, die ſich mit Wahrſagen abgeben, eine außerordentlich feine und aufmerkſame Beobachterin und infolge deſſen auch eine große Menſchenkennerin. Sie vermochte in die geheimſten Schlupfwinkel des menſchlichen Charakters zu ſpähen und rechnete ſtark mit perſönlichen Schwächen und Neigungen ihrer Kunden, mit ihren Eitelkeiten, mit ihren Fehlern. Deshalb traf ſie in vielen Fällen mit überraſchender Sicherheit das Rechte.

Die ſchöne Madame Tallien hatte ihr mit geſpanntem Intereſſe zugehört.

„Sie wollen mich täuſchen, Bürgerin Théot," ſagte ſie jetzt.

„Sie täuſchen? Sie? Das vermöchte ich wohl kaum. Wenn es auf das Täuſchen ankommt, müßte ich wohl bei Ihnen in die Schule gehen."

„Und er kommt wirklich ab und zu in Ihre Wohnung?"

„Früher kam er häufiger. Jetzt war er ſeit faſt einem Jahr nicht bei mir."

„Was wollte er?"

Die Wahrſagerin zuckte die Achſeln; dann ſagte ſie nach einer Pauſe ablehnend: „Sie fragen zu viel, Bürgerin Tallien."

„Und wenn ich die Worte mit Tausendfrankenscheinen aus Ihrem Munde ziehen sollte," zischte die Spanierin in höchster Erregung, „Sie werden mir Auskunft geben, Bürgerin Théot."

Darauf schien die Alte nur gewartet zu haben.

„Ah" — sagte sie langsam und gedehnt, „Sie sind interessirt daran?"

„Hier, nehmen Sie, Bürgerin Théot. Aber ich will die ganze Wahrheit wissen. Hören Sie? Alles, Alles!"

Damit reichte sie ihr verstohlen eine Hand voll Scheine, welche die Alte schmunzelnd einsteckte.

„Fragen Sie, Bürgerin."

„Was wollte Robespierre bei Ihnen?"

„Er wollte von mir das Schicksal des Königs wissen."

„Nun?"

„Ich sagte es ihm. Das war zu der Zeit, wo er fragte, nicht mehr schwer zu errathen."

„Und weiter?"

„Weiter wollte er sein eigenes Schicksal von mir wissen."

„Nun, und was sagten Sie ihm?!"

Je heftiger und dringlicher die Andere fragte, desto zurückhaltender und einsilbiger wurde die Alte. Jetzt zuckte sie wieder wie ablehnend die Achseln und murmelte: „Sein Schicksal sagte ich ihm."

Die hitzige Spanierin stampfte mit dem Fuße ungeduldig auf den Boden.

„Ich habe nichts mehr bei mir, Théot; morgen komme ich zu Ihnen. Sie werden sprechen! Nicht wahr?"

„Vielleicht, Bürgerin. Ich werde aufpassen müssen, daß ich mir auf diese Weise nicht meine Kundschaft verderbe."

„Unsinn, Théot! Gerade das Gegentheil beabsichtige ich. Sie sollen Ihre Kundschaft behalten und die meinige

noch dazu bekommen. Sie wiſſen doch, daß ich beſſer bezahle, wie der ſchleichende, ſchwindſüchtige Robespierre. Wenn Sie mir, wie ich hoffe und glaube, Einfluß auf ihn verſchaffen können, iſt mir keine Summe zu hoch."

Bürgerin Théot fühlte aus der Aufregung und Hitze, mit der Madame Tallien ſprach, heraus, daß ſie wahr ſprach. Auch wußte ſie, daß dieſe früher, als ſie noch die unverheirathete Thereſe Cabarrus war, infolge eines Verhaftsbefehls Robespierre's im Gefängniß geſeſſen hatte. Das konnte die rachſüchtige Spanierin dem Manne nicht vergeſſen. Der offenbare Haß, den ſie jetzt zeigte, war alſo wahr! Gleichwohl fragte die Théot noch zögernd, vorſichtig: „Ich wüßte nicht, Bürgerin, wie ich Ihnen Einfluß verſchaffen könnte auf einen der mächtigſten Männer Frankreichs."

„Einfach dadurch, daß Sie ihm prophezeien, was ich Ihnen ſage."

„Bürgerin, bedenken Sie, es handelt ſich um einen Mann, der uns Beide mit einem Federſtrich auf die Guillotine ſchicken kann."

Aber gerade das Gefährliche an der Sache ſchien die Spanierin zu reizen.

„Was thut das? Sie wiſſen doch, Bürgerin Théot, je mächtiger der Mann, deſto leichter kann man ihm — ſeine Wünſche prophezeien!"

Die Alte ſchien jetzt mit ihrer Auftraggeberin zufrieden zu ſein. Sie ſah, daß ſie ſich einer ebenſo entſchiedenen und energiſchen wie klugen Frau gegenüber befand. Sie nickte mehrere Male und ſagte endlich: „Kommen Sie morgen, Bürgerin Tallien; ich werde Sie erwarten, und wir werden uns einigen."

Damit trennten ſich die Beiden und traten aus der Niſche heraus in den Salon.

Es mochte jetzt etwa zwei Uhr Nachts ſein. Draußen

war eine schöne milde, sternenklare Nacht und in den Salons der Bürgerin Amaranthe hatte man der Hitze wegen die Fenster geöffnet, so daß die kühle Luft hereinfluthete.

Plötzlich entstand eine auffallende, unheimliche Stille. Erstaunt standen die Gesellschaftsgruppen wie gebannt fest und lauschten athemlos in die Nacht hinaus. Was war das? Ein fernes Getöse durchdrang die Stille. Dann vernahm man einzelne schrille Rufe und endlich hörte man, wie die Sturmglocken schaurig dröhnend die Stadt durchhallten und die Schläfer weckten. Was war vorgefallen? Oder was ereignete sich eben jetzt? Fragend sah man sich in's Gesicht, aber man wagte keinen Laut. Viele wurden bleich und hätten sich am liebsten still und heimlich entfernt. Dann rasselten die Alarmtrommeln durch die Straßen; die Nationalgarden und Sansculotten rannten rufend und schreiend nach ihren Versammlungsorten, Reiter sprengten im vollen Jagen Straße auf, Straße ab, Waffen blitzten schauerlich im Schein der Straßenlaternen auf.

Man kannte in jener Zeit das Sturmläuten in Paris sehr wohl. Es war gewöhnlich die Einleitung zu blutigen Zusammenstößen und Straßenkämpfen, deren Ausdehnung und Umfang vorher niemals auch nur annähernd zu bestimmen war. Nach einiger Zeit vernahm man, wie immer größere und größere Sansculottenhaufen durch die Straßen zogen. Dann hörte man auch den rauschenden Revolutionsgesang der aufgeregten Massen:

„Allons, enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé
Contre nous de la tyrannie
L'étendart sanglant est levé.
Entendez-vous dans les campagnes,
Mugir ses féroces soldats?
Ils viennent jusque dans vos bras
Égorger vos fils, vos compagnes.

Aux armes, citoyens!
Formez vos bataillons!
Marchons, marchons, qu'un sang impur
Abreuve nos sillons."

Das klang anders, ganz anders, als vorher der feingeschulte Gesang der Bürgerin Laurac. Das brauste wie das Toben des entfesselten Meeres, wie ein Orkan menschlicher Leidenschaft. Obgleich die damalige Pariser Gesellschaft solche Schrecken gewöhnt war, sah man auf den Gesichtern in den Salons der Bürgerin Amaranthe doch bleiche Furcht. Was war geschehen? Was sollte geschehen? Das Räthsel, das Geheimnißvolle vergrößerte den Schrecken in's Gespensterhafte.

Von allen Anwesenden bewahrte nur einer seine ruhige Heiterkeit — das war Danton. Er wußte offenbar um die Sache, war vielleicht einer der Veranstalter dieser nächtlichen Erhebung. Mit einem eigenthümlichen, machtbewußten und befriedigten Lächeln sah er, wie die kleine zarte Bürgerin Aimée schreckenbleich auf ein Sopha gesunken war. Sogar die allezeit schlagfertige Bürgerin Laurac verlor für einige Zeit die Fassung.

„Fürchten Sie nichts, meine Damen," sagte Danton endlich lächelnd zu ihnen, „es ist nur eine kleine Kraftprobe der Majestät des Volkes gegenüber dem Konvent. Wenn Sie aber ein schönes, erhebendes Schauspiel morgen Vormittag sehen wollen, so versäumen Sie nicht, auf der Tribüne des Konvents sich einzufinden."

9.

Als es am nächsten Morgen hell wurde, starrte die ganze Umgebung der Tuilerien, wo damals die Konventssitzungen abgehalten wurden, in Waffen. Auf dem Karusselplatz lagen die Nationalgarden, längs der ganzen langen Rue de Rivoli, oder wie sie damals hieß, Rue de

la Loi,*) bis in die Nebenstraßen hinein standen, Bataillon an Bataillon gereiht, die Sansculotten. Von der „Straße des Gesetzes" aus sollte die gesetzmäßige Vertretung des Landes vergewaltigt werden, sollte sie zu einem Beschluß gezwungen werden, der kein Gesetz, sondern ein Mord war. An beiden Seineufern, sowohl am Quai d'Orsay wie am Quai des Tuileries, standen ebenfalls Soldaten, während auf den Elysäischen Feldern und im Tuileriengarten die Artillerie unter dem wilden Henriot aufgefahren war.

Der Bürger Kommandant Henriot ritt unaufhörlich durch die Reihen seiner Kanoniere, befahl ihnen die Stücke direkt auf den Konvent zu richten und die Lunte nicht eher aus der Hand zu legen, als bis die dreiunddreißig girondistischen Landesverräther verhaftet wären. Die Truppen waren gut gelaunt. Man hatte ihnen Wein in die Straßen und auf die Plätze nachfahren lassen. Auch an Brod fehlte es nicht.

Zeitiger als sonst versammelte sich der Konvent. Bestürzt eilten die Girondisten von allen Seiten herbei, um Aufklärung und Rechtfertigung für ein solches gewaltsames Vorgehen zu verlangen. Triumphirend kamen die Leute vom Berg. Das Volk, das im dichten Gewimmel das Konventsgebäude umstand, begrüßte die Vertreter mit lautem Geschrei oder jubelndem Zuruf, je nach der politischen Parteistellung des Herannahenden. Den Mitgliedern des Berges rief man laute Hochs zu oder: „Es lebe die Republik!" den Mitgliedern der Girode dagegen: „Nieder mit den Landesverräthern! Nieder mit der Gironde! Heraus mit den Mördern! Verhaftet sie!"

Der grimme Marat lief unaufhörlich von einem Thor der Tuilerien zum andern und reizte das Volk auf.

---

*) Straße des Gesetzes.

„Es lebe der Patriot Marat, es lebe der Volksfreund Marat!“ tönte es zurück. Man konnte da und dort wohl Leute bemerken, denen es offenbar ganz gleichgiltig war, für was und für wen man ſich begeiſterte. Die Hauptſache war ihnen, daß ſie beſchäftigt waren, daß ſie zu eſſen und zu trinken erhielten, daß „etwas los war!“ Aber im großen Ganzen herrſchte doch der Fanatismus vor.

Jetzt erhob ſich in der „Rue de la Loi“ ein gewaltiges Getöſe. Donnerähnlich durchbrausten Rufe wie: „Es lebe Bürger Robespierre, es lebe der wahre Bürger Robespierre, der Schützer des Vaterlandes, der Vater der Republik!“ die Luft. Auch im Konvent ſelbſt hörte man ſchon minutenlang vor ſeinem Eintritt, wie tauſend und aber tauſend Stimmen den „wahren Bürger Robespierre“ umjubelten. Das war eine eigenthümliche Anmeldung, von der ſich die Abgeordneten ſagten, daß nicht mit ihr zu ſpaßen ſei. Auch verfehlten die ſchwarzen Löcher der Kanonen Henriot's, die man vom Konventsgebäude wohl bemerken konnte, ihren Eindruck nicht. Dieſe waren noch beredter.

Auf dem Hof traf Robespierre mit Marat zuſammen.

„Es iſt Alles in Ordnung, Bürger Marat?“ fragte er.

„Alles in beſter Ordnung. Glück auf zum Sieg, Robespierre!“

„Wenn nur Henriot nicht wieder betrunken iſt, wie das letzte Mal,“ ſagte Robespierre noch einmal, dann trat er mit ſeiner Begleitung in das Haus ein. —

Volle zwei Stunden ſtand Robespierre an jenem Tage auf der Rednertribüne des Konvents und hielt ſeine vorher ſorgfältig vorbereitete Rede. Mehrere Male, während er ſprach, ging ein Sturm der Entrüſtung durch die Reihen der Girondiſten, und die Huiſſiers, die zum Schutz des Redners rechts und links von der Tribüne aufgeſtellt waren, mußten die Wüthendſten unter ihnen mit Gewalt

zurücktreiben. Die Girondiſten hätten den Redner in Stücke geriſſen, wenn ſie ſeiner habhaft hätten werden können. Aber ruhig, überlegt und bedächtig, kalt wie Marmor, ſcharf wie Stahl fuhr Robespierre in ſeiner Rede fort. Nur hin und wieder machte er kleine Kunſtpauſen, ſpannte die Erwartung der Zuhörer, um dann mit kaum merklich erhobener Stimme eines ſeiner Schlagwörter hinauszuziſchen, die den frenetiſchen und tobenden Beifall des „Berges" entfeſſelten.

In den Nachmittagsſtunden drängten die „Deputationen" des Volkes in den Saal. Sie waren bewaffnet und verlangten ſammt und ſonders die ſofortige Verhaftung der dreiunddreißig Volksverräther; ſie blieben auch im Saal während der verhängnißvollen Abſtimmung.

Um fünf Uhr Nachmittags war Alles geſchehen; die „Ebene" hatte ſich einſchüchtern laſſen, und eines der größten Verbrechen des Jahrhunderts war vollbracht. Dreiunddreißig Abgeordnete der Gironde, unter ihnen der alte, ehrliche Vergniaud, verließen den Konvent als Gefangene. Der Reſt war machtlos, die Partei der Gironde war vernichtet.

St. Juſt hatte Recht behalten. Niemand mochte für die dreiunddreißig Köpfe der Unglücklichen auch nur noch einen Sou geben.

Am Abend deſſelben Tages berichtete der amtliche Anzeiger über das Ereigniß und nannte es eine Reinigung des Konvents.

10.

Bürger Claude Michon ſtand am Ziele! Er hatte nun erreicht, was er erreichen wollte, wovon er in ſeinem alten Thurm in der Provence Tag und Nacht geträumt. Er war in Paris, in dem tollen, luſtigen Paris, wo es alle Augenblicke etwas Neues gab. Zu all' dem hatte Claude Michon jetzt Geld, ſo viel Geld, wie er in der ganzen Zeit

ſeines Lebens nicht gehabt, und infolge deſſen hatte er auch viele Freunde. Bürger Claude Michon konnte alſo beim beſten Willen nicht unzufrieden mit der Revolution ſein, das Prinzip der Gleichheit und Brüderlichkeit ſchillerte ihm wieder in all' dem verlockenden und verführeriſchen Glanz, in dem berauſchenden Schimmer des Völkerideals, aber er ſah die Unerreichbarkeit deſſelben nicht ein, er konnte nicht einmal beurtheilen, auf welchem Wege man ſich dieſem Ideale nähere und auf welchem man ſich von ihm entferne. Er verſtand von dieſem „Traum der Menſchheit" nur, daß alle Menſchen gleich ſein ſollten; ob ſie nun roh oder gebildet, Heuchler oder ehrliche Leute, Gauner oder Spitzbuben, Gelehrte oder Ungelehrte, Narren oder Philoſophen waren, das war ihm gleichgültig, nur wünſchte er, daß man ihm perſönlich nicht allzuviel zumuthen dürfe, um das Niveau der Gleichheit zu erreichen. Es genügte ihm im Gegentheil, daß alle Menſchen ſo würden, wie er war.

Er war in letzter Zeit häufig betrunken. Das war nicht ſeine Schuld, ſondern mehr ein Verhängniß. War es ſeine Schuld, daß er weniger vertragen konnte, als die Pariſer Sansculotten, ſeine neuen guten Freunde? Er war nie gewöhnt geweſen, Wein zu trinken. Als Ziegenhirt und ſpäter in dem Tour des Meaux war er immer froh geweſen, wenn er Waſſer für ſeinen Durſt fand. Nun fanden es aber die Pariſer Sansculotten lächerlich, Waſſer zu trinken, wenn man Wein kaufen könne. Als Südfranzoſe war er lebhaft, aufgeräumt, geſprächig, und jedes Glas Wein ſtieg ihm zu Kopfe. Dann wurde er grob und roh, und es gab Händel und Prügel von der ſchönſten Sorte. Aber, wie geſagt, das war nicht ſeine Schuld, ſondern es war ein Verhängniß. Zu ſeinem Glück war es bisher immer noch mit einigen Beulen und Schrammen abgegangen.

Er wohnte mit ſeinem ſogenannten Herrn, dem Bürger

Léon, in einem Hauſe der Rue de l'Arbre ſec, nicht weit von dem Schloſſer Boyer, wo die Bürgerin Aimée wohnte. Mehr aus Anſtandsgefühl als aus Pflichtgefühl fragte er bei dieſen Perſonen jeden Tag einmal nach, ob ſie Aufträge für ihn hätten. Gewöhnlich war das nicht der Fall, und Claude Michon ging an ſein Tagewerk, d. h. er lief in den Kneipen herum, lärmte mit ſeinen Freunden, wohnte den Hinrichtungen oder auch den Verhandlungen des Konvents bei und kam ſchließlich betrunken heim.

Der Schloſſer Boyer ſtand in ſeiner Werkſtatt. Er hatte ſich durch Sparſamkeit und Arbeitſamkeit emporgebracht und war ein ruhiger, dem Umſturz abgeneigter Mann. Bei einem zufälligen Blick durch das Fenſter bemerkte er Claude, der auffallend bleich, ſchlotterig und verſchlafen über die Straße ſchlich. Die franzoſenkronfarbige Mütze hing verſchoben auf dem ſchwarzen Haar, die Kleidung war nachläſſig, ſchmutzig, unordentlich.

„Bürgerin Aimée," ſagte der Schloſſer zu dem nicht weit von ihm ſitzenden und mit dem Strickſtrumpf beſchäftigten jungen Mädchen, „Sie wiſſen, ich meine es ehrlich und aufrichtig mit Ihnen, wenn ich mich auch nie um Ihre näheren Verhältniſſe nnd Angelegenheiten gekümmert habe. Aber vor Ihrem biederen Landsmann, dem Bürger Claude Michon, glaube ich Sie doch warnen zu müſſen. Nehmen Sie ſich vor dem Burſchen in Acht. Ich traue ihm nichts Gutes zu."

„Sie haben Recht, Bürger Boyer, der Mann iſt eigentlich Schuld an unſerem Unglück, aber er iſt ehrlich und uns treu. Er hat es unterwegs bewieſen. Wir wären ohne ſeine Hilfe nie hierher gelangt," verſetzte Aimée.

„Das mag ſein. Aber hier in Paris — er wird hier nicht beſſer. Ich ſehe das."

„Leider weiß ich wohl, daß Claude Michon hier in die Geſellſchaft der entſetzlichen Sansculotten gerathen iſt, aber

trotzdem ſteckt in dem Mann ein guter Kern, und ich beſonders bin ſicher, daß er eher ſterben würde, als mir ein Unheil zufügen."

Boyer ſchüttelte bedächtig den Kopf, konnte aber nichts erwiedern, denn in dieſem Augenblick trat Claude in die Werkſtatt ein. Er rappelte ſich etwas zuſammen, als er ſich vor Aimée aufſtellte und ſeiner Gewohnheit gemäß fragte, ob ſie Aufträge für ihn habe. Aimée war die einzige Perſon, vor der er ſich noch ſcheute, vor der ihm ſein Gleichheitsbewußtſein doch nicht ſo recht geheuer erſchien.

„Bürger Claude Michon," ſagte Aimée, „wiſſen Sie, wo die Conciergerie ſich befindet?"

„Gewiß, Bürgerin. Ich war noch geſtern Nachmittag dort. Das iſt ja das Haus, wo ſie immer auf den Karren aufgeladen werden."

Aimée ſchauerte zuſammen. Ihr Blut erſtarrte immer zu Eis, wenn ſie durch Zufall in den Straßen einem jener Karren begegnete, der die Unglücklichen hinausfuhr nach dem Grèveplatz, wo die Guillotine jetzt ſtand.

„Ich wollte Sie fragen, Claude Michon, ob Sie die Gefälligkeit haben würden, Marguerite und mich dorthin zu begleiten."

„Sie wollen nach der Conciergerie?" fragte Claude überraſcht.

„Ja, Sie wiſſen ja auch wohl warum. Ich will meinen Vater dort beſuchen."

„Ja, aber wenn —" er ſtockte. Eine fürchterliche Idee ſchien in ihm entſtanden zu ſein. Ueberraſcht ſah ihn Aimée an.

„Was meinen Sie, Bürger?"

„Und — hm — wenn man Sie auch dort behält, Bürgerin?"

Er ſchien wirklich bei dem Gedanken außerordentlich

erſchrocken. Bürgerin Aimée wechſelte raſch einen Blick mit dem Schloſſermeiſter, als wollte ſie ſagen: „Sehen Sie wohl, daß ich Recht hatte?" Der Schloſſer zuckte die Achſeln.

„Ich glaube das nicht befürchten zu müſſen," fuhr ſie zu Claude Michon gewendet fort, „weil ich einen vom Juſtizminiſterium ausgeſtellten Erlaubnißſchein zum Beſuch der Conciergerie beſitze. Wollen Sie alſo mit uns gehen?"

„Sie haben nur zu befehlen, Bürgerin."

Nun ſtand Aimée auf, rief ihre Freundin Marguerite, und alle Drei gingen die Rue de l'Abre ſec hinunter nach der jenſeitigen Stadt zu, wo die Conciergerie, die „Vorhalle der Guillotine", liegt. Wie ſie ſo durch die belebten Straßen dahinſchritten, die beiden Mädchen voraus, Claude Michon hart hinter ihnen drein, wunderte ſich Aimée ſelbſt, mit welcher Ruhe, mit welchem Sicherheitsgefühl dies geſchah. Aber wenn ſie auch in Bezug auf ihre perſönliche Sicherheit beruhigt war, ſo befand ſie ſich doch in einer fürchterlichen Aufregung. Wie würde ſie ihren Vater finden? Dieſe Frage durchzuckte immer von Neuem ihr Hirn, und ſo ſehr ſie ſich auch in der letzten Zeit an die Scenen des mannigfachſten Schreckens hatte gewöhnen müſſen, ſo ſehr ſich die junge verhätſchelte Ariſtokratin, die man nur mit Angſt und Zittern einmal aus den ſchützenden Mauern des Schloſſes ließ, an die Wogen eines wild empörten Volkslebens gewöhnen mußte, ſo glaubte ſie doch, ſich in dieſem Falle zu viel zugemuthet zu haben. Sie zitterte vor dem Wiederſehen mit ihrem Vater, und nur der innere gewaltige Trieb, zur Rettung ihres Vaters beizutragen, die heilige Flamme der Kindesliebe, vermochte ſie, auch das Schrecklichſte zu überwinden.

Auf dem kleinen Platz vor der Conciergerie trieb ſich ein Haufe Volks umher. Man ſchrie und johlte, ſang und trank. Claude Michon bahnte den Mädchen einen Weg durch das Getümmel und brachte ſie zunächſt in eine große

Halle, wo Sansculotten mit ihren Piken rauchend und plaudernd herumſtanden. Claude Michon winkte einem derſelben.

„Was wollen Sie, Bürger?“ fragte ihn dieſer.

Claude Michon wies ihn an die Bürgerin Aimée.

„Ich wünſche in die Säle der Gefangenen geführt zu werden,“ ſagte Aimée mit bemerkenswerther Feſtigkeit, „hier iſt mein Erlaubnißſchein.“

„Erlaubnißſchein?“ murmelte der Sansculotte vor ſich hin und wandte das Blatt nach allen Seiten. „He, Bernard, Ridault, kommt einmal her! Könnt ihr leſen?“

Die Gerufenen drehten ſich um, aber Keiner that nur einen Schritt, um ſich zu nähern. So mußte man ſchließlich zu ihnen hingehen.

„Leſen!“ raiſonnirte der Eine von ihnen. „Leſen? Was zum Henker brauchen wir zu leſen? Unſer ganzes Elend kommt von dieſen verfluchten Wiſchen her. Werft ſie die Treppe hinunter mit ihrem Wiſch — ſie iſt eine Ariſtokratin, man ſieht's an ihrer weißen Fratze und den feinen Händen.“

„Iſt nicht der Bürger Dumontel hier?“ rief Aimée in ihrer Angſt. „Ich will zum Bürger Dumontel.“

„Bürger-Intendant Dumontel?“ rief einer der Sansculotten, „ja, ganz recht, führt ſie zum Bürger-Intendanten Dumontel, dem kann ſie ja ihre Sache vortragen.“

Man ſtieg nun unter Führung einiger der Pikenmänner noch eine Treppe höher und gelangte in ein Bureau, wo Aimée mit einem leiſen erlöſenden Seufzer einen Mann gewahrte, der an einem Pulte ſaß und ſchrieb. Es ſtellte ſich heraus, daß der Bürger-Intendant Dumontel nicht anweſend ſei, aber der Mann am Pulte ſagte, nachdem er den Schein geſehen hatte: „Es iſt Alles in Ordnung, die Bürgerin kann mit ihrer Begleitung die Säle der Gefangenen beſichtigen. He, Langlois! Heda, Bürger Lang-

lois! Zum Donnerwetter, Bürger Langlois! Sind Sie ſchon wieder betrunken?"

Ein Kerl mit einer ſpitzen, rothen Naſe, ſtieren, dummen Augen und ſtrohtrockenen, unordentlichen Haaren richtete ſich im Nebenzimmer in die Höhe, wo er auf einer Bank geſchlafen hatte. Er trug ein Seitengewehr und die Uniform der Nationalgarde.

„Was iſt denn los?" ſagte er mürriſch.

„Begleiten Sie dieſe Bürgerin und ihren Anhang in die Gefangenenſäle, die ſie beſonderer Zwecke halber beſichtigen wollen."

„Alſo vorwärts," antwortete der Gardiſt, indem er ſich zum Gehen wandte. Aimée mit ihrer Begleitung folgte ihm.

In der Conciergerie waren damals zeitweilig bis zu tauſend Perſonen eingeſchloſſen. Da nicht daran zu denken war, in den beſchränkten Räumen eine ſo große Anzahl Gefangener auch nur einigermaßen menſchenwürdig unterzubringen und beſonders, weil in der Schreckenszeit von 1793 die Gefangenen oft nur wenige Tage, ja Manche auch nur einige Stunden darin verweilten, um dann ſofort zur Hinrichtung gebracht zu werden, ſo hatte man ſich in der Weiſe geholfen, die Gefangenen, wie ſie gerade kamen, ohne Rückſicht auf Stand und Alter oder Geſchlecht in große Säle zuſammenzupferchen, die nicht das geringſte Mobiliar beſaßen, weder ein Bett noch eine Matratze, noch ein Trink- oder Waſchgeſchirr, noch Fenſter in den etwa vier Meter hoch angebrachten kleinen Mauerlöchern, die ſtark vergittert waren. Die Leute lagen, ſtanden oder ſaßen auf der bloßen Erde, die im Winter eiſig kalt und feucht, im Sommer dumpfig, übelriechend, ekelhaft war. Als Aimée durch dieſe Säle ſchritt, ſchauerte ſie unwillkürlich zuſammen. Die Gefangenen machten auf ſie einen unſäglich elenden und unglücklichen Eindruck. Da ſaßen

ſie einzeln oder in Gruppen herum, meiſtens Menſchen, die kaum noch Stunden zu leben hatten, mit Mienen und Beſchäftigungen, wie ſie ihnen eben der bevorſtehende gewaltſame Tod eingab. Einige ſpielten und ſangen mit einem wahren Galgenhumor, und ſuchten ſich ſo über die höchſte und letzte Fatalität hinwegzuſcherzen, Andere, die noch einiges Geld aus dem jähen Zuſammenſturz ihrer Exiſtenz gerettet hatten, tranken und jubelten, waren freigebig und verſchenkten, was ſie noch übrig hatten. Wieder Andere ſtierten verzweifelt vor ſich nieder, knirſchten mit den Zähnen und ſchlugen ſich vor die Stirn oder grübelten über Menſchlichkeit, Gerechtigkeit, Nächſtenliebe und Wahnſinn der Menſchen nach.

Aimée hatte nie etwas Troſtloſeres geſehen oder auch nur geträumt.

Männer, Frauen, auch ſogar Kinder, Alles in eine dumpfe Dunſtwolke gehüllt, theilweiſe ſchlecht und mangelhaft bekleidet, hungrig, krank, das Ende vor Augen und doch mit jeder Faſer noch hängend am Leben, an ihren Geſchwiſtern oder Kindern, an ihren Gatten, Vätern und Söhnen! — —

Eine kleine Abwechslung in das öde Einerlei dieſer Gefangenſchaft brachten die Morgenſtunden, in denen die Tags vorher Verurtheilten abgeholt wurden. Dann that ſich die große Mittelthüre auf, und herein ſchritt an der Spitze der Sansculotten ein Kommiſſar mit der „Liſte". Namen wurden aufgerufen, zehn, zwanzig, dreißig — und die Gerufenen ſtiegen dann die wenigen Stufen hinauf und verſchwanden hinter der Thür auf Nimmerwiederſehen. —

Aimée fühlte ſich förmlich überwältigt von dem Elend, das ſie ſah, ſelbſt Claude Michon fühlte eine Art von mitleidig fröſtelnder Regung. Plötzlich aber fuhr er zurück und ſah ſcheu in eine faſt dunkle Ecke, in der, nur

mit Hemd und Hosen bekleidet, abgemagert, elend, ein Bild der Hoffnungslosigkeit, sein früherer Seigneur Graf Roland de la Tour des Meaux lag. Was war aus der stolzen, schönen, edelmännischen Gestalt des Grafen geworden! Dann hörte Claude Michon einen erschütternden, wie aus tiefstem, todwundem Herzen kommenden Schrei, und gleich darauf sah er, wie Aimée zu den Füßen ihres Vaters zusammenbrach.

Obgleich finster und in ablehnender Haltung von fern stehend und gleichsam nur widerwillig der Scene, die sich da in so herzbrechender Weise zwischen Vater und Kind abspielte, zusehend, bemerkte Claude Michon doch jede Bewegung, jede Miene. Wie Aimée schluchzend mit ihrer zarten Hand über die welken, abgezehrten Hände des Grafen Roland fuhr, wie sie ihn zärtlich auf die Augen küßte, die so tief, so angstverloren, so vollständig gebrochen in ihren Höhlen lagen, wie sie ihm hastig und geheimnißvoll flüsternd Muth und Zuversicht einsprach, und er müde und todesmatt mit der Hand abwehrte. Das Alles sah Claude Michon mit einer Genauigkeit, mit einer widerwilligen Aufmerksamkeit, die ihm jede Bewegung unvergeßlich machte.

Was ging in des Mannes Seele in jenen Augenblicken vor? Niemand wußte das zu sagen; er selbst vielleicht nicht. Aber immer war es ihm, als riefe ihm eine innere Stimme zu: „Das ist Dein Werk, daran trägst Du die Schuld, Du und Deine Dummheit, Deine verrätherische Schlechtigkeit.“

Graf Roland war die ganze Zeit über ohne Subsistenzmittel gewesen. Er war daher auf Wasser und Brod angewiesen geblieben. Dazu die Sorge um seine Kinder, die Todesangst — sein Zustand war kein Wunder.

Jetzt sah Claude Michon, wie Aimée ihm verstohlen eine Handvoll Banknoten zusteckte. Er hätte es wohl

ſelbſt gethan, ſo ſehr ſein Vorrath auch ſchon zuſammengeſchmolzen war, wenn ſie es etwa nicht gekonnt hätte.

„Wer iſt das dort?“ fragte dann Graf Roland plötzlich und zeigte auf ihn.

„Er iſt unſer Begleiter geweſen aus der Provence bis hierher, Vater!“ antwortete Aimée, „kennſt Du ihn nicht? Es iſt Claude Michon, einer Deiner früheren Bauern.“

Graf Roland ſchien zu erſchrecken. Dann winkte er dem früheren Bauer mit der Hand, näher zu treten.

„Willſt Du mein Kind ſchützen, Claude Michon, wie Du es bisher gethan?“ fragte er leiſe mit zitternder, faſt flehender Stimme.

Claude Michon wollte etwas ſagen, aber eine ſonderbare innere Bewegung ſchnürte ihm die Kehle zu.

„Seigneur!“ brachte er endlich heraus.

„Still, ſtill! Ich bin der Bürger Roland, und Du biſt der Bürger Michon — nichts weiter. Willſt Du ſie ſchützen?“

„So gut ich kann.“

„Auch — auch wenn ich todt bin?“

„Ich werde ſie ſchützen, bis Sie es wieder ſelbſt können, Seigneur.“

Graf Roland reichte ihm zitternd die Hand, die Claude Michon küßte. Dann trat er wieder zurück, und der Graf ſagte zu ſeiner Tochter: „Du kannſt ihm vertrauen, Aimée. Ich kenne meine Provençalen!“

Auch das hörte Claude Michon. Es war, als ob es ihn einigermaßen beruhigt und befriedigt hätte.

Dann erſcholl plötzlich ein Trommelwirbel. Man mußte raſch Abſchied nehmen. Wenige Minuten ſpäter ſtand Aimée mit noch thränenden Augen wieder draußen auf dem kleinen Platz vor der Conciergerie mitten unter dem trinkenden und ſingenden Pöbel, der in wilden Sprüngen die Carmagnole tanzte.

Raſch eilte ſie von dannen.

11.

Madame Cabarrus-Tallien war eine kräftige, volle Geſtalt, eine ſchöne Frau von hinreißendem Temperament. Aber ſie war auch ſelbſt oft ein Opfer dieſes Temperaments. Ebenſo leicht, wie ſie Andere hinriß und verleitete, das ſtille Fahrwaſſer der Klugheit zu verlaſſen, verfiel auch ſie einer Leidenſchaftlichkeit, die ihr ſchon manchen böſen Streich geſpielt. Einige unbedachte Aeußerungen hatten zu ihrer Verhaftung geführt, und obgleich das ſchon vor Jahren geſchehen, und ſie damals auch freigeſprochen worden war, ſo nagte der Groll über dieſe Demüthigungen, die ſie damals hatte erdulden müſſen, doch noch immer mit unverminderter Heftigkeit an ihrem Herzen. Wie das häufig vorkommt, ſchrieb auch ſie dieſes Mißgeſchick nicht ihrem Fehler zu, ſondern den Fehlern Anderer, in dieſem Falle dem perſönlichen Zorn Robespierre's.

Allerdings hatte Robespierre damals den Verhaftsbefehl gegen ſie unterzeichnet, weil er zum Wohlfahrtsausſchuß gehörte, und freilich hatte er vorher einige Beziehungen zu der ſchönen Spanierin gehabt, gleichwohl war es ein Irrthum dieſer Letzteren, wenn ſie glaubte, daß perſönliche Motive zu ihrer Verhaftung geführt hätten. Madame Tallien hatte ihn ein paarmal geſehen und geſprochen. Er war ihr höchſt antipathiſch erſchienen, und in der That konnte man auch gar keine größeren Gegenſätze finden als dieſe volle, von der Natur ſo reich und verſchwenderiſch begabte feurige Frau, und den trockenen, blaſſen, nervöſen, kränkelnden Mann mit den ſtechenden Augen, dem nüchternen, knöchernen Geſicht und dem kalten, ſtahlharten, logiſchen Verſtand. Er war ihr erſchienen wie ein menſchgewordenes Prinzip, ohne Sinn für die Freundlichkeiten des Lebens, für die Schönheiten der Natur, für die Reize

des menſchlichen Daſeins; und ſie wieder war ihm — gleichgiltig geblieben! Eine Frau, wie Hunderte, Tauſende Anderer auch! Hier ſaß der treibende Stachel für Madame Tallien, die Wurzel ihres Haſſes — verletzte Eitelkeit. Er hatte ihr die Anerkennung ihrer Schönheit verweigert, die er doch mit einem einzigen freundlichen Wort hätte bewirken können. Aber er hatte dieſes Wort unterlaſſen, ſie war ihm gleichgiltig.

Man tuſchelte ſich viel in den betreffenden Kreiſen zu, Thereſe Cabarrus hätte Robespierre zu ihren Füßen ſehen wollen, und das ſei ihr nicht gelungen, aber wahrſcheinlich ging man damit zu weit, und ſie ſelbſt hatte ſich zu dem Gerücht dahin geäußert, indem ſie ſcharf geſagt: „Seinen Kopf, ja! Aber das Uebrige nicht!“

Nun mußte man im Laufe der Zeit ſowohl in Paris wie im ganzen Lande nicht nur die Unbeſtechlichkeit und den zähen, außerordentlichen Fleiß Robespierre's, ſondern auch ſeinen ſittenſtrengen, reinen Lebenswandel anerkennen. Er war ein Charakter, und zwar ein ſolcher, der gerade in ſeiner empörten, aus den Fugen geriſſenen Zeit durch dieſe Eigenſchaften thurmhoch über ſeine Zeitgenoſſen hervorragen mußte. Aber gerade das vermehrte den Haß der Madame Tallien. Hatte er ihr die Anerkennung verweigert, wollte ſie ihm dieſelbe auch vorenthalten; hatte er ihre Vorzüge geleugnet, leugnete ſie die ſeinigen auch. Ein armer, unbedeutender Schlucker wäre wohl auch ihr gleichgiltig geweſen oder doch geworden, aber ein Robespierre, eine Macht, ein Charakter wie er, nicht. Er war ein Gegenſatz zu ihrem eigenen Weſen und wurde es immer mehr, je mehr ſich ſeine Eigenſchaften ausprägten und in die Erſcheinung traten. —

Es war im Spätſommer. Nur wenige Tage waren vergangen, ſeitdem Paris die Nachricht von der Ermordung Marat's erhalten, den eine junge Bretagnerin, Namens

Charlotte Corday, im Bade erdolcht hatte. Madame Tallien kam in größter Eile und Aufregung nach Hause, warf sich in ihrem Salon in einen Sessel und ließ den mühsam zurückgehaltenen Thränen des Zornes und der Entrüstung freien Lauf.

Ihr Gemahl trat ein.

„Was gibt's, Thereſe? Was iſt Dir begegnet?"

„Eine Schmach, ein Unglück, ein Verbrechen!"

„Ich will nicht hoffen —"

„Höre zu. Eben komme ich von der Rue de la Loi, wo ich im Laden meiner Putzmacherin ſtand und Verſchiedenes mit dieſer beſprach. Da fuhr der bekannte Karren vorüber —"

„Nun, was weiter? Das müßten wir doch nun nach und nach gewöhnt ſein."

„Ja. Aber dieſer Karren fuhr eine Heldin, eine wahre Patriotin zum Tode, die ihrem Vaterlande einen größeren Dienſt erwieſen, wie der ganze Konvent."

„Wer war's?"

„Charlotte Corday!"

Bürger Tallien zuckte die Achſeln.

„Sie iſt eine Mörderin, Thereſe. Was ſollte weiter mit ihr geſchehen?"

„Nicht eine Mörderin, ſondern eine Märtyrerin; ſie hat uns von Einem jener Scheuſale der Revolution befreit; wer befreit uns von den Uebrigen?"

Bürger Tallien kannte ſeine Frau wohl; das flammende Auge, die wilde Geſte bei dieſen Worten bewieſen, daß ihre ganze wilde Energie, ihre unternehmende Thatenluſt bei dieſem Vorgang geweckt worden war. Er mochte ahnen, was ſeine Frau bewegte.

„Thereſe," ſagte er leiſe, aber mit eindringlicher, warnender Stimme, „hüte Dich wohl, Dich dem Strome entgegenzuwerfen, der mächtiger als Deine und meine Kraft iſt."

„Ach was! Ihr ſeid alle Feiglinge und Träumer! Männer? Männer wollt ihr ſein? Der ganze Konvent ſteht im Banne eines einzigen Kopfes, im Banne einer Stimme, die nur noch eine halbe Lunge zur Verfügung hat, im Banne eines ſchwindſüchtigen, ausgetrockneten Advokaten —"

„Thereſe, hüte Deine Zunge — und Deine Hand. Du haſt Recht, daß der Konvent im Banne ſteht, aber nicht im Banne eines Mannes, ſondern einer Volksſtrömung, eines Sturmes aufgewühlter Volksleidenſchaften, die Robespierre wohl hervorrufen, aber nicht beherrſchen kann. Er iſt nur der Götze der Maſſen, nicht der Lenker."

„Aber ihr bringt ihm gleichwohl Opfer, wie ſie noch keinem Götzen gebracht worden ſind. Ganze Hekatomben weiht ihr einem Götzen, ſchaarenweiſe ſchlachtet ihr die Menſchen auf ſein Geheiß. Stadt und Land zittert unter ſeinem Tritt, und der Konvent ſelbſt dienert und kriecht um ihn herum, daß es eine Schande iſt. Jedes einzelne Mitglied hat Furcht, Anſtoß zu einer neuen Reinigung des Konvents zu geben, und alles das aus Angſt vor einem Menſchen, der in Ohnmacht fällt, wenn er eine Gans bluten ſieht! Ah — Männer! Ihr wollt Männer ſein? Puppen ſeid ihr, die Stroh in den Köpfen haben und an Stelle des Herzens trockene Sägeſpäne tragen."

„Laß das gut ſein, Thereſe und höre auf meine Warnung. Ich verſichere Dich, ein Strohkopf iſt immer noch beſſer als gar keiner! Und ein Herz voll Sägeſpäne iſt nicht ſo empfindlich, wie Marat's Herz, das die Corday durchſtoßen hat."

„Feiglinge!" ſtieß Madame Tallien in tiefſter Entrüſtung hervor.

Tallien zuckte überlegen die Achſeln.

„Was glaubſt Du, daß wir thun könnten?" fragte er lächelnd.

„Nichts könnt ihr thun," entgegnete ſeine Gemahlin noch immer heftig und zornig, „und deshalb müſſen Andere daran denken, zu thun, was geſchehen muß."

„Thereſe! Das geht zu weit. Keine Ueberſpanntheiten! Sage mir, was Du vor haſt."

Madame Tallien lachte ſpöttiſch.

„Du weißt doch, Tallien, daß ich kein Konventsmitglied bin. Ich halte alſo keine langen Reden, um nachher nichts zu thun, oder zu thun, was Andere wünſchen. Das iſt nicht meine Art."

„Du wirſt Dich, uns Beide in's Unglück ſtürzen durch Deine blinde Leidenſchaftlichkeit. Nur die Klugheit ſiegt, darum ſei klug. Glaubſt Du, Thereſe, ich liebte mein Vaterland weniger als Du, die Fremde? Glaubſt Du, mir blutet das Herz nicht, wenn ich an die unſchuldigen Opfer denke? Ich bin ein Menſch und ein Mann wie Einer. Aber eben weil ich ein Mann bin, weiß ich mich zu gedulden, bis meine Stunde kommt."

„Sie wird nie kommen."

„Sie wird kommen, ſage ich Dir. Haſt Du vergeſſen, was der alte Vergniaud ſagte, als er von ſeinen Richtern das Todesurtheil hörte? ‚Ich ſterbe,' ſagte er, ‚weil das Volk momentan den Kopf verloren hat. Ihr werdet ſterben, wenn es ihn wieder erhalten haben wird!' Verſtehſt Du, was das heißen will?"

„Und darauf wollt ihr warten?"

„Ja!"

„Warten! Warten! Das Wort ſchon iſt mir ſo verhaßt, wie der Tod. Um wie viel mehr die Sache."

„So ſprechen alle Kinder und Thoren. Du weißt ſehr wohl, daß Robespierre ein Charakter iſt, der in unſerer Zeit faſt einzig daſteht. Stahlhart in ſeinen Grundſätzen, eiſern in ſeinem Willen, unbeugſam in ſeinem Vorhaben; dabei klug, fleißig, mäßig —"

„Das Alles hilft mir doch nicht," unterbrach ihn Madame Tallien ungeduldig.

„Doch, höre nur zu. Gerade an dieſer Härte wird er ſcheitern. Ich habe ihn oft beobachtet, wenn er ſprach. Er hat immer Recht, und das iſt ſein Verhängniß. Jeden Widerſpruch ſieht er als eine Beleidigung an, als eine Feindſchaft. Und dieſe Selbſtüberhebung, dieſe Herrſchſucht — das iſt der Dämon, Thereſe, der in Robespierres Bruſt wuchert, der jene Ueberlegenheit, jene Unumſchränktheit, jenes Abſolute in ihm großzieht, das wir anderen Menſchen Tyrannei nennen, das iſt der Dämon, der ihm die rückſichtsloſen Bluturtheile diktirt, der nicht anerkennen will, daß irren menſchlich iſt. Auf ſolchem Boden erwächst die Diktatur! Verſtehſt Du mich, Weib? Der einfache Abgeordnete Robespierre iſt für uns unantaſtbar, der Diktator Robespierre aber iſt eine reife Frucht im Menſchengarten. Der Diktator Robespierre verfällt derſelben Strenge, mit der der Abgeordnete Robespierre jetzt die Köpfe niederſäbelt, die doch auch nur menſchlich gefehlt."

Bürger Tallien hatte mit bedeutendem Nachdruck geſprochen. Seine Gemahlin ſann einen Augenblick nach, dann riß ſie haſtig einen Dolch aus ihrem Kleide, wo ſie ihn verborgen hatte, und reichte ihn ihrem Gemahl hin.

„Da, nimm!"

„Was ſoll das, Thereſe?"

„Nimm, ſage ich. Ich habe Dich verſtanden. Du wirſt beſſer wiſſen, wann es Zeit iſt, als ich!"

„Du wollteſt ihn ermorden?"

„Rede nichts. Nimm ihn hin. Schwöre mir, daß Du es thun willſt, wenn die Zeit da iſt."

„Ich ſchwöre es Dir, Thereſe."

Sie umarmte ihn ſtürmiſch.

12.

Zwei Stunden ſpäter trat Bürger Tallien mit ſeiner Gemahlin in das Haus des Bürgers Danton, um einer Einladung zu einem Feſtmahle nachzukommen, das dieſer anläßlich ſeiner Verheirathung ſeinen Freunden gab. Robespierre war da, außerdem St. Juſt, der lahme Couthon, der Abgeordnete Lebas mit ſeiner Frau, die eine Tochter des Tiſchlers Duplay war, in deren Hauſe Robespierre wohnte; ferner Bürgerin Laurac mit ihrer hübſchen Nichte, Marguerite Boyer und Andere.

In dem prachtvollen Empfangsſalon begrüßten ſich die Eingeladenen, beſpiegelten ſich in den großen, goldgerahmten Spiegeln und ſtaunten über die koſtbare Einrichtung. Danton ſelbſt ging mit ſeiner jungen hübſchen Frau, einer geborenen Pariſerin, heiter und guter Dinge umher, als ob er das ewige Leben hätte und nie ein Wandel eintreten könne. Man erwartete das auch von dem leichtlebigen Mann nicht anders.

„Bürger Robespierre," ſagte Madame Tallien, dieſen mit ausgeſuchter Höflichkeit begrüßend, „ich freue mich, Sie wohl und munter zu ſehen, um ſo mehr, als ich vor einigen Tagen hörte, Sie ſeien leidend, und hätten wieder mit den höchſt bedauerlichen Geſichtsſchmerzen zu kämpfen."

„Es iſt vorbei, ſchönſte Frau," verſetzte Robespierre in einer flüchtigen, raſchen Weiſe, wie wenn man etwas Unweſentliches und Nebenſächliches raſch erledigen will, „es iſt vorbei und ich danke Ihnen, Bürgerin, daß Sie ſolch' Intereſſe an meiner Geſundheit nehmen. Offen geſtanden, ich hätte das eigentlich nicht vorausgeſetzt."

„Sie thun mir weh, Bürger Robespierre, wahrhaftig, Sie thun mir weh. Wenn Sie wüßten, daß ich zittere, wenn von Ihrer ſchwankenden Geſundheit die Rede iſt —"

„Wirklich? Ah, das iſt ja überraſchend. Eine Freundin, wo ich ſie am allerwenigſten vermuthet hätte.“

„Sie glauben mir nicht? Wie Unrecht Sie mir thun! Es iſt merkwürdig, daß die größten Männer unſerer Zeit die Eigenſchaften haben, den Frauen, die ihnen wohlwollen, mit Mißtrauen zu begegnen. So auch Marat. Der arme Marat; er würde noch leben, wenn er einer wohlgemeinten Warnung bei Zeiten Gehör geſchenkt hätte.“

Jetzt wurde Robespierre plötzlich aufmerkſamer. „Was meinen Sie, Bürgerin?“ fragte er haſtig.

„Man hat Marat wohl verſtändigt, daß er in Gefahr ſchwebe, aber leider, leider ohne Erfolg.“

„Wieſo? Man hat ihn verſtändigt? In welcher Weiſe?“

„Eine Wahrſagerin, die Bürgerin Théot, die in der Rue Contreſcarpe wohnt, hat Marat bereits vor drei Wochen Tag und Stunde ſeines Untergangs vorausgeſagt.“

Ueber Robespierre's Geſicht zuckte es nervös, aber da das ein häufig vorkommender Zufall war, ſo konnte Madame Tallien daraus nicht entnehmen, ob ihn ihre Mittheilung beſonders erregt hatte.

„Die Bürgerin Théot in der Rue Contreſcarpe!“ wiederholte er erſtaunt und neugierig zugleich.

„Ja, Bürger Robespierre.“

„Und das wäre wahr?“

Madame Tallien zog wie etwas beleidigt über die Zweifel die ſchönen Schultern höher.

„Ich ſelbſt war dabei.“

„Sie ſelbſt, Bürgerin? Sie frequentiren die Bürgerin Théot auch? Eine ſo aufgeklärte, geiſtvolle Frau?“

„Warum wollen Sie es einer Frau verdenken, auch einmal einen Blick hinter den Vorhang zu thun, der uns die Zukunft verhüllt? Haben nicht ganz beſonders wir Frauen unſere unbeſtimmten, unerklärlichen Ahnungen, unſere Wünſche und Hoffnungen, unſere bangen Befürch-

tungen und Beklemmungen? Warum ſollen wir nicht auch uns davon befreien, uns aufklären durch eine Frage an das Schickſal?"

„Und Sie glauben wirklich, daß die Théot etwas weiß?"

„Sie hat bewieſen, mehr als einmal, daß ſie mehr weiß, als irgend Jemand. Als ſie Marat ſeinen Tod durch Meuchelmord prophezeite, ſtand Marat in der Blüthe ſeiner Beliebtheit beim Volke. Kein Menſch in Paris hätte es geglaubt. Er ſelbſt glaubte es nicht. Wer konnte auch ahnen, daß da ein halbverrücktes Mädchen aus der Bretagne nach Paris kommen würde, um —"

„Es iſt ſonderbar, höchſt ſonderbar!"

„Gewiß iſt es das. Und es iſt auch wahr, Bürger."

„Es ſcheint ſo."

„Es iſt ſo! An der Théot liegt es alſo nicht, wenn Marat doch zu Grunde ging, und wenn ich ein hervorragender Mann wäre, was ich, Gott ſei gelobt, nicht bin, ſo würde ich gewiß nicht unterlaſſen, mich auch einmal an die Wahrſagerin zu wenden, ſelbſt wenn ich nicht an ſie glaubte."

„Sie meinen, ich ſollte —"

„Ich meine gar nichts. Wenn aber die Augen ſeiner Mitbürger ſo auf Jemand ruhen, wie jetzt auf Ihnen, Bürger Robespierre, ſo hat man die Verpflichtung, nichts zu unterlaſſen, was zu ſeiner Sicherheit dient."

„Sie ſcherzen, ſchöne Frau."

Bürger Tallien trat herzu. Man ging zu Tiſch. Robespierre führte Leonore Duplay zu Tiſch. Das war ein junges Mädchen mit ſchüchternen Augen und blaſſen Wangen, die für den berühmten Miethsmann ihrer Eltern eine unbegrenzte Achtung und zaghafte Verehrung fühlte. Sie war in letzter Zeit ſo beſorgt um ihn, daß ſie ihm ſogar, wenn er zu Hauſe allein ſpeiste, die Piſtolen auf den

Tiſch legte, damit er ſich bei einem etwaigen plötzlichen Ueberfall zur Wehre ſetzen könne.

Bei Tiſch ſaß Robespierre neben Danton. Er hatte den Ehrenplatz inne. Danton trank ihm häufig zu und ſtieß mehrere Male das Waſſerglas um, aus dem Robespierre während des Eſſens trank, um ihn zu veranlaſſen, auch Wein zu trinken. Aber Robespierre trank nur Waſſer, während Danton ſchweren Burgunder in ziemlicher Menge genoß.

„Es lebe, was wir lieben!“ rief Danton übermüthig und küßte dabei ſein junges hübſches Weibchen auf die Wange.

Robespierre ſah ihm kalt zu. „Was wir lieben?“ fragte er ſich erſtaunt. Robespierre liebte gar nichts. Nach einer Weile antwortete er: „Es lebe Frankreich, es lebe die Tugend!“

„Nun,“ rief Danton lachend, „Jedem, was ihm paßt. Ich für meinen Theil liebe meine Frau. Was ſagſt Du dazu, Robespierre, ich habe meiner Frau hundertvierzigtauſend Franken zuſchreiben laſſen, im Fall meines Todes.“

„Hundertvierzigtauſend Franken!“ erwiederte Robespierre erſtaunt, und er dachte daran, daß Danton noch vor kaum Jahresfriſt über und über verſchuldet geweſen war. Sonſt fiel ihm aber bei dieſer Nachricht nichts Beſonderes ein.

„Man muß vorſichtig ſein. In unſerer heutigen Zeit ſteht keines Menſchen Kopf feſt,“ fuhr Danton fort.

„Das nennſt Du vorſichtig?“ fragte Robespierre mit einem langen Blick auf ihn.

„Natürlich! Der Beſitz iſt die einzige wirkſame Vorſicht gegen die Ueberraſchungen des Lebens. Wenn die Effekte des Lebens und der Jugend nach und nach verblühen und welken, wie die Blätter am Baum im Winter, dann iſt der Beſitz der Anker, der vor Untergang ſchützt, der ſchützende Rock gegen die Unbilden des Lebens. Deshalb habe ich meine Frau ſicher geſtellt. Bin ich nicht klug?“

Robespierre sah erst ihn an, dann sah er sich still und nachdenklich im Prunkzimmer um, in dem sich die Tafel befand, wo die edelsten Weine Frankreichs in Strömen flossen.

Endlich sagte er kurz und finster: „Nein!"

„Nicht?" fuhr Danton überrascht und auch etwas zornig auf.

„Nein!" sagte Robespierre wieder kalt und gemessen.

„Wenn ich meine Frau sicher stelle! Sie soll wohl hungern nach meinem Tode?" fragte Danton wieder etwas höhnisch den kleinen blassen Mann neben ihm.

„Besser hungern als Brod essen, an dem Unrecht klebt."

Dauton hatte schon viel getrunken. Er schnellte bei dem Worte Unrecht in die Höhe, als wollte er seinen Nebenmann mit einem Schlage seiner wuchtigen Faust niederstrecken. Er wußte wohl, was Robespierre mit dem Worte meinte. Dieser hatte ihm schon früher einmal vorgeworfen, Geld von der „Wittwe Capet" genommen zu haben, wofür Danton gewisse Erklärungen im Konvent abgegeben haben sollte. Aber sei es, daß er in Wirklichkeit sich nicht ganz rein wußte und entweder in dieser oder in anderer Beziehung etwas „an seinen Fingern hängen geblieben" war, Danton begnügte sich, nur verächtlich mit den Schultern zu zucken, sein Glas mit Hast auszutrinken und dann im wegwerfenden Tone zu sagen: „Robespierre, Du bist und bleibst ein bocksledener Philosoph, der in seinen Prinzipien und Theorien steckt und nie begreifen wird, was eigentlich Leben heißt. Du bist ein Mensch, den die Natur nur aus Versehen mit Fleisch und Bein begabt hat. Du hättest als abstrakter Begriff, als mathematischer Lehrsatz oder geometrische Figur auf die Welt kommen sollen, aber nicht als Mensch unter Menschen."

Robespierre war auch aufgestanden und hatte Danton

von Kopf bis zu den Füßen gemeſſen. Jetzt ſagte er ruhig und gedehnt, als ob er ſeinen Gegner, der ſchon hitzig und erregt war, noch mehr hätte reizen wollen: „Soooo?“

„Ja, ſo!“ äffte ihm Danton nach. „Du bildeſt Dir ein, der Meſſias der Tugend und Gerechtigkeit in Frankreich zu ſein und möchteſt in Deinem Wahn, alle Menſchen tugendhaft zu machen, am liebſten von den fünfundzwanzig Millionen Einwohnern Frankreichs die Hälfte auf den Block ſchleifen.“

„Vier Fünftel, Danton, vier Fünftel, wenn nur der Reſt tugendhaft und glücklich dadurch wird,“ entgegnete Robespierre kalt und ſteif. „Je mehr ein Körper ſchwitzt, deſto geſünder wird er, und Frankreich hat auch genug an fünf Millionen Einwohnern, wenn ſie nur glücklich ſind.“

Bei dieſen Worten, die allerdings mit der Sicherheit einer mathematiſchen Formel ausgeſprochen wurden, rieſelte es eiſig über die Haut aller Anweſenden. Kein Laut wurde hörbar, aber aller Blicke ruhten entſetzt auf der kleinen nervöſen Geſtalt vor ihnen, an deren blutloſen, höhniſch-kalten Lippen jetzt die Geſchicke Frankreichs hingen.

Nur Danton behielt ſeine Geiſtesgegenwart. Mit der ihm eigenthümlichen Heftigkeit und donnernden Stimme rief er raſch und unmittelbar: „Du biſt alſo der Teufel ſelbſt, Robespierre!“

Alle erſchraken und richteten den Blick wieder auf dieſen. Man war auf etwas Furchtbares gefaßt, und in allen Mienen ſpiegelte ſich Angſt und Schreck.

Aber Robespierre lächelte. Ueberlegen, höhniſch, aber es war doch ein Lächeln. Niemand der Anweſenden hatte ihn je lachen ſehen, es war, als ob das Blut in den Adern unter dieſem Lächeln erſtarren müßte.

„Der Teufel iſt auch ein Gott,“ antwortete Robespierre mit überlegenem Hohn, „aber laſſen wir dieſe Erörterungen. Du haſt mich zum Eſſen eingeladen. Gut,

ich habe gegeſſen und gehe nun wieder fort. Wenn Du Luſt haben ſollteſt, mit mir zu ſtreiten, ſo werde ich es nicht an einer Einladung meinerſeits dazu fehlen laſſen. Ich wünſche Dir dann eine gleiche Streitluſt, wie heute! Du wirſt ſie brauchen können. Und damit — — lebe wohl."

Robespierre machte eine leichte, flüchtige Verbeugung, dann nahm er Leonore Duplay mit einer etwas kleinſtädtiſchen Gravität an den Arm und verließ mit ihr das Zimmer.

Das Peinliche dieſes Vorganges wurde noch dadurch erhöht, als gleich darauf auch Lebas mit ſeiner Frau, St. Juſt und Couthon den Speiſeſaal, höflichſt grüßend, aber lautlos verließen. Es herrſchte eine drückende Stille, eine ſchwüle Beklommenheit unter den Zurückgebliebenen. Die letzten Worte Robespierre's bargen einen giftigen Stachel, eine Drohung, welche ganz klar bewies, daß durch die Freundſchaft der beiden Häupter der Revolution ein unheilbarer Riß gegangen war.

Danton faßte ſich zuerſt wieder. Er erhob in trotzigem Muthwillen von Neuem das Glas und ſagte laut: „Er iſt ein Narr. Laſſen wir uns von ihm nicht ſtören. Trinkt, Freunde, und laßt uns fröhlich ſein, ſo lange der Tag ſcheint. Wer weiß, wie bald die Nacht kommt. Trinkt! Es lebe, was wir lieben!"

Man trank auch, man ſtieß an und that dem Redner ſeinen Willen, aber eine finſtere, ahnungsvolle Beklommenheit blieb auf der Verſammlung laſten, ſo daß man allſeitig froh war, als bald darauf die Tafel aufgehoben wurde.

Nun redete man Danton von verſchiedenen Seiten zu, daß er den Zwiſchenfall nicht auf die Spitze treiben, den Zerfall mit Robespierre nicht definitiv machen ſolle. Man rieth ihm, den Konvent und das Stadthaus einige Zeit

zu meiden, bis ſich die erſte und größte Aufregung gelegt. Andere gingen noch weiter und baten Danton ernſtlich, auf ſeine Sicherheit bedacht zu ſein, redeten von Flucht in's Ausland und dergleichen.

Danton war viel zu aufgeregt, um einer ruhigen Ueberlegung nachzugeben. Er rühmte ſeine Furchtloſigkeit und rief laut und ſtürmiſch: „An Danton traut ſich der Schleicher nicht, glaubt mir, Freunde, an Danton darf er ſich nicht wagen. Es wäre ſein Untergang. Die Dantoniſten ſind nicht die Girondiſten. Meine Anhänger ſtehen im Volk, auf dem Berg, im Jakobinerklub. An Danton traut er ſich nicht!“

Die Bürgerin Laurac näherte ſich ihm und trat mit ihm etwas abſeits in eine Fenſterniſche.

„Sie irren ſich, Bürger Danton,“ ſagte ſie zu ihm in ernſter, ruhiger Weiſe, „wenn Sie glauben, Robespierre wage ſich nicht an Sie. Ich verſichere Sie, daß er kein Feigling iſt. Halten Sie ihn, für was Sie wollen, ein Feigling iſt er nicht.“

„Und wenn er's thut, was dann? Ich bin ſo mächtig, wie er. Er ſoll nur kommen!“

Die kluge Frau ſah ihn ſcharf an. Dann ſagte ſie mit einer eigenthümlichen Betonung, die Danton trotz ſeiner Aufregung auffiel: „Ich weiß nicht Bürger Danton, inwieweit Sie Urſache haben, gewiſſe Erörterungen mit Robespierre zu fürchten, aber ich weiß ſehr wohl, daß Robespierre auf der Rednertribüne und in ſeiner bekannten, harten Tugendbegeiſterung aus einer Mücke einen Elephanten machen kann, und daß er aus dem, worin Sie heute eine ſelbſtverſtändliche Klugheit ſehen, vielleicht ein todeswürdiges Verbrechen finden wird. Darum laſſen Sie ſich gut zureden und weichen Sie dem Zuſammenſtoß aus, ſo lange es noch Zeit iſt.“

„Sie meinen auch, ich ſolle fliehen? Vor ihm fliehen?“

Bürgerin Laurac trat noch tiefer in die Niſche zurück und flüſterte noch leiſer und geheimnißvoller: „Hören Sie mir zu, Bürger Danton, denn ich will Ihr Beſtes. Sie ſind ja genügend in meine Verhältniſſe und Beziehungen eingeweiht, um zu wiſſen, oder zu ahnen, wie ich zu dem verhafteten Bürger Roland de la Tour des Meaux ſtehe. Es wird Sie alſo nicht wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß ich beauftragt bin, Ihnen für ſeine Freilaſſung die Summe von hunderttauſend Franken in Gold zu bieten —"

„Bürgerin —" brauste Danton auf.

„Bitte, bitte, Bürger Danton, hören Sie mir zu, bis ich fertig bin. Hunderttauſend Franken ſind ein ſchönes Geld, und Sie können damit ſammt Ihrer jungen Frau überall außerhalb der Grenzen Frankreichs ein behagliches Leben führen. Nach all' den blutigen, leidenſchaftlichen Stürmen und Kämpfen von Paris, deren Ende nicht abzuſehen iſt und deren größte Heftigkeit und Härte gerade jetzt für Sie bevorzuſtehen ſcheint, ein ſtilles, friedliches Landhaus am Rhein, oder in Piemont, in dem ſchönen Italien — lockt Sie das nicht, Bürger Danton?"

„Nein."

„Oder fürchten Sie eine Ungerechtigkeit zu begehen? Sie kennen ja den Prozeß des Bürgers Roland de la Tour des Meaux und müſſen als Mann von klarem Urtheil zugeben, daß es nicht eine Ungerechtigkeit wäre, ihn freizulaſſen, ſondern daß damit nur eine Ungerechtigkeit wieder gut gemacht würde —"

„Still," unterbroch ſie Danton herriſch. Nach einer kleinen Pauſe fuhr er etwas milder und freundlicher fort: „Ich will nichts gehört haben, Bürgerin Laurac; das iſt Alles, was ich Ihnen darauf antworten kann. Ich will Ihnen Ihr menſchliches Gefühl nicht zum Verbrechen machen. Das aber dürfen Sie nicht vergeſſen, daß, ſo lange ich Juſtizminiſter von Frankreich bin, dergleichen Un-

regelmäßigkeiten nicht vorkommen werden. Ich will Ihnen nicht einmal einen Vorwurf machen. Sie haben geglaubt, mich jetzt zu einem ſolchen Handel geneigter zu finden, weil ich vermutlich vor einem ſchweren Kampfe ſtehe, dem ſich zu entziehen nicht einmal eine Feigheit ſein würde. Aber ich weiſe Ihre Zumuthungen beſtimmt zurück! Merken Sie ſich das, Bürgerin Laurac!"

Letztere war in ſichtbare Angſt und Beſtürzung gerathen. Sie hatte ſo ſicher darauf gerechnet, ſie würde unter den obwaltenden Umſtänden mit ihrem Beſtechungsverſuche Glück haben, und nun ſchien es, als ob ſie ihrer Sache mehr geſchadet, als genützt habe.

„So habe ich einen Feind, wo ich einen Freund zu finden hoffte?" fragte ſie beklommen.

„Weder das Eine noch das Andere."

„Danton, gedenken Sie der Thränen der Waiſen, gedenken Sie der Augen der Bürgerin Aimée, die ſich blind weinen wird, wenn ſich die Augen ihres Vaters in ſo gräßlicher Weiſe ſchließen."

Danton ſah aus der Niſche heraus, wie ſich die Bürgerin Aimée mit ſeiner jungen Frau unterhielt. Sie waren gleicher Größe und gleicher Statur. Seine Frau mochte ein oder zwei Jahre älter ſein.

„Geben Sie ſich zufrieden, Bürgerin Laurac. Was ich bisher gethan, werde ich auch in Zukunft thun. Ich habe bisher die Akten des Bürgers Roland de la Tour des Meaux zurückbehalten, um zu verhindern, daß er vor das Revolutionstribunal geſtellt wird, was gleichbedeutend ſein würde mit einer Verurtheilung zum Tode. Ich werde die Akten, ſo lange ich überhaupt im Amte bin und die Macht dazu habe, auch fernerhin zurückhalten, weil ich hoffe, dieſes fürchterliche Tribunal durch Aufhebung in ſeiner blutigen Thätigkeit zu hemmen. Dann werde ich die Akten zur Aburtheilung an die ſtändigen Gerichte über-

geben, und dieſe werden wohl finden, daß dem Bürger Roland de la Tour des Meaux mehr Unrecht geſchehen iſt, als er gethan hat. Mehr dürfen Sie von mir nicht verlangen. Verſtanden?“

Lebhaft und dankbar drückte ihm die Bürgerin Laurac die Hand. Danton war doch edler in ſeiner Geſinnung, freier, unbefangener in ſeinem Handeln, als er es ſchien, und als man allgemein von ihm annahm.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Winterkönigthum.

Geschichtliche Erzählung von J. v. Ettmüller.

Mit Illustrationen von G. A. Closs.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein wahrhaft glänzendes Schauspiel, als im Januar 1574 der neu erwählte König Polens, Heinrich von Valois, Herzog von Anjou, zu Meseritz seine Staaten betrat.

Dreitausend deutsche Reiter, welche ihm Kaiser Maximilian als Geleite gegeben, hielten jenseits der Grenze in Schlachtordnung. Ihre schweren Pferde, ihre ernste, dunkle Kleidung, die bärtigen Gesichter boten einen malerischen Gegensatz zu den polnischen Truppen, welche vor der Stadt ihren Herrscher erwarteten. Viele von diesen trugen nach türkischer Art den krummen Säbel, lange Bogen, und über der Schulter den Köcher, mit Pfeilen gefüllt. Andere, mit Lanze und Streitaxt bewaffnet, hatten an den Achseln sowohl wie am Sattel des Pferdes große Flügel aus Adler- und Geierfedern befestigt, so daß sie von Weitem selbst einem ungeheueren Raubvogel gleich sahen. Noch Andere erschienen in glänzendem Helm und Harnisch. Sie waren im Ganzen gegen 15,000 Pferde stark.

Der König selbst, umgeben von seinem glänzenden Gefolge, zeigte sich in schwarzem, goldgesticktem und mit Pelz verbrämtem Sammtkleide; auf dem Haupte eine kleine

Mütze, mit Smaragden besetzt; über der Stirne war ein Federstrauß mit einem Diamant befestigt.

Zunächst hinter ihm hielten die polnischen Gesandten, welche die Krone der Jagellonen dem französischen Prinzen bis nach Paris entgegengebracht hatten, an ihrer Spitze die Magnaten Baski und Johann Zborowski.

Bevor die Empfangsceremonien und offiziellen Reden begannen, erbat sich der Letztere von dem König Urlaub, und ritt durch die aufgestellten Truppen direkt nach der Stadt, wo er vor einem der stattlichsten Häuser — ganz aus Holz gebaut, wie alle übrigen dieser Grenzorte — abstieg. Während harrende Lakaien sein Pferd in Empfang nahmen, trat er selbst in ein großes Gemach, wo vier andere Magnaten bereits vereinigt waren und ihn offenbar erwarteten.

Er küßte einen Jeden auf den Mund, nach Landesart; alsdann setzten sie sich.

„Nun, Johann," ergriff der Aelteste das Wort, „dieser erste Theil der Komödie wäre also glücklich abgespielt! Da wir selber die Krone nicht erlangen konnten, obwohl dieselbe der Macht und dem Glanze unseres Hauses wohl gebührte, so müssen wir eben versuchen, dieselbe auf Umwegen zu bekommen, wenn erst unsere Schwester Nadina als Gemahlin des Valois den Thron theilt. Vor Allem, was ist der Valois für ein Mann?"

„Ein Mann?" entgegnete der Gesandte verächtlich. „Am ganzen Hofe zu Paris habe ich nur einen gefunden, und der trägt einen Weiberrock, ich meine die Königin-Mutter Katharina. Dieser Heinrich von Anjou ist das reinste Gängelkind, eine Puppe, sage ich euch! Schminken und Pomaden beschäftigen ihn mehr, als ernste Angelegenheiten; und er handhabt lieber den Fangbecher als die Streitaxt."

„Um so besser! Gerade so wünsche ich mir meinen zu-

künftigen Schwager. Das Haus Zborowski hat im Ueberfluſſe, was dieſem Weichling fehlt!"

Der alſo ſprach und ſeine ehrgeizigen Pläne vor ſeinen Brüdern enthüllte, war das Oberhaupt der Familie, Peter Zborowski, der gewaltige Palatin von Sandomir. Er vor Allen hatte die Wahl des franzöſiſchen Prinzen bei Senat und Landtag durchgeſetzt.

Als nämlich der Letzte der Jagellonen, König Sigismund Auguſt II. im Jahre 1572 ſtarb, hinterließ er nur eine Schweſter, Anna. Die Magnaten, Senatoren ſowohl wie Landboten, waren darin einig, der Erblichkeit der Krone ein- für allemal ein Ende zu ſetzen, und von ihrem alten Rechte, den Fürſten zu wählen, hinfort ausſchließlich Gebrauch zu machen.

Polen war zu dieſer Zeit noch eine bedeutende Macht, von großem Reichthum; und ſo fehlte es nicht an Bewerbern um den Thron.

Von den Magnaten ſelbſt erhoben der Primas, Erzbiſchof von Gneſen, ſowie der Krongroßmarſchall Firley Anſprüche; Fürſten des Auslandes, wie der König von Schweden, der Kaiſer von Deutſchland, der Zar von Rußland verſuchten, Polens Krone mit der ihrigen zu vereinigen.

Die eingeborenen Prätendenten erkannten bald, daß ſie keine Ausſicht hatten, die Stimmen ihrer ebenbürtigen Kollegen zu erhalten. Die fremden Monarchen wurden einer nach dem anderen ausgeſchloſſen, da die Polen einen König für ſich haben wollten, und mit Recht in der Wahl eines ohnehin ſchon mächtigen Nachbars den Verluſt ihrer Selbſtſtändigkeit vorausſahen. So erhielt ſchließlich, nach langem Intriguenſpiel, der jüngere Bruder des Königs von Frankreich den Vorzug. Er verdankte ihn dem Einfluſſe Baski's, den er durch Verſprechungen und Geld gewonnen, und ganz beſonders der Familie Zborowski.

Der Palatin von Sandomir und seine Brüder hatten sich wohl gehütet, direkt um die Krone zu werben. Sie hofften, sich derselben indirekt, durch ein Geschöpf ihrer Hand, zu bemächtigen, und ihrer schönen Schwester Nadina trauten sie hinreichende Macht zu, den König in Fesseln zu legen.

„Was hast Du mir denn von dem Wapowski geschrieben?“ begann auf's Neue der Gesandte. „Die Nadina sei in ihn verliebt? Er rechne auf ihre Hand? Sie habe ihm schon ihr Wort gegeben?“

„Das ist der schwarze Punkt am Horizont!“ entgegnete der Palatin stirnrunzelnd. „Das fehlte noch, daß ein Weibsbild unsere Pläne durchkreuzte! Zu einer Königin will ich sie machen, und nicht zur Kastellanin von Przemysl!“

„Du hast ihr doch recht zugeredet?“

„Ich habe ihr zugeredet, ja! Aber ist sie nicht auch eine Zborowska? Unsere Köpfe sind schwer zu brechen.“

„Den Teufel auch!“ rief zornig Samuel, der jüngste der Brüder. „Geht es an einem Ende nicht, so versuchen wir's am andern! Mit dem Kastellan von Przemysl will ich allein schon fertig werden!“

„Ruhe! Ruhe und Ueberlegung!“ warnte der Palatin. „Wir haben Zeit. Es ist gebotener Friede; wer denselben bricht, bringt sich um den Kopf.“

„Vorläufig ist er beim Valois auch schon recht schlecht angeschrieben,“ setzte der Gesandte hinzu. „Er und Firley sind es ja, welche die neuen, die königliche Gewalt noch mehr einschränkenden Gesetze ausgeheckt und im Senate durchgedrückt haben. Wenn dieser Heinrich ihm auf irgend eine Art beikommen kann, geht's ihm schlecht, denn Großmuth oder Milde scheinen mir nicht zu den hervorragenden Tugenden dieser Franzosen zu gehören! Doch die Minuten fliehen; begeben wir uns an unsere Plätze. Der

König ſoll ſeine treueſten Diener nicht ſchon in den erſten Momenten ſeiner Regierung vermiſſen."

Sie brachen auf, ſchwangen ſich auf ihre Pferde, und während der Geſandte ſich dem Gefolge Heinrich's von Valois wieder anſchloß, ſtellten ſich der Palatin und die anderen Brüder an die Spitze ihrer Gefolgsleute.

War ſchon der Empfang in Meſeritz ſo großartig geweſen, ſo zeichneten ſich der Einzug in Krakau und die Krönung durch eine Pracht und einen Reichthum aus, von welchem die franzöſiſchen Höflinge trotz des Pariſer Luxus bisher keine Ahnung gehabt hatten. Das Koſtüm eines Jeden der Magnaten repräſentirte für ſich allein ein Vermögen; da war nichts als Edelſteine in Menge, höchſt ſeltenes Pelzwerk; gewöhnliche Gefolgsmänner, deren der Aermſte zweihundert mit ſich führte, ſtrotzten in Gold- und Silberbrokat. Die Polen ritten Pferde, für welche ſie ungeheure Summen verſchwendeten, und die ſie aus aller Herren Ländern, aus Spanien, ja aus Afrika kommen ließen. Zahlreiche Triumphbogen waren errichtet, auf welchem ſilberne Adler, Meiſterwerke der Mechanik, beim Durchzuge des Königs ſich dreimal verneigten und mit den Flügeln ſchlugen.

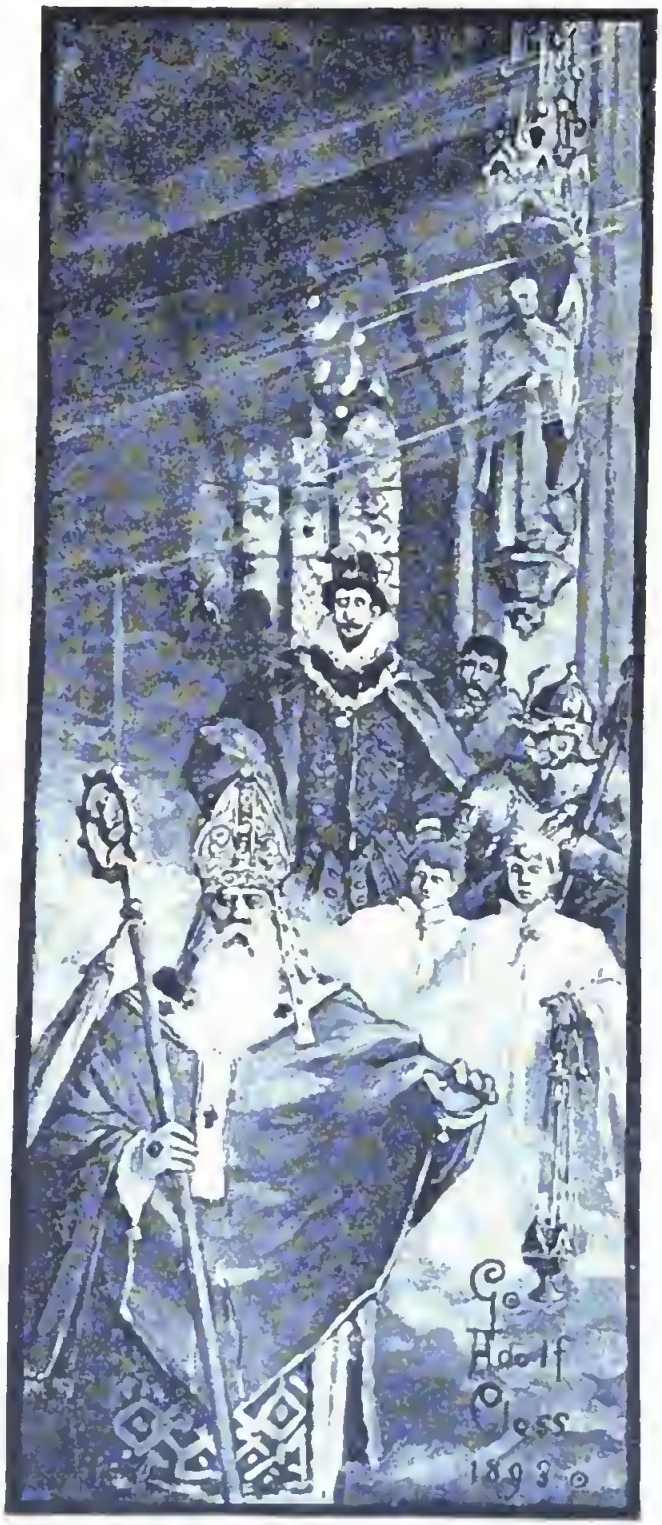
Nachdem im Dome der Primas die Eidesformel verleſen, wandte ſich der Krongroßmarſchall Firley gegen die Senatoren und Landboten, und rief mit dröhnender Stimme: „Iſt es euer Wille, daß Heinrich von Valois, Herzog von Anjou, zum Könige gekrönt werde?"

„Wir wollen es!" ſchrien ſie einſtimmig. „Vivat Rex!"

„Vivat rex — es lebe der König!" wiederholten die Anweſenden, ſowie die tauſendköpfige Menge, welche vor dem Portale in dichtem Gedränge harrte.

Die polniſchen Gaſtmähler waren von jeher berühmt, und die beſcheidenſten derſelben nahmen ſieben bis acht

Tagesstunden in Anspruch; aber es wäre vergeblich, die Fülle, die Auswahl, die Verschwendung beschreiben zu wollen, die bei dem Essen herrschte, welches im Schlosse die polnischen und französischen Großen vereinigte. Schweren Hauptes und überladenen Magens zogen sich endlich der König und seine Vertrauten zurück, während die Magnaten in homerischem Wettkampf ihre Trinkfähigkeit maßen.



„Wo sind St. Luc und Quelus?“ fragte König Heinrich, als Friseur und Kammerdiener seine Nachttoilette begannen.

„Unter den Tisch gefallen!“ entgegnete mit etwas schwerer Zunge der junge Graf Schomberg.

„Und Du haſt widerſtanden, mein braver Schomberg! Allerdings, Deine Familie ſtammt nicht umſonſt aus Sachſen!

„Sire, um gerecht zu ſein, ſollten Sie Ihr Kompliment eher an Du Hall und Souvray richten; ihnen gebührt die Palme unter uns Allen; ſie können ſogar noch gerade ſtehen!"

„Ja freilich, die haben ſich in ihren Burgunderweinen ſchon in früher Jugend geſtählt; ich hätte nie gedacht, daß eure Laſter einmal euch zum Ruhme gereichen würden!"

Damit verfiel Heinrich in tiefes Sinnen, welches Niemand zu unterbrechen wagte. Kammerdiener und Friſeur waren fertig und entfernten ſich; auch die Höflinge machten Miene zum Aufbruche, als ein Zeichen des Königs ſie zurückhielt.

„Und glaubt ihr wirklich, daß das ein Leben für mich ſein wird, inmitten dieſer Wölfe und Bären, in Schnee und Eis zu verwildern? König der Sarmaten! Eine beneidenswerthe Sache, wahrhaftig! Und dazu noch Wahlkönig! Sie haben ihre Rechte, Freiheiten und ähnliche Duſeleien ſchön verklauſulirt! Jeden Morgen erſchienen ſie mit neuen Vorbehalten. Mein Bruder Karl hat mir dieſe Krone aufgedrungen, um ſich meiner zu erledigeu. Wollen ſie mir nicht ſogar die alte Infantin, die Anna, aufhalſen? Sie könnte ja meine Mutter ſein!"

„Der Zborowski," alſo erklärte Du Hall, „gab mir zu verſtehen, daß dieſe Bedingung wohl zu umgehen ſein werde; er räth zum Hinziehen, zu bedeutungsloſen Höflichkeiten, er meinte, das werde mit der Zeit ſich ſchon geben!"

Souvray ſetzte hinzu: „Er meinte auch, das mit den Freiheiten ſei auch nicht ſo gefährlich. Geſtützt auf einige ergebene Familien von Einfluß —"

„Er meint mir nur zu viel!" bemerkte der König. „Da iſt mir der Baski lieber. Mit dem weiß man doch

ſogleich, woran man iſt. Hunderttauſend Thaler, und einige einträgliche Poſten, mehr verlangt er nicht. Dieſer Zborowski hingegen, der Teufel weiß, was der im Schilde führt."

„Ha! Wenn ſeine Schweſter auch nur einigermaßen dem Porträt gleich ſieht, das er uns gezeigt, ſo ließe ſich mit dieſen Leuten doch ein angenehmer Verkehr einleiten!" ſagte Schomberg lachend.

„Vorderhand kann und muß man ſich dieſer Leute bedienen," ſagte der Kanzler Pibrac, ein ernſter und gewiegter Staatsmann. „Wenn mit ihrer Hilfe die frechen Unterthanen zu Paaren getrieben ſind, iſt es immer noch Zeit, auch dieſe Rebellen zu brechen. Erinnern Sie ſich, Sire, der weiſen Rathſchläge Ihrer erlauchten Mutter."

„Gewiß, gewiß!"

Auf einen neuen Wink des Königs verabſchiedeten ſich nun auch die Höflinge.

Endlich allein, zog der König ein goldenes Medaillon hervor, öffnete daſſelbe, und betrachtete lange das reizende Frauenporträt, welches darin enthalten war. Dann ſeufzte er tief auf, küßte daſſelbe, verſchloß es wieder, und ließ ſich auf ſeinen Betſtuhl nieder.

Das Original des Bildes war aber nicht eine Polin, ſondern eine Dame vom franzöſiſchen Hofe, Maria v. Clèves, die erſte Liebe des Herzogs von Anjou. — —

Die folgenden Tage waren ritterlichen Spielen gewidmet.

Auf einer Tribüne ſaß der König, auf vergoldetem Stuhle, unter goldenem Baldachin, welchen Polens Wappen überragte. Neben ihm, zur Rechten wie zur Linken, nahmen die Damen der polniſchen Großen Platz; unter ihnen und dem Könige zunächſt die vor Allen ſchöne Nadina Zborowska. Weiter hinten, auf erhöhten Stufen, hatten die franzöſiſchen Edelleute, als Ehrengäſte, ihre Sitze. Zuletzt kamen

die Senatoren, Landboten und Magnaten, insofern sie nicht an den Turnieren sich betheiligten.

Die Spiele verliefen programmmäßig, am Abend war wieder große Tafel im Schlosse. Das Unglück wollte, daß Samuel Zborowski und der Kastellan von Przemysl mit ihrem Gefolge unter dem Thore zusammenstießen.

„Nun, Wapowski," rief Samuel überlaut, „wo hast Du denn Deine Kunkel? Denn mir scheint, Du bist nicht zu männlichem Spiele hiehergekommen; Du scheinst mir ganz dazu gemacht, einen ausgezeichneten Hanf zu spinnen."

„Man kennt mich, Samuel Zborowski, und meine Proben sind schon lange abgelegt. Doch ich ehre auch Deinen Namen, und —"

„Eine alte Spinnerin, sage ich!" unterbrach ihn Samuel laut schreiend.

Sein Gefolge lachte, die Leute aus Przemysl murrten, gegenseitig begann ein Hin- und Herdrängen, es fielen Püffe und Schläge.

Der Kastellan und einige andere hinzugekommene Edle suchten zu trennen, zu beschwichtigen; Zborowski aber stieß mit roher Faust einen der Männer aus Przemysl dergestalt vor die Brust, daß dieser niederstürzte. Wapowski warf sich dazwischen; Samuel entriß einem seiner Diener die Streitaxt und schlug damit zweimal den Kastellan auf das unbewehrte Haupt. Blutüberströmt taumelte dieser zurück; es fielen Musketenschüsse; von allen Seiten eilten Bewaffnete herbei.

Eine ergreifende Scene fand im Schlosse statt.

In dem Saale, in welchem die Tische für über fünfhundert Gäste gedeckt waren, und Hunderte von Leuchtern die Nacht dem Tage gleich erhellten, stand der König, umringt von den französischen Edelleuten. In einer Ecke hatten sich die Damen bange geschaart. Von zwei Magnaten gehalten, roth von Blut vom Scheitel bis zu den

Füßen, erſchien wankend Wapowski. Senatoren und Landboten drängten nach. Alles ſchrie nach Gerechtigkeit.

„Zborowski hat den Frieden gebrochen! Laßt ihn in Ketten legen! Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!“

Todtenbleich, doch energiſch, ſuchte Nadina die Menge zu durchbrechen, und den verwundeten Kaſtellan in ihre Arme zu faſſen. Doch der Palatin von Sandomir vertrat ihr den Weg; während ſeine Brüder ſie gewaltſam zurückzogen, näherte auch er ſich dem Könige.

„Samuel iſt in meinem Hauſe, und er wird ſich dem Richter nicht entziehen, dafür bürge ich. Auch wir verlangen richterlichen Spruch. Sire, ſucht, wo die Wahrheit, ſucht, wo das Verſchulden. Strafet nach Recht und Geſetz!“ Und in franzöſiſcher Sprache ſetzte er leiſer hinzu: „Einen Ihrer Feinde ſind Sie los; ſo möge es Allen ergehen, welche am Throne zu rütteln wagen!“ — —

Am andern Tage erlag Wapowski ſeinen Wunden.

Dieſe Blutthat machte den Feſtlichkeiten ein jähes Ende. Palatine und Kaſtellane zogen nach Hauſe, inſofern ſie nicht ein Amt am Hofe bekleideten. Der Reichstag löste ſich auf, da mit der Krönung ſein Mandat vorderhand erloſch.

Der König führte die Unterſuchung nach ſeiner Weiſe. Trotz der Einſprache des Krongroßmarſchalls, welcher nach Landrecht ein Todesurtheil verlangte, begnügte er ſich damit, den Magnaten Samuel Zborowski auf ewige Zeiten des Landes zu verweiſen.

„Man weiß ja,“ ſagte er lächelnd zu dem Palatin von Sandomir, „wie kurz ſolche Ewigkeiten manchmal ſind.“

Und da Firley, ein perſönlicher Feind der Zborowskis, ihn fortwährend mit neuen Vorſtellungen beläſtigte, bei Senat und Landtag Berufung einzulegen drohte, ſo fand man ihn eines Morgens todt im Bette.

So begann die Regierung Heinrich's mit einem Todtſchlage, einer Rechtsverletzung, und — wie wenigſtens die Zeitgenoſſen glaubten — einer Vergiftung.

Die Zborowskis triumphirten. Peter erbte das Amt, welches Firley bisher bekleidet hatte, und ſein Bruder

Andreas erhielt die Würde eines Hofmarschalls. Er allein von den Magnaten hatte jederzeit Zutritt beim Könige, welcher auch im Hause des Palatins häufige Einladungen annahm, und der schönen Schwester den Hof zu machen begann, in einer Weise, welche den kühnsten Plänen der Familie entsprach.

Nadina schien die Huldigung des Monarchen mit Wohlgefallen anzunehmen; es überraschte dies ihre Freundinnen um so mehr, als sie das Verhältniß mit Wapowski, sowie den eisernen Sinn der Zborowska wohl kannten.

Ihre besondere Vertraute, Ladislava Spalinska, fragte sie einmal: „Und so rasch hast Du Wapowski vergessen?"

„Vergessen? — Komm und sieh!"

Damit führte sie dieselbe in ihr Schlafgemach, öffnete einen Koffer, und zog ein blutgetränktes Hemd hervor.

„Auf diese Reliquie habe ich geschworen, ihn zu rächen. — Meine Brüder, was sind sie mir! Haben sie ein Gefühl für mich? Würden sie nicht auch mich hinschlachten, wie den Armen, wenn sie dadurch eine Stufe höher stiegen? Jetzt will ich, wozu mich keine Macht je gezwungen, so lange der Erwählte meiner Seele lebte. Ich will Königin sein, und will die Gewalt. Wenn durch ein Weib das Haus Zborowski zur höchsten Würde gelangt, so ist dies sein letztes Aufleuchten: denn der Mannesstamm soll im Blute untergehen. Das habe ich geschworen. Wapowski soll gerächt werden!" — —

Inzwischen machte der König, der eingegangenen Verpflichtung gemäß, auch der Infantin Anna seine Aufwartung. Sie empfing ihn, in tiefe Trauer gekleidet, inmitten ihrer Damen und einiger Magnaten. Galant küßte er ihr die Hand und begann ein längeres Gespräch auf Italienisch, welcher Sprache Beide mächtig waren. Er gab ihr zu Ehren einige Feste, sandte ihr Geschenke, wohlgedrehte Komplimente. Sie glaubte sich des Ausgangs so sicher,

daß ſie bereits ihre Brautkleider anfertigen und mit Lilien ſticken ließ.

Bei ſeinen franzöſiſchen Vertrauten machte ſich Heinrich über ſie luſtig; ſpöttelte auch des Wahnes, in welchem er die Zborowskis hielt, und freute ſich ſeines Doppelſpieles. Hatte er der einen oder anderen der Damen ganz beſonders den Kopf verdreht, ſo ſetzte er in ſeinem Gemache einen feurigen Brief an Maria v. Clèves auf, oft ſechzehn Seiten lang.

Auch ſonſt waren ſeine Gedanken und ſein Herz in Frankreich. Mit Ungeduld erwartete er ſtets die geheimen Kuriere, welche ihm ſeine Mutter in raſcher Folge ſchickte. Sein Bruder, Karl IX., war ſchwer krank geworden. Starb dieſer, ſo war Heinrich der nächſte Erbe. Doch zweihundert Meilen trennten ihn von Paris, und der dritte Bruder, Alençon, war wohl im Stande, ihm den Thron Frankreichs wegzuſchnappen. So „laſtete ihm Polens Krone wie ein Felsblock auf dem Haupte", wie einer ſeiner Günſtlinge ſchrieb.

Er regierte denn auch in ſonderbarer Weiſe, und machte ſich ein Vergnügen daraus, ſeine Unterthanen vor den Kopf zu ſtoßen. Stundenlang ließ er Magnaten und Senatoren in ſeinen Vorzimmern warten, um ihnen ſchließlich anzukündigen, daß er ſie heute nicht empfangen könne. Oft hütete er vierzehn Tage lang das Bett, nur um ſich nicht zeigen zu müſſen. Seine franzöſiſchen Gefährten, durch ihn ermuntert, ſpotteten der polniſchen Sitten, zogen jeden nationalen Brauch in's Lächerliche. Mußte der König je einmal einer Rathsſitzung beiwohnen, ſo blieb er ſtumm, ſah zerſtreut um ſich, als ginge ihn dies Alles gar nichts an. — Er verlor mit Abſicht ungeheure Summen an dieſen oder jenen ſeiner Günſtlinge, und ließ ſeine Schuld durch die Reichskaſſe bezahlen, ſo daß das polniſche Geld in franzöſiſche Hände kam. Dann wieder verfiel er von

einem Extrem in's andere, bezog ein Luſtſchloß in der Nähe Krakau's, und nun begann eine Periode wüſten Treibens und ausgelaſſenſter Schwelgereien.

Und doch war Polen eines beſſeren Regenten werth. Trotz des rauhen Klimas ſtand der Kornbau in erfreulicher Blüthe, Bergwerke förderten ihre Schätze an den Tag, auch geriethen drei bis vier Weinſorten. Im Gegenſatze zum übrigen Europa war das Unterrichtsweſen ſehr vorgeſchritten. Selbſt in kleinen Dörfern gab es Schulen; außer der Landesſprache war Latein auch dem geringen Manne geläufig; die höheren Klaſſen ſprachen und ſchrieben zudem Deutſch und Italieniſch.

So verſtrich der Winter; mit dem Monat Juni begann die mildere Jahreszeit, Wald und Feld belebten ſich; auch die Herzen thauten auf. Der König ſchien endlich ſeine Pflicht beſſer zu verſtehen; er beſchäftigte ſich ernſtlicher mit den Angelegenheiten des Reiches, oder that wenigſtens ſo, ſeine Edelleute traten beſcheidener auf. Zudem hatte ſeit einem Monate der größte Theil derſelben nach und nach das Land geräumt, worüber ſich die Magnaten freuten, und nur einige Wenige den Kopf ſchüttelten.

Die Infantin, zu deren Ehren ſoeben große Feſte ſtattgefunden, glaubte ſich dem Ziele nahe; und den Zborowskis ihrerſeits hatte der König verſprochen, demnächſt die Maske wegzuwerfen und offiziell um die Hand Nadina's zu werben.

Jeder Tag brachte ein Feſt, ein Banket, oder ſonſt ein Vergnügen. Jede Nacht aber wurde ein franzöſiſcher Bote in irgend einer Verkleidung beim Könige eingeführt. Ihre Depeſchen waren immer dringender: Karl IX. lag in Vincennes darnieder, dem Tode nahe.

Am 14. Juni fanden ſich Pibrac, der franzöſiſche Botſchafter Bellièvre, Villequier und Souvray im Kabinette des Königs vereinigt, und dieſer ſtellte ihnen zwei ſtaub-

bedeckte Edelleute vor, die Herren v. Chemeraut und Neufvy, welche, gleichzeitig von Paris abgegangen und auf verſchiedenen Wegen nach Polen gelangt, mit zwei Stunden Abſtand ſoeben in Krakau eingetroffen waren.

„Abgeſandte meiner Mutter!“ erklärte der König. „Mein Bruder Karl iſt todt. Es handelt ſich nun darum, mit guter Art von hier fortzukommen. Große Eile thut noth, denn mein theurer Bruder Alençon wäre wohl im Stande, mir einen ſchlechten Streich zu ſpielen; und wir müſſen uns in aller Stille wegmachen, ſonſt würden uns die Polen mit Gewalt zurückhalten, ſo groß iſt ihre Liebe zu uns. Uebrigens haben wir hier nicht mehr viel zu thun: der Staatsſchatz iſt leer, und den beſſeren Theil der Kron-diamanten hat unſer getreuer des Iſſoires nebſt unſerem eigenen Schmucke bereits über die Grenze gebracht.“

„Majeſtät,“ begann Bellièvre; „mit Ihrer Erlaubniß würde ich Folgendes vorſchlagen: Ohne den Tod meines Königs vorzeitig zu erwähnen, gibt mir, als Geſandtem Frankreichs, ſchon die bis jetzt bekannte Thatſache ſeiner ſchweren Krankheit, mit welcher er bekanntlich ringt, Vorwand genug, um mich beim Senate zu beurlauben, und in ganz natürlicher Weiſe Polen zu verlaſſen. Ich werde mich der größten Eile befleißigen, und an zu bezeichnenden Punkten für friſche Pferde für Eure Majeſtät und deren Begleiter ſorgen. Sie verlaſſen Krakau einige Stunden nach mir, ohne Aufſehen, und während die Sarmaten Sie noch im tiefſten Schlafe wähnen, haben Sie einen Vorſprung von zwölf Stunden oder mehr, den ſelbſt die beſten Reiter nicht mehr einzuholen vermögen.“

„Der Rath iſt gut!“ erwiederte der König nach einigem Nachdenken. „Macht unter euch die nöthigen Einzelheiten ab. Heute Abend iſt großes Gelage. Wie üblich, werden die Eingeladenen ſich bis zur Bewußtloſigkeit betrinken. Ich ziehe mich frühe zurück. Wie ſchade, daß ich nicht

mehr da sein werde, die Gesichter der Zborowskis zu betrachten! Und die alte Anna erst! — Nun, man kann nicht alle Freuden haben. Benachrichtigt auch Quelus und Schomberg."

„Und was verfügt Eure Majestät betreffend unserer übrigen Landsleute?"

„Alle kann ich nicht mitnehmen. Sie werden sich schon aus der Patsche ziehen. Im Nothfalle finden sie bei den fremden Botschaftern eine Zuflucht."

Am Abend ging es an der königlichen Tafel hoch her, wie gewöhnlich. Franzosen und Polen tranken um die Wette. Wenn Diese den starken Branntwein wie Milch hinunterschütteten, und die gewürzten Getränke als linderndes Pflaster darauf setzten, so waren Jene der schweren Weine besser gewohnt, und sie strengten sich absichtlich an, den Sarmaten nach Kräften Stand zu halten.

Am unbehaglichsten fühlte sich offenbar der König. Er zwang sich, Zborowski in einem zwei Maß haltenden Goldpokal Bescheid zu thun. Bald nachher entschuldigte er sich, bat die Gäste, seiner nicht zu achten, und verschwand.

Die Köpfe erhitzten sich zusehends, und zurückgehaltener Groll kam an den Tag.

„Es riecht hier doch ganz verflucht nach Moschus!" schrie Tomicki, Kastellan von Gnesen. „Ach, verzeih mir, Bruder," setzte er grinsend hinzu, den Herr v. Besigny unter dem Arm fassend, „ich sah Dich nicht, ich habe wahrhaftig nicht auf Dich anspielen wollen!"

„Uebrigens habt ihr in Paris alle Muße gehabt, euch an diese und andere Gerüche zu gewöhnen!" erwiederte Besigny. „Es war Zeit, Freund, daß ihr ginget; verzeih mir Gott, die Weinernte des Jahres hattet ihr uns bereits weggetrunken."

„Warſt Du nicht einige Zeit am Hofe des Großtürken, Bruderherz?“ rief Odowalski dem Grafen v. Seiſſac zu. „Nicht? Wirklich nicht? Kurios! Als ich mit unſerem Geſandten nach Konſtantinopel ging, war Einer dort, der ſah Dir auffallend ähnlich! Aber ganz genau, wie ein Ei dem andern! Er hatte eine gute Stelle als Poſſenreißer!“

„Das hätteſt Du bequemer ſehen können, und der Türke ſäße längſt ſchon mit ſeinem Hofſtaate auf eurem Halſe, wenn bei euch was Anderes zu holen wäre als Eisklötze und Ungeziefer! Und wenn Du übrigens darauf beſtehſt und mich für einen Hofnarren hältſt, ſo will ich Dir doch gleich meine Pritſche zeigen!“

Damit riß der Graf den Degen aus der Scheide, der Pole griff nach ſeinem Krummſäbel; doch Andere fielen ihnen in die Arme, beſchwichtigten ſie, zwangen ihnen volle Becher in die Hände; den Schimpfworten folgten die eindringlichſten Entſchuldigungen, es wurde geherzt und geküßt, weitergetrunken, und der Lärm ging von Neuem los. Bald der Eine, bald der Andere fiel auf oder unter den Tiſch; wer im Schloſſe wohnte, wurde von Bedienten auf ſein Bett getragen; die Anderen machten ein kleines Schläfchen da, wo ſie hingefallen waren; Einige erhoben ſich mühſam zu neuem Schlemmen.

In einem entlegenen Flügel ſchlichen unterdeſſen fünf vermummte Geſtalten durch die langen Gänge, ſtiegen taſtend mehrere Treppen hinab, und hielten vor einer kleinen Pforte, welche in's Freie führte. Der Pförtner lag im tiefſten Schlafe. Während der König mit drei Edelleuten — denn dies waren die Nachtwandler — unter dem Stiegenhauſe ſich verſteckte, pochte der Fünfte den Pförtner wach.

„Wer iſt da?“ rief der Pole, das Fenſterchen halb öffnend und den Ruheſtörer mißtrauiſch muſternd.

„Pſt! Mach keinen Lärm, Väterchen! Du erkennſt

mich nicht?" Damit ſchob der Klopfende den Hut etwas zurück.

„Pan Souvray! Gewiß kenne ich Sie! Womit kann ich Euer Gnaden dienen?"

„Ich habe ein Stelldichein, und Du begreifſt, Väterchen, daß ich das nicht an die große Glocke hängen will. Gib mir bis morgen den Schlüſſel. Hier haſt Du auch einen goldenen Sigismund für Deine Mühe. Aber, wohlverſtanden, ſtillgeſchwiegen, he, Alter!"

„Schon recht, Euer Gnaden. Begriffen!"

Damit überreichte der Pförtner das Verlangte und verkroch ſich wieder unter ſeine Decken. Der Edelmann öffnete; auf den Fußſpitzen machte ſich der König mit ſeinen Gefährten davon.

Bei einer nahen Kapelle harrten die Herren Du Hall und Pibrac mit Pferden. Sie ſchwangen ſich auf und ritten davon, zuerſt in kurzem Trabe, aus welchem ſie, ſobald die Vorſtädte Krakau's hinter ihnen lagen, in den wildeſten Galop übergingen.

„Ein feuriges Thier!" bemerkte der König kurz athmend zu ſeinem nächſten Begleiter. „Ein Geſchenk Zborowski's. Wenn er wüßte, wozu es mir jetzt dient, er hätte es wohl in ſeinem Stalle behalten!"

In einem kleinen Dorfe, Namens Zator, ließen ſie die Pferde verſchnaufen. Der König rieb ſich die Schläfen mit einem in Wein getauchten Taſchentuche; die Anderen ſtärkten ſich mit einem Glaſe Schnaps; dann ging es weiter, immer in ſchärfſtem Rennen, bis Oswiecim, wo ſie von dem Gardehauptmann Larchant und den Herren v. Beauvais und Rangit mit friſchen Pferden erwartet wurden. Sie glaubten, ſich etwas ausruhen zu dürfen, ſtiegen ab und traten in die Schänke. Doch kaum hatte ihnen der Wirth Brod und Wein vorgeſetzt, als das Geſchrei ertönte: „Die Polen! Rette ſich, wer kann!" Sie

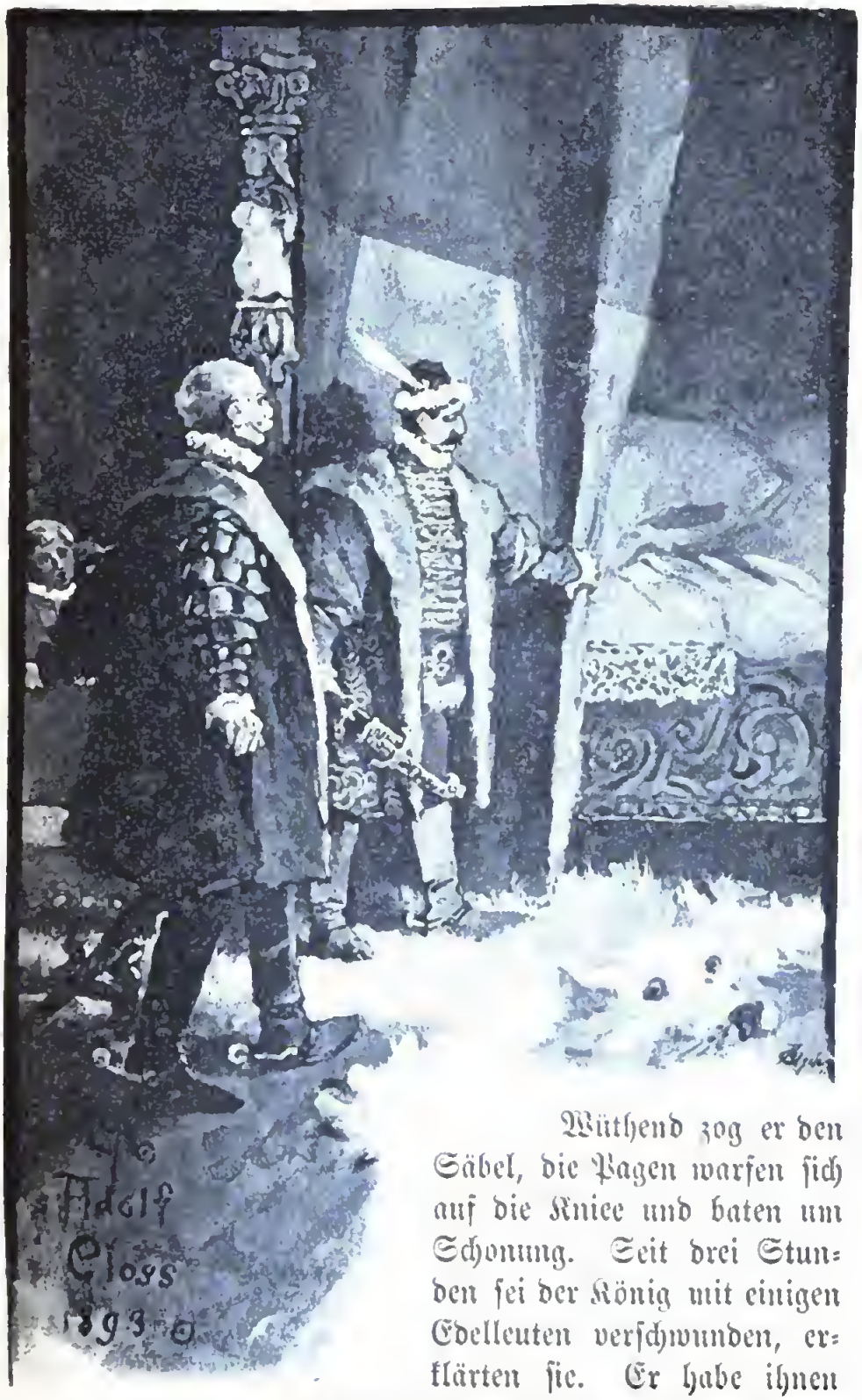
ſtürzten in's Freie, ſchwangen ſich in die Sättel und brausten davon, während, noch in weiter Ferne, dunkle bewegliche Punkte vom Horizonte ſich abhoben.

Ein übler Zufall hatte es nämlich während des Gelages gefügt, daß Andreas Zborowski, voll ſüßen Branntweins, plötzlich von einer unwiderſtehlichen Sehnſucht nach Quelus übermannt wurde. Dieſen unter den Gäſten vermiſſend, begab er ſich ſchwankenden Trittes nach dem Zimmer, in welchem derſelbe mit den anderen Günſtlingen wohnte. Er fand die Thüre offen, aber die Betten leer und unberührt. Ein Wachslicht brannte noch; er ſah geöffnete Koffer, ein Durcheinander von haſtig ergriffenen und wieder weggeworfenen Gegenſtänden, alle Anzeichen einer plötzlichen Abreiſe.

Wie durch Zauber verſchwand die Trunkenheit, und machte einem jähen Schrecken Platz. Die Zborowskis hatten ihre ganze Hoffnung auf Heinrich gegründet; der gegen ihn ſich anhäufende Unwille traf auch ſie; nur in ihm fanden ſie Schutz und Rückhalt gegen die Feinde, die ſie ſich durch ihre Arroganz und Ausſchreitungen in immer größerer Zahl zugezogen hatten.

Raſcher als er gekommen, eilte Andreas nach dem Feſtſaale zurück, nahm den Palatin bei Seite, und Beide ſuchten die Gemächer Heinrich's auf.

Durch's Schlüſſelloch in das Schlafzimmer ſpähend, ſahen ſie die Vorhänge des Bettes zugezogen, wie gewöhnlich, und zwei Pagen in Lehnſtühlen ſchlafend. Doch ſie waren zu erregt, um ſich mit dem bloßen Scheine zu begnügen. Auf ihr Anklopfen ſprang einer der Pagen auf, öffnete dem Hofmarſchalle, nachdem er ſich genannt hatte, bedeutete mit erhobenem Finger, daß Seine Majeſtät ſchlafe, und jedes Geräuſch zu vermeiden ſei. Doch ſchon hatte der Palatin die Vorhänge zurückgeſchlagen: das Bett war leer!



Wüthend zog er den Säbel, die Pagen warfen sich auf die Kniee und baten um Schonung. Seit drei Stunden sei der König mit einigen Edelleuten verschwunden, erklärten sie. Er habe ihnen strenge geboten, das Geheimniß zu wahren. „Drei Stun-

den! Noch iſt es Zeit! Bietet Alle auf! Zu Pferde! — Wir holen ihn noch ein und führen ihn mit Gewalt zurück! — Wir kennen die Wege beſſer."

In kürzeſter Zeit waren Schloß und Plätze mit Fackeln erhellt; und die Zborowskis mit raſch verſammelten Truppen, anderen Magnaten, wie Graf Tenczinski, ſelbſt der Biſchof von Krakau, im Ganzen gegen tauſend Pferde, ſprengten davon, denſelben Weg nach der Grenze einſchlagend, welchen der König nothwendigerweiſe nehmen mußte.

Allen voran die beiden Zborowski. Vorzüglich beritten, ließen ſie bald die Meiſten nach und nach hinter ſich. Angſt, Ehrgeiz und Wuth gaben ihnen Flügel. So geſchah es, daß ſie die Franzoſen in Oswiecim beinahe erreichten.

In wildem Rennen jagten beide Parteien dahin. Schon zeigte ſich in der Ferne der Kirchthurm von Pleß, dem erſten Dorfe auf deutſchem Boden. Ein Flüßchen durchſchnitt den Weg; einige der Franzoſen hatten unter Wagniß des Lebens ſich aufgeopfert und die Bretter der Brücken weggeriſſen. Das Pferd Andreas' ſtürzte. Der Palatin ſetzte in's Waſſer, laut rufend: „Majestas cur fugis? Warum fliehſt Du?"

Er erklomm das Ufer, in langen Sätzen erreichte er die Flüchtigen, welche plötzlich hielten, ſich umwandten und zu den Piſtolen griffen. Mitten unter ihnen erſchien der König.

Zborowski ſah um ſich: nur fünf Tataren hatten ihm folgen können. Als treue Diener ſpannten ſie ihre Bogen, zum Angriffe bereit.

„Weg mit den Pfeilen, Palatin von Sandomir, oder ihr ſeid Alle des Todes!" rief ihm der König zu. „Wir ſind hier zwanzig, gut bewaffnet und zum Aeußerſten entſchloſſen."

„Aber warum flieht Eure Majeſtät?“ entgegnete Zborowski, gleichzeitig den Tataren in ihrer Sprache Abrüſtung befehlend.

„Ich fliehe nicht, Palatin. Mein Bruder Karl iſt geſtorben; ich gehe, Frankreichs Scepter zu ergreifen. Ich bleibe dennoch König Polens, wenn Ihr wollt; aber vorderhand habe ich höchſte Eile, in Paris zu ſein. Es paßte mir nicht, durch lange Verhandlungen mit dem Senate meine Zeit und vielleicht mein ſchönes Frankenland zu verlieren. Von Wien aus werde ich Euch ſchreiben und meinen Vertreter bezeichnen.“ *)

Zborowski ſah auf's Neue zurück. In weiter Ferne tauchten Geſtalten auf. Er ſuchte Zeit zu gewinnen und begann eine Rede, in welcher er den König zur Rückkehr zu bewegen ſuchte, da ſonſt Polen für ihn verloren ſei.

Doch auch die Franzoſen bemerkten die näherkommenden Reiter.

„Es iſt Alles umſonſt, Palatin!“ ſagte der König, kurz abbrechend. „Gehe es, wie es wolle. Für Eure geleiſteten Dienſte danke ich, aber Eures Landes bin ich ohnehin ſatt. Dort iſt Pleß, wo fünfhundert deutſche Reiter meiner warten. Verſucht es nicht, uns weiter zu verfolgen.“

Damit wandten der König und ſeine Leute die Pferde. Noch einmal drehte ſich Heinrich im Sattel: „Apropos, einen ſchönen Gruß an Nadina. Ich gedenke bald meine einzige Liebe, meine theure Maria v. Clèves, wiederzufinden, und werde Euch zur Zeit meine Vermählung anzeigen.“

Die Franzoſen brachen in ein Gelächter aus, und im Trabe erreichten ſie den deutſchen Boden.

Hätte Zborowski eine Piſtole gehabt, ſo wäre dem König ſein Hohn vielleicht theuer zu ſtehen gekommen.

---

*) Siehe das Titelbild.

So konnte er ſeinem Zorne nur in ohnmächtigen Verwünſchungen Luft machen. Auf's Neue durchſchwamm er den Fluß mit ſeinen Tataren; am andern Ufer erſchienen ſoeben ſein Bruder Andreas, der ein neues Pferd gefunden, und ein Dutzend weiterer Gefolgeleute.

Rathlos kehrten ſie nach Krakau zurück.

Vorderhand verlief die Sache beſſer für ſie und die politiſche Partei des Valois überhaupt, als ſie hoffen konnten. In der allgemeinen Beſtürzung kamen die feindlichen Magnaten zu keiner Einigung. Die zurückgebliebenen Franzoſen, einen Augenblick in Lebensgefahr, wurden durch die Geſandten der fremden Mächte vor dem Zorne der Menge gerettet. Der Konſtitution gemäß ergriff der Erzbiſchof von Gneſen, Primas von Polen, wiederum die Zügel des Reiches.

Der Reichstag erklärte den Thron für erledigt und erwählte im folgenden Jahre den Fürſten von Siebenbürgen, Stephan Bathory, zum Könige. Dieſer heirathete die zweiundfünfzigjährige Infantin Anna, und ſeine Regierung zählt zu den glücklichſten.

Die Herrſchaft der Zborowskis war aber zu Ende. Samuel, auf die immer noch bedeutende Macht des Hauſes trotzend, wagte es, zurückzukehren. Stephan ließ ihn ergreifen, auf's Neue richten, und das gefällte Todesurtheil an ihm vollziehen.

Nadina Zborowska vernahm dieſe Nachricht im Kloſter, wo ſie ihren Schmerz begraben.

Den König Heinrich erwartete in Wien eine Nachricht, welche ihn beinahe zur Verzweiflung brachte. Maria v. Clèves war zu Anfang des Monats plötzlich geſtorben.

Er beſtieg bekanntlich als Heinrich III. den Thron Frankreichs und wurde ſpäter, während er das aufrühreriſche Paris belagerte, von Jacques Clément ermordet. Mit ihm erloſch das Haus Valois im Mannesſtamme.

Die Töchter des Doktors.

Novelle

von

Robert Misch.

(Nachdruck verboten.)

1.

Eine dumpfe Schwüle herrſchte im Wartezimmer. Die Nachmittagsſonne ſtahl ſich durch die herabgelaſſenen Jalouſien und ſtreifte die Goldleiſten eines großen Stahlſtiches an der Wand und den abgeſchabten Rock des Mannes, der unter dem Bilde ſaß und ſorgenvoll vor ſich hin ſtarrte. In der tiefen Stille konnte man das Summen der Fliegen und ein leiſes Gemurmel aus dem Nebenzimmer deutlich hören.

Das Wartezimmer war noch einfacher eingerichtet, als es bei Aerzten ſchon gewöhnlich der Fall zu ſein pflegt. Es enthielt nichts als ein ſchmales, abgenutztes Lederſopha und einige Rohrſtühle als Ausſtattung, die von einem kleinen Tiſch, einer Uhr und zwei Stichen an der Wand ergänzt wurde.

Nebenan wurden jetzt Schritte vernehmbar, und die Thür öffnete ſich. Sofort erhob ſich der Mann und ſchob ſich langſam und demüthig in's Nebenzimmer. Ein alter, kleiner Herr mit milden, klugen Augen ſaß dort am Schreibtiſch und blickte ihn freundlich an.

„Guten Tag, Herr Doktor!“

„Na, Hempel, wie geht's heute?“

„Etwas beſſer, Herr Doktor ... die Medizin neulich hat ſchon geholfen.“

„Dann wollen wir ſie vorläufig fortbrauchen! — Na, zeigen Sie 'mal!“

Schüchtern näherte ſich der Kranke und ſetzte ſich auf die äußerſte Ecke des neben dem Schreibtiſch ſtehenden Stuhles. Der Doktor nahm ſeine Unterſuchung vor, deren Reſultat ihn zu befriedigen ſchien. Während deſſen ließ der Mann ſeine Augen durch den zwar einfach, aber behaglich und geſchmackvoll ausgeſtatteten Raum gleiten. Ringsum an den Wänden zogen ſich hohe, faſt bis zur Decke mit Bücher angefüllte Geſtelle hin, die von den Büſten hervorragender Dichter gekrönt waren. Die ſchneeweißen, ſorgſam hochgeſteckten Gardinen am Fenſter, ſowie die muſterhafte Ordnung dieſes Studir- und Arbeitszimmers zeugten davon, daß hier weibliche Hände zu walten pflegten.

Der Doktor hatte ſeine Unterſuchung beendet und erhob ſich zugleich mit ſeinem Patienten.

„Na, Hempel, wie ſteht's denn ſonſt?“

Verlegen drehte der Gefragte ſeinen Hut zwiſchen den Händen und blickte ſcheu zu Boden.

„Herr Doktor wiſſen ja ...“ ſtammelte er endlich.

„Na, nur Muth, es wird ſchon werden!“ erwiederte der Arzt, während er ihm ſchnell etwas in die Hand drückte.

„Tauſend Dank, Herr Doktor! Ach, Sie ſind ſo gut, Herr Doktor, gegen Unſereinen, daß —“

„Schon gut, lieber Hempel!“ verabſchiedete der Arzt ſchnell den Mann, der ſich der Thür zuwendete. „Halt einmal — ich habe noch etwas für Sie!“

Während der Angerufene ſtehen blieb, eilte der Arzt

auf ein kleines Schränkchen zu, das er schnell öffnete, dabei verstohlene Blicke nach der Thür gegenüber dem Wartezimmer werfend. Er kramte in einigen Wäschestücken herum; endlich hatte er eine Auswahl getroffen.

„Da, nehmen Sie. Nächste Woche können Sie wieder kommen."

Unter vielen Danksagungen entfernte sich der Mann. Doktor Fromann warf einen raschen Blick in's Wartezimmer und athmete erleichtert auf, als er dasselbe leer fand.

Es schlug gerade fünf; in demselben Augenblick öffnete sich die andere Thür, und eine ältere Dame blickte forschend in's Zimmer.

„Komm nur, Linchen — ich bin fertig."

Er streckte ihr mit freundlichen Lächeln die Hand entgegen.

„War das nicht der alte Hempel?"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte sie auf das kleine Schränkchen zu, dessen Inhalt sie einer genauen Musterung unterzog. Diese schien sie nicht ganz zu befriedigen, denn sie brummte kopfschüttelnd: „Natürlich wieder die neue Wäsche! Und ich habe Dir extra altes Zeug zurechtgelegt, Rudolph!"

Der Doktor lächelte. „Ich habe es gemerkt. Aber, liebes Kind, zerrissene Sachen hat der Mann selber; damit ist ihm nicht gedient."

„Wenn das so weiter geht, mußt Du Dich bald wieder neu ausstatten," erwiederte die Frau schmollend; aber man sah, daß es ihr nicht ernst war.

„Nun, was schadet's?" lachte der Doktor.

„Dazu sind wir nicht reich genug. Du hast Pflichten gegen Deine Familie ... Du könntest heute viel weiter sein!"

„Laß gut sein, Linchen — die paar Sachen machen uns auch nicht arm!"

Mit dieſen Worten ging der Arzt in's Nebenzimmer, aus dem das Geräuſch klappernder Taſſen und weiblicher Stimmen ertönte. Mit einem leiſen Seufzer folgte ihm ſeine Frau.

Es war nicht das erſte Mal, daß der Doktor dieſe Vorwürfe hören mußte. Und in der That waren ſie nicht ganz ungerechtfertigt. Doktor Fromann gehörte nicht zu den immer zahlreicher werdenden Aerzten, die ihren edlen Beruf nur als milchende Kuh auffaſſen. Infolge deſſen beſaß er zwar eine große Praxis, aber ſie beſtand nicht immer aus zahlenden Patienten. Ja, ein Theil derſelben wurde ſogar noch durch unentgeltliche Arzneien und andere Beihilfen von ihm unterſtützt, womit ſeine Frau durchaus nicht immer einverſtanden war. Dieſen Gegenſatz bildete von Zeit zu Zeit das einzige Wölkchen an dem ſonſt ſo klaren Ehehimmel des Menſchenfreundes, den ein glückliches Familienleben für mancherlei entſchädigte.

Die Familie beſtand aus vier Töchtern im Alter von fünfzehn bis dreiundzwanzig Jahren. Des Doktors Gattin bedauerte zuweilen, keinen Sohn zu beſitzen, welches Gefühl von ihrem Mann aber nicht getheilt wurde. Im Gegentheil — denn er pflegte ſcherzend zu ſagen, daß ſie ſich den Luxus von vier Söhnen nicht hätten geſtatten dürfen, deren Studium ihnen eine Welt von Sorgen aufgebürdet hätte, während ſie ſo mit ziemlich geringen Koſten zu vier Söhnen gelangen würden, wenn es auch nur Schwiegerſöhne ſeien.

Einer von dieſen hatte ſich bereits eingeſtellt. Freilich ſtieß dieſer neugewonnene Sohn die Theorien des Doktors in Betreff der Erſparniſſe um, denn wenn er auch das akademiſche Studium bereits hinter ſich hatte, ſo beſchäftigte er ſich doch noch mit dem bisher wenig ergiebigen Studium des Lebens. Er war, um es mit einem Wort zu ſagen, Schriftſteller; und ſeine Einnahmen ſtanden mit

seinen Ausgaben nicht immer im Gleichgewicht. Wenn auch schweren Herzens, so hatte doch der Alte in die Ehe seiner Aeltesten, Marie, mit Vollmer einwilligen müssen, da sich zwischen den beiden jungen Leuten eine tiefe Neigung entwickelt hatte. Der begabte junge Schriftsteller verstand es, sich und den Anderen seine Zukunft in so glänzenden Farben auszumalen, daß man ihm unwillkürlich Glauben schenkte. Aber während er an der Ausführung dieser Ideen und einigen größeren Werken arbeitete, mußte er des Schwiegervaters Portemonnaie öfters in Anspruch nehmen, als der Schwiegermutter lieb war.

Auch Adele, die zweite Tochter, hatte bereits ihre Wahl getroffen und sich mit einem Artillerielieutenant verlobt. Die beiden Jüngsten, Emma und Fränzi, waren nach des Doktors eigenem Ausspruch dagegen „noch an den Mann zu bringen", welchen Ausspruch Fränzi, im hoffnungsvollen Alter von fünfzehn, mit einem wahren Hohngelächter, Emma mit schwermüthigem Augenaufschlag zu begleiten pflegte.

Als der Doktor das Speisezimmer betrat, fand er seine drei jüngeren Töchter bereits um den Kaffeetisch versammelt. Fränzi, das Nesthäkchen, auch Hausteufelchen genannt, begrüßte ihren Vater mit den ungeduldig ausgestoßenen Worten: „Na, endlich sind Deine langweiligen Patienten fort!"

Lächelnd strich der Arzt seinem Töchterchen über das lockige, braune Haar, das in zwei langen Zöpfen herunterhing.

„Wie oft habe ich Dir gesagt, mein Kind, daß Patienten stets interessant für den Arzt sind."

„Na, na!" unterbrach ihn das stets widerspruchslustige Töchterlein.

„Außerdem leben wir davon, und wenn mein Fränzchen sich putzen will — und das thut sie doch sehr gern — so muß Papa Kranke heilen."

„Na, der eben bei Dir war, an dem haſt Du gewiß noch nichts verdient!"

Fränzchen hatte nämlich die gewiß nur aus ihrer Jugend zu erklärende Gewohnheit, manchmal durch das auf den Korridor führende Schlüſſelloch des Wartezimmers zu gucken.

„Liebes Kind," nahm die Mutter ernſt das Wort, indem ſie ihrem Gatten Zucker in den Kaffee warf, „Du kannſt ſtolz darauf ſein, die Tochter eines Mannes zu ſein, der mehr auf die Krankheit ſelbſt als auf den Geldbeutel ſeiner Patienten ſchaut, und ſo viel Gutes thut, als er nur kann."

„Ja, jetzt ſprichſt Du ſo! Wenn Du aber mit Papa allein biſt, zankſt Du ihn dafür aus, beſonders wenn er 'mal ein Hemd verſchenkt. Geſtern haſt Du ihm wieder alte, geflickte Wäſche in den Schrank gelegt!"

In das allgemeine Gelächter ſtimmte ſogar die Mutter ein.

Hierdurch ermuthigt meinte Fränzi naſerümpfend: „Ich möchte überhaupt keinen Arzt zum Mann!"

„Unerhört!" warf Emma empört ein.

„Na ja, der Nachts immer geholt wird! Ueberhaupt —"

„Kleine Kinder dürfen überhaupt noch gar nicht an's Heirathen denken!" erwiederte die entrüſtete Emma ſchnell.

„Ach, Du mit Deinen achtzehn Jahren!" ſchmollte die Kleine. „Du denkſt freilich d'ran; ich weiß auch, warum Dir die Aerzte ſo gut gefallen."

„Fränzi!" mahnte die Doktorin ſchnell, während ihr Gatte ſtill vor ſich hin ſchmunzelte.

In dieſem Augenblick klingelte es ſtark. In Emma's Antlitz ſtieg eine dunkle Röthe, während ihre jüngere Schweſter ausgelaſſen lachte.

„Wenn man vom Wolf ſpricht, klingelt er," rief ſie

schnell. „Bitte, treten Sie näher, Herr Doktor Hasselbrecht!"

„Woher weißt Du denn, daß er es ist, Teufelchen?" fragte der Vater sichtlich amüsirt.

„Auf was wettest Du mit mir?"

„Nun — auf eine Schachtel Pralinés!"

„Verloren — verloren!" rief jubelnd die Kleine und klatschte frohlockend in die Hände, denn wirklich trat in diesem Moment der Besprochene, ziemlich verlegen über den sonderbaren Empfang, in's Zimmer.

Er wurde freundlich begrüßt und an den Kaffeetisch komplimentirt. Er sei eigentlich nur gekommen, theilte er mit, um mit dem Doktor über den bewußten Fall zu sprechen.

„Ja, lieber Freund, ich muß noch zwei nothwendige Besuche machen und kann vor sieben Uhr nicht zurück sein. Dann stehe ich aber zu Ihrer Verfügung. Wissen Sie was, wenn Sie nicht verhindert sind, bleiben Sie gleich hier — zum Abendbrod. Adelens Bräutigam kommt auch."

Doktor Hasselbrecht, der bei der Einladung eine verklärte Miene zeigte, schnitt bei der Erwähnung des Bräutigams ein süßsaures Gesicht und beeilte sich, zu versichern, daß nichts ihn verhindere, gleich hier zu bleiben.

Dieser Versicherung konnte man unbedingt Glauben schenken, denn der junge Arzt war eben ein junger Arzt, was so viel bedeutet als: er hatte noch keine Praxis. Hasselbrecht war der Sohn eines alten Universitätsfreundes des Doktors, der leider Jurist war und seinem Sohne daher nicht seine Kundschaft nach und nach abtreten konnte. Der Vater schickte seinen Sprößling nach bestandenem Examen zu seinem Freunde, damit der „den Jungen" unter seine Fittige nehme. Fromann nahm sich auch des neugebackenen Kollegen nach Möglichkeit an. Er machte ihn zuerst zu seinem Assistenten bei Operationen und schwieri-

gen Fällen, gab ihm die Stellvertretung, ſobald er auf Reiſen ging oder zu ſehr beſchäftigt war, und bemühte ſich in jeder Weiſe, ſeinem jungen Freunde, mit dem er auch eifrig die Fortſchritte ſeiner Wiſſenſchaft verfolgte, eine zahlreiche Gönnerſchaft und Praxis zu verſchaffen. Aber ſchließlich konnte er ſich der ſeinigen doch nicht zu Gunſten des Jüngeren entledigen, nnd ſo hatte Haſſelbrecht vorläufig nur eine Armenkundſchaft, die ihm zwar zu der nöthigen Erfahrung verhelfen konnte, aber ſonſt ſehr wenig einträglich war. Zum Glück war der Juſtizrath, der nur dieſen Einzigen beſaß, ziemlich wohlhabend und öffnete leicht und gern ſeine Hand.

Hier im Hauſe verkehrte der junge Arzt wie ein Freund und Sohn und war bei Jedermann beliebt, nur daß ihn Fränzi, das Hausteufelchen, zuweilen zur Zielſcheibe ihrer Witze zu machen liebte.

Der Doktor erhob ſich zuerſt, reichte ſeiner Frau die Hand zum Abſchied und ging eiligſt zu ſeinen Kranken fort, denn nur Vormittags pflegte er einen Wagen zu benutzen.

Gleich darauf zog ſich Adele zurück — „um an ihn zu denken", wie Fränzi behauptete, nämlich an ihren Lieutenant, was die junge Braut nur mit einem mitleidigen Achſelzucken und einem Aufſchlag ihrer blauen, etwas ſchwermüthigen Augen gen Himmel beantwortete. Adele beſaß nicht die flinke Zunge ihrer drei Schweſtern, auch nicht deren zumeiſt heiteres Temperament, wie ſie ſich auch im Aeußeren von den Braunen und Schwarzen unterſchied. Sie hatte blonde Haare und ihr Antlitz zeigte ſtets einen ernſten Ausdruck, der nur ſelten von einem flüchtigen Lächeln wie ein Sonnenblick erhellt wurde. Fränzi pflegte ſich von Zeit zu Zeit zu wundern, wie denn dieſe „blonde Sonnenjungfrau" oder „Quellnymphe" in die Familie gekommen ſei, was ihr aber ſtets von der Mutter ernſthaft verwieſen wurde.

Nachdem auch Frau Fromann in Hausgeschäften verschwunden, und Fränzi, aus einer großen Düte irgend etwas Süßes kauend, abgegangen war, blieben Emma und der junge Arzt allein zurück. Es war dies in letzter Zeit öfters vorgekommen, und die Mutter schien es nicht ungern zu sehen; fast könnte man sagen, sie führte es absichtlich herbei, denn es war merkwürdig, daß sie gerade stets in der Küche zu thun hatte, wenn Hasselbrecht Nachmittags den Kaffee bei ihnen einnahm. Auch pflegte sie den beiden anderen Mädchen dann stets einen leisen Wink zukommen zu lassen. Fränzi roch natürlich bald Lunte.

„Ich bin nicht so dumm, als ihr glaubt!" lachte das Hausteufelchen schadenfroh. „Emma und ihr Doktor, ei, ei! Mehr sage ich nicht!"

Man kann sich denken, daß ihr das eine strenge Rüge von Seiten der Mutter zuzog, während der Vater bei den Ungezogenheiten seiner Jüngsten still vor sich hin schmunzelte, sie sogar zuweilen später durch eine heimlich zugesteckte Düte belohnte.

Aber das Mutterauge, wie die der Schwestern, hatte sich getäuscht. Auch Emma selbst war im Anfang getäuscht worden. Offenbar suchte der junge Mann ihre Gesellschaft und die Gelegenheit, mit ihr allein zu sein. Und sie wich derselben nicht aus — im Gegentheil! Aber sie machte bald eine niederschlagende Entdeckung. Der junge Arzt benutzte solche Gelegenheiten hauptsächlich dazu, um sie über ihre Schwester Adele auszufragen, die zu jener Zeit noch nicht verlobt war. Emma, die ihre ältere, sanfte, blonde Schwester zärtlich liebte, erzählte, was zu erzählen war, und vergaß auch nicht, Andeutungen darüber zu machen, daß Adele den Premierlieutenant v. Wulfingen nicht ungern sehe, und daß sich hier etwas zu entwickeln scheine. Darauf war Hasselbrecht immer stiller, scheuer und trauriger geworden, bis sie sich der Ueberzeugung nicht

mehr verſchließen konnte, er liebe ihre ältere Schweſter. Als ſie es ihm auf den Kopf zuſagte, verſuchte er zwar anfangs zu leugnen, gab aber ſchließlich mit traurigem Kopfnicken zu, daß er ſich für Adele intereſſire, aber wohl einſehe, daß er keine Ausſicht habe, deren Hand zu erringen.

Bei dieſem Bekenntniß war es dem jungen Mädchen zu Muthe, als ob ſich ihr die ſonſt ſo heitere, ſtrahlende Welt plötzlich verdunkele. Aber das tapfere junge Ding bezwang ſich ſo weit, daß ſie den jungen Mann anlächeln und ihm Muth zuſprechen konnte. Seitdem war ſie ſeine Vertraute geworden und geblieben.

„Ich weiß wohl, daß es eine Thorheit iſt," ſagte Haſſelbrecht achſelzuckend zu ſeiner kleinen Vertrauten nach der Verlobung Adelens mit Wulfingen, „aber wer kann für ſein Herz?"

Emma wendete ſich bei dieſen Worten ab und zerdrückte ein heimliches Thränlein.

„Es wäre ja wohl auch das Beſte, wenn ich gar nicht mehr oder nur ſehr ſelten in Ihr Haus käme," fuhr er fort, „aber das vermag ich vorläufig nicht. Es iſt mir ein Troſt, mit Ihnen darüber ſprechen zu können, die der Zufall zum Mitwiſſer meines Geheimniſſes gemacht hat."

„Gewiß, kommen Sie nur recht oft," hatte Emma geſtammelt.

„Ich weiß, Sie ſind ein gutes Mädchen" — dabei drückte er ihr die Hand — „und es wird ja auch vorübergehen. Ich bin ja ein Mann, der ſich in das Unvermeidliche ſchicken muß, und ... und ich habe ja auch meinen Beruf."

Außer den Beiden hatte kein Menſch im Hauſe eine Ahnung davon, denn Haſſelbrecht verſtand es, ſich zu beherrſchen, und richtete nur höchſt ſelten das Wort an die junge Braut, die ganz in ihrem Glücke aufging.

Daß Emma in letzter Zeit ganz ſchwermüthig geworden

war, fiel zwar der Mutter auf, aber sie tröstete sich damit, daß dies in der Liebesepoche eines jungen Mädchens, welches noch nicht Braut war, nur natürlich sei. Wohl wunderte sie sich, daß Hasselbrecht noch immer nicht mit seinem Antrag herausrückte. Aber auch dafür hatte sie bald eine Erklärung gefunden. Gewiß wollte der etwas pedantische junge Arzt das Mädchen seiner Wahl erst genau kennen lernen, ehe er sich für immer band, auch wohl erst auf eigenen Füßen stehen, sich erst eine größere Praxis verschaffen. Uebrigens war die Doktorin nicht böse darüber, denn zwei Bräute auf einmal im Hause hätte ihr als Mutter zu viele Pflichten und Sorgen aufgelegt. Aus allen diesen Gründen stellte sie den jungen Leuten zwar keine Hindernisse in den Weg, aber sie beschleunigte auch nichts und ließ den Dingen ihren Lauf. Sobald Adele mit Wulfingen verheirathet war, würde man schon weiter sehen.

Im Wohnzimmer brannte bereits die Lampe. Der Ofen in der Ecke verbreitete eine angenehme Wärme, die Doktorin saß auf dem Sopha und stickte, von Zeit zu Zeit einen stillvergnügten Blick auf Emma und den jungen Arzt werfend, die vierhändig Klavier spielten. Nebenan im Speisezimmer hörte man ein vielversprechendes Tellergeräusch, das sich zuweilen zu einem Donnergepolter verstärkte, wobei dann die Mutter sich stets unmuthig nach der geschlossenen Thür umzuwenden pflegte. Dort hantirte nämlich Fränzi, die gerade „ihre Woche" hatte. Die drei noch im Hause lebenden Töchter des Doktors theilten die wirthschaftlichen Pflichten unter mütterlicher Oberaufsicht so unter sich, daß auf jede Tochter eine Woche kam. Wenn Fränzi an der Reihe war, so wurde nach einer unverbürgten Behauptung des Vaters das meiste Geschirr zerbrochen.

Adele saß in einem Sessel und las, sie that wenigstens

ſo, denn ein genauer Beobachter — und das war die Mutter — konnte wohl bemerken, daß ſie meiſtens über das Buch hinweg in weite, unbekannte Fernen blickte. Einige Male ſeufzte ſie ſogar tief auf.

Leiſe legte die Mutter ihre Hand auf den Arm ihrer Tochter. „Was haſt Du, mein Kind?"

„O nichts, Mutter!" fuhr dieſe verlegen auf. „Wirklich nichts."

„Eine Braut, die ſeufzt! Geh, ſag' mir — iſt zwiſchen Dir und Deinem Bräutigam etwas vorgefallen?"

„Nichts, wirklich nicht!"

„Aber —"

„Weißt Du, Muttter — mir iſt ſeit einigen Tagen aufgefallen, daß Erich ein ſo ernſtes Geſicht macht und auffallend zerſtreut iſt. Darüber denke ich eben nach!"

„Närrchen — habt ihr euch gezankt?"

„Nein, Mutter — wirklich nicht!"

Die Klavierſpieler beendeten in dieſem Augenblick ihren Vortrag und ſahen ſich erhitzt und triumphirend nach ihrer kleinen Zuhörerſchaft um, ſo daß die Doktorin das Geſpräch auf der Stelle abbrach und ihrem Gaſte einige Komplimente zu hören gab, die er mit freudeſtrahlender Miene entgegennahm. Er war nämlich mindeſtens ebenſo ſtolz auf ſeine muſikaliſchen Talente, wie auf ſeine mediciniſchen, und hörte es faſt noch lieber, wenn man ihn einen begabten Muſiker, als wenn man ihn einen geſchickten Arzt nannte. Dieſe Neigung wurde von Emma getheilt, und ſo muſizirten die beiden jungen Leute bei jeder paſſenden Gelegenheit zuſammen zur großen Freude der Mutter, welche die Muſik im Stillen für eine ſehr nützliche Erfindung hielt, dazu geſchaffen, zwei junge Leute verſchiedenen Geſchlechts einander näher zu bringen.

Haſſelbrecht ſetzte ſich zu den Damen und verſuchte, mit der Braut eine Unterhaltung anzuknüpfen. Geſpannt

beobachtete Emma dieſe Bemühungen, aber Adele antwortete ihm nur ſehr wortkarg und zerſtreut, und das Geſpräch wäre ſicherlich ganz eingeſchlafen, wenn nicht die Mutter von Zeit zu Zeit eine Bemerkung dazwiſchen geworfen hätte.

Plötzlich klingelte es ſehr heftig. Die drei Damen riefen einſtimmig und erleichtert: „Marie!“

„Jawohl, ſie klingelt immer ſo ſtark!“ meinte Emma auf das erſtaunte Geſicht Haſſelbrecht's.

„Oder es iſt ihr Mann,“ warf die Mutter ein.

„Nein, der klingelt noch ſtärker!“

In dieſem Moment öffnete ſich die Thür, und wie ein Wirbelwind fegte eine junge Frau in's Zimmer.

„Guten Abend, Mama! — Guten Abend, edles Schweſterpaar! — Ah, der Doktor! — Ihr ſitzt aber hier ſehr trübſelig zuſammen; ihr macht Alle Geſichter, als ob ihr euch langweilt. Na ja, wo eine Braut dabei iſt! Aber ich war anders, nicht wahr, Mama?“

Frau Fromann nickte zuſtimmend und blickte lächelnd, voll mütterlichen Stolzes auf dieſes glückliche, lebensluſtige Weib, das ſofort eine Atmoſphäre von Frohſinn und Heiterkeit um ſich verbreitete.

„Wo iſt denn Dein Mann?“ fragte ſie.

„Ah, der arbeitet. Du glaubſt nicht, wie fleißig er jetzt iſt! Nach dem Kaffee — Du weißt, er trinkt ſo gern Kaffee, wie Voltaire und Schiller, überhaupt wie alle Dichter, es regt ſo an — ja, was habe ich doch ſagen wollen? — Ja, nach dem Kaffee kam er ſo in Stimmung, daß er gleich in ſein Arbeitszimmer ging.“

„Was arbeitet denn Ihr Herr Gemahl jetzt?“

„Darnach ſollte man eigentlich einen Schriftſteller nie fragen, die Reporter ſind ſo neugierig, aber Sie als Arzt können das natürlich nicht wiſſen. Uebrigens iſt das Geheimniß doch ſchon verrathen. Alſo ein Luſtſpiel, und

zwar ein sehr komisches Lustspiel, er ist bereits beim zweiten Akt, und — hahaha, entschuldigen Sie, Herr Doktor — wenn ich an den zweiten Akt denke, bekomme ich immer Lachkrämpfe, es kommt eine so furchtbar komische Figur drin vor, ein — hahaha — ein schüchterner Liebhaber!"

„Na, das ist doch aber nichts Neues!" meinte Emma. „Das kommt schon in tausend Stücken vor."

Die junge Frau, die sich eben gesetzt hatte, schnellte wieder wie eine Feder empor.

„Was verstehst denn Du davon — Du Kind! Das kommt natürlich ganz darauf an, wie man es ausführt. Ueberhaupt, merke es Dir, beim Theater ist die Ausführung die Hauptsache!"

„Ja, aber ich dachte, die Idee, der Stoff —" warf Hasselbrecht ein.

„Ja, der Stoff — freilich, der Stoff," unterbrach ihn Marie lebhaft, „der ist sehr wichtig, und Sie werden bemerkt haben, daß ein Autor stets auf der Stoffsuche ist, wo er sich auch befindet. Alles, was er um sich sieht, muß er beobachten, aus dem kleinsten Zug kann er den größten Nutzen ziehen. Dabei fällt mir ein, ich habe vorhin — ich habe noch schnell einen Besuch gemacht, ehe ich zu euch kam, da habe ich einen Stoff gefunden, eine famose Idee, es fiel mir auf, und ich wollte es mir noch notiren, und nun hab' ich's vergessen." Sie suchte in allen Taschen, ohne jedoch etwas zu finden. „Wahrhaftig, ich habe es nicht notirt, und es war eine so schöne Idee."

„Es wird Dir schon wieder einfallen," tröstete sie Frau Fromann.

„Nein, nein, Mutter, ich kenne mich leider, es fällt mir nie wieder ein; es ist zu dumm! Ein Schriftsteller sollte nie ohne Bleistift und Notizbuch ausgehen — wie ein Maler, wie überhaupt alle Künstler!"

„Ich möchte blos wissen, ob alle Schriftstellersfrauen

ſich ſo lebhaft wie Du für die Arbeiten ihrer Männer intereſſiren," warf Emma ſchnippiſch ein, die mit ihrem Schwager auf einer Art von Neck- und Kriegsfuß ſtand.

„Alle, alle!" erwiederte lebhaft ihre Schweſter. „Das heißt alle die, deren Männer Künſtler, Dichter, Schaffende ſind. Das Schaffen hat etwas ſo Anregendes, man nimmt ſo Theil daran — das iſt ganz etwas Anderes wie bei einem anderen Beruf, beim Kaufmann oder Arzt oder Offizier —"

„Na, da hat die Frau das Avancement im Kopf. Adele weiß ganz genau, wie viel Vordermänner Wulfingen zum Hauptmann hat," meinte Emma lachend und warf dabei einen triumphirenden, faſt konnte man ſagen ſchadenfrohen Blick auf den jungen Arzt.

„Wo iſt denn Dein Bräutigam?" fragte die junge Frau ihre Schweſter, die beſorgt auf die Wanduhr über dem Sopha blickte und jetzt verlegen mit den Achſeln zuckte. „Er iſt doch ſonſt um dieſe Zeit ſchon hier!"

„Ja, aber geſtern und vorgeſtern war er gar nicht hier; er hat ſich brieflich entſchuldigt — mit dem Dienſt," ſagte Adele klagend und drängte mühſam die Thränen zurück.

„Dienſt? Haha, das kennt man!" lachte die junge Frau ironiſch, verbeſſerte ſich aber ſofort, als ſie den Eindruck ihrer Worte auf die etwas nervöſe Braut bemerkte. „Das heißt, jetzt iſt, glaube ich, der Dienſt ſehr ſtreng, und wenn es Dir Dein Bräutigam ſchreibt, wird es ja wohl wahr ſein."

„Aber ich weiß ja, daß der Dienſt jetzt gerade am leichteſten iſt, ehe die Rekruten einrücken!" erwiederte Adele betrübt.

Ehe die Schweſter aber noch ihrer Verwunderung über dieſe genaue Kenntniß des militäriſchen Dienſtes Ausdruck geben konnte, hörte man draußen eine Thüre aufſchließen, und gleich darauf erſchien der Herr des Hauſes mit dem

zukünftigen Gatten seiner Tochter, die ihnen schnell entgegeneilte.

„Wie spät Du kommst, Erich!“ sagte sie vorwurfsvoll, sich zärtlich an ihn schmiegend.

Eine dunkle Röthe stieg in das bleiche, feingeschnittene Antlitz des Offiziers.

„Es war mir nicht möglich, früher zu kommen!“ stammelte er verlegen, während er seine Braut durch einen flüchtigen Kuß auf die Stirn begrüßte.

„Denkt euch nur, ich habe ihn fast gewaltsam herschleppen müssen,“ warf der Alte schmunzelnd dazwischen und wärmte sich an dem Ofen, dem eine behagliche Temperatur entströmte. „Ich kam zufällig an seiner Wohnung vorbei und sah noch Licht. ‚Muß doch 'mal nachsehen, ob er etwa noch zu Hause ist,‘ dachte ich mir, und gehe hinauf. Er schrieb und wollte nicht mitkommen, er war im Begriff, sich bei uns entschuldigen zu lassen wegen wichtiger dienstlicher Arbeiten — kartographische Terrainaufnahmen, was weiß ich!“

„Aber Erich! Und ich habe Dich seit zwei Tagen nicht mehr gesehen!“ klagte die Braut und richtete ihre großen, schwimmenden Augen auf ihren Verlobten, der die seinen, die sonst so keck in die Welt blickten, traurig und verlegen zu Boden schlug.

„Man kann nicht immer so, wie man will,“ erwiederte er ernst. „Der Dienst geht eben vor und duldet keinen Aufschub.“

Man setzte sich bald zu Tisch, da Marie versicherte, auf ihren Mann brauche und könne man nicht warten. Wenn der einmal „in Stimmung“ sei und seinen Pegasus bestiegen habe, wisse man nie, wann er wieder zu den gewöhnlichen Sterblichen herabsteige.

„Aber dann können Sie ja nie bestimmt wissen, wann Sie zu Mittag oder zu Abend speisen werden,“ meinte

Haſſelbrecht ſkeptiſch, „und das iſt doch ſehr unangenehm in einem geordneten Hausweſen!“

Worauf Fränzi, die ihre Aufmerkſamkeit zwiſchen einem weichen Ei und einem umfangreichen Stück gekochten Schinken theilte, lachend einwarf, daß ein Dichter eben keinen geordneten Haushalt habe, das ſei zu viel verlangt.

„Du Naſeweis,“ ſchalt die Dichtergattin, der die Kunſtbegeiſterung und die verloren gegangene Idee nicht den Appetit geraubt hatten, „was weißt denn Du davon! Freilich, wie bei Gevatter Schneider und Handſchuhmacher läßt ſich das nicht immer einrichten. Außerdem hat mein Mann ja auch auswärtige Blätter, für die er korreſpondirt, und da geht er oft Stoff ſuchen —“

„Und ſpielt im Café Billard!“ verſetzte Fränzi ſpöttiſch.

„Stoff ſuchen,“ fuhr ihre ältere Schweſter unbeirrt fort, „und dann hat er das Theater- und Kunſtreferat für unſere ‚Abendzeitung‘. Da kann er nicht immer Abends zu Haus ſpeiſen und —“

„Tröſte Dich nur, bei einem Arzt biſt Du auch nie ſicher, daß er die Suppe pünktlich oder überhaupt eſſen kann,“ beeilte ſich Frau Fromann, ihrer Tochter zu Hilfe zu kommen. „Schriftſteller brauchen wenigſtens nicht Nachts aufzuſtehen, wie ſo ein vielgeplagter Arzt.“

„Ich habe immer gehört, daß die großen Dichter nur Nachts arbeiten,“ lachte Fränzi; aber Marie hatte diesmal nur ein mitleidiges Achſelzucken für ſie übrig.

Wulfingen, ein Mann von ungefähr zweiunddreißig Jahren, der ſonſt keinem Scherz aus dem Wege ging, nahm an dieſem Geſpräch wenig Antheil. Er verzog keine Miene, und während ſeine umflorten Augen in's Leere ſtarrten, war er mit ſeinen Gedanken ſichtlich anderweitig beſchäftigt.

Seine Braut, die ihn mit ängſtlicher Spannung beobachtete, verſuchte mehrere Male vergeblich, ihn in's Geſpräch zu ziehen. Er antwortete einſilbig und zerſtreut,

ſo daß endlich auch die Anderen aufmerkſam wurden. Wulfingen entſchuldigte ſeine Zerſtreutheit und ſein ſonderbares Benehmen mit der körperlichen und geiſtigen Abſpannung infolge von Ueberlaſtung, aber Jedermann fühlte, daß dies nur eine Ausrede ſei. Um dem Offizier, der nun bald ein Mitglied der Familie werden ſollte, entgegenzukommen, regte der ſtets freundliche Doktor ein militäriſches Thema an, das jedem Soldatenherzen genehm iſt; er ſprach vom Avancement, das Wulfingen ganz beſonders intereſſiren mußte, da er der Nächſte zum Hauptmann war, und nur dieſe Beförderung erwartet wurde, um die Hochzeit feſtzuſetzen. Aber auch dies Thema ſchien den jungen Offizier nicht zu zerſtreuen; er wich dem Gegenſtand mit einer gewiſſen ängſtlichen Abſichtlichkeit aus.

Es konnte nicht ausbleiben, daß dies Benehmen der Stimmung weſentlichen Abbruch that. Das plötzliche Erſcheinen des Schriftſtellers, der ſich durch ein mehrfaches, ſehr ſtarkes Läuten ankündigte, wirkte daher wie eine Erlöſung vom Bann.

Man hatte bereits abgeſpeist, war aber plaudernd bei Tiſch ſitzen geblieben; die Herren hatten ihre Cigarren in Brand geſteckt.

Vollmer, ein ſchlanker Mann im Anfange der Dreißiger mit einem großen blonden Vollbart und treuherzig blauen Augen, eine Dichterlocke genial über der Stirne hängend, fiel polternd und lachend herein, drückte Allen die Hand, verſicherte, daß er einen Bärenhunger habe und daß draußen ekliges Wetter ſei, warf ſeiner Frau verliebte Blicke zu und machte ſich trotzdem mit großem Appetit über die ſtehen gebliebenen, noch recht anſehnlichen Reſte des Abendbrodes her.

Als ſich ſeine jüngſte Schwägerin darüber wunderte, daß ein Dichter ſolchen Hunger habe, nannte er ſie ein noch nicht gargekochtes Backfiſchchen, deſſen Lehrer er

nächstens aufsuchen werde, um ihm größere Strenge anzuempfehlen. Daß sie noch in die Schule ging, war Fränzi's schwache Seite, und sie gerieth in förmliche Wuth, wenn ihr Schwager sie mit schelmisch-ernstem Gesicht fragte: „Haut denn der Lehrer noch?"

Die junge Frau strich ihrem Gatten, der sich nach der Stillung des ersten Hungers behaglich zurücklehnte, liebkosend mit der Hand über's Haar, was bei Fränzi natürlich einen versteckten Lachkrampf hervorrief.

„Mein armer Mann, Du hast Dich gewiß sehr angestrengt?"

„Na, es geht!" meinte dieser, während er noch schnell einer Oelsardine den Garaus machte.

„Wieviel hast Du denn?"

„Na, so sieben bis acht!"

„Aber das ist ja fast ein ganzer Akt!" sagte die junge Frau erstaunt.

„Ein Akt — wieso?"

„Na, sieben bis acht Scenen —"

„Unsinn, ich meine Parthien Billard!"

„Ja, hast Du denn nicht gearbeitet?"

„Keine Spur! Das heißt, im Café habe ich nachgedacht. Ich konnte durchaus nicht in die richtige Stimmung kommen. Wozu Pegasuschen quälen, dachte ich und ging aus. Natürlich haben sie mir da 'ne Masse Geld abgeknöpft, und wenn ich nicht eine so famose Idee gehabt hätte — leider habe ich sie nicht notirt und total wieder vergessen — — Ja, was habt ihr denn? Warum lacht ihr denn?"

Ueber die Wirkung seiner Worte höchst verblüfft, sah er sich im Kreise um und bemerkte nur lachende Gesichter. Besonders Fränzi ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen, ihrem dichtenden Schwager den „hauenden Lehrer" tüchtig heimzuzahlen. Die Stimmung der Gesellschaft hob sich wieder, und der Punsch, den die Hausfrau auftragen ließ,

ſowie der ſtets fidele Schriftſteller ſorgten dafür, daß ſie ſich auf gleicher Höhe erhielt.

Nur Adele und ihr Bräutigam blieben ernſt, aber man kümmerte ſich nicht mehr darum, denn: „Brautleute ſind immer ſo ſonderbar, wir ſind auch ſo ſentimental geweſen, ehe wir uns kriegten," meinte der Luſtſpieldichter.

Eben war Vollmer im Begriff, Karten zu verlangen, um eines ſeiner nie verſiegenden Kartenkunſtſtücke vorzuführen, als der Offizier die Uhr zog.

„Du willſt ſchon gehen, Erich?" fragte ihn ſeine Braut erſchrocken.

„Ich muß, eine Arbeit, die noch fertig werden muß —"

„Du willſt doch nicht etwa Nachts arbeiten?"

„Ja, es bleibt mir nichts Anderes übrig!"

Nur der Braut war es aufgefallen, daß er ſie während des ganzen Abends nicht mit einem jener Koſeworte angeredet hatte, in denen Liebende ſo erfinderiſch ſind, und mit denen er noch vor einigen Tagen höchſt verſchwenderiſch umgegangen war.

Wulfingen verabſchiedete ſich ziemlich kühl von ſeiner Braut und den Uebrigen, die ihn zum erſten Male nicht ungern ſcheiden ſahen. Adele hatte die ſtillſchweigend geduldete Gewohnheit, ihm bis zur Treppe allein das Geleit zu geben. Nach den Andeutungen der natürlich darin nicht kompetenten Fränzi dauerte das ſtets „ein halbes Jahr".

Auch heute blieb ſie ihrer Gewohnheit treu, und während ſie in dem matt erleuchteten Vorflur die Arme um ihn ſchlang, flüſterte ſie ihm leiſe in's Ohr: „Bitte, bitte — was haſt Du? Sage es mir — Dich drückt etwas!"

Wulfingen ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Es iſt nichts — Du biſt ein Närrchen!"

„Haſt Du mich noch ſo lieb wie früher?"

„Gerade ſo lieb — und noch lieber!" flüſterte er,

preßte sie stürmisch an sich und küßte sie heiß auf den Mund. Dann warf er noch einen langen, wehmüthigen Blick auf sie, drückte sich mit schnellem Entschluß die Mütze fest auf den Kopf und eilte mit großen Sätzen die Treppe hinunter.

Als Wulfingen eben das Zimmer verlassen hatte, sprang der Schriftsteller plötzlich auf, schlug sich an die Stirn und rief erstaunt: „Das habe ich ja ganz vergessen! Warum hat er es denn nicht gesagt?"

„Was hast Du denn? Deine Idee?" fragte seine Frau schnell.

„Nein, aber eine große Neuigkeit! Und er hat es nicht erzählt!" wiederholte er verwundert.

„Na, willst Du uns nun endlich mittheilen —"

„Ja — ja! Wulfingen hat heute von seinem Kommandeur die zwar noch nicht offizielle, aber bestimmte Mittheilung erhalten, daß er Hauptmann geworden ist."

Alle blickten sich erstaunt an.

„Das ist aber gar nicht möglich!" sagte endlich der Doktor nachdenklich. „Er hätte es uns doch gleich mitgetheilt."

„Vielleicht will er nicht eher darüber sprechen, bis er die offizielle Mittheilung hat," meinte Vollmer.

„Immerhin — es ist doch sonderbar! Und er war so zerstreut —"

„Das ist Dir auch aufgefallen, Vater?" fragte Marie. „Willst Du nicht morgen zu ihm gehen und —"

„Ja, das will ich, aber bis dahin wollen wir nicht weiter darüber reden. Jedenfalls darf Adele nichts davon erfahren, sie könnte sich vielleicht Gedanken machen."

Der Eintritt des jungen Mädchens schnitt jede weitere Erörterung ab. Aber die gute Stimmung war verflogen, und früher als sonst empfahl sich das junge Paar, das ganz gegen seine Gewohnheit ein ziemlich ernstes Gesicht machte.

2.

Wulfingen war am anderen Tage eben vom Dienſt zurückgekommen und hatte es ſich bereits bequem gemacht, als ihm ſein Burſche den Vater ſeiner Braut anmeldete. Raſch ſprang der Offizier von der Chaiſelongue auf, auf der er ſich ermüdet ausgeſtreckt. Wulfingen hatte zwei ziemlich elegant möblirte Zimmer bei einer alten Beamtenwittwe inne, die auf ihren Premierlieutenant nicht wenig ſtolz war.

Als der Doktor in's Zimmer trat, ſah er auf den erſten Blick an der verlegenen und ernſten Miene, mit der ihn der Offizier empfing, daß etwas vorgefallen ſei. Der Doktor ſetzte ſich auf den angebotenen Seſſel, räuſperte ſich und ſagte: „Sie kommen gewiß eben erſt vom Dienſt, lieber Erich, und ich habe Sie geſtört?"

„O, durchaus nicht!"

Eine verlegene Pauſe trat ein, in der jeder der Herren die Anrede des Anderen zu erwarten ſchien.

„Nun, nichts Neues paſſirt?" fragte endlich der Doktor und blickte ſeinen Gegenüber geſpannt an.

Wulfingen zuckte mit den Achſeln. Eine Antwort ſchien ihm auf der Zunge zu ſchweben, aber er ſagte nichts.

„Ich denke doch," fuhr der Doktor endlich ungeduldig fort, „daß Sie mir eine Mittheilung zu machen hätten! Ich erfahre ſoeben, daß Sie Hauptmann geworden ſind."

„Ich bin es noch nicht!"

„Aber es iſt ſo gut als ſicher, Ihr Kommandeur hat es Ihnen bereits geſtern mitgetheilt. Weshalb machen Sie ein Geheimniß daraus, lieber Sohn?"

Der Offizier zuckte bei dieſen Worten leicht zuſammen. „Weil — ich bin es noch nicht," würgte er mühſam hervor, „und ehe ich die offizielle Ernennung nicht habe —"

„Aber das ſind ja Formalitäten, Sie Pedant! Warum

wollen Sie uns die Freude nicht früher gönnen? Von ganzem Herzen gratulire ich Ihnen!"

Er streckte Wulfingen die Hand entgegen, in die dieser zögernd einschlug.

„Wenn Sie Hauptmann sind, werden wir natürlich bald Hochzeit machen, das war ja verabredet! Aber darüber können wir immer noch sprechen; das machen Sie auch am besten mit meiner Frau und Adele ab, deswegen bin ich nicht gekommen. Ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen, die Sie längst hätten erfahren müssen. Von Tag zu Tag wollte ich es Ihnen sagen, aber Sie wissen ja — man verschiebt so etwas immer wieder. Jetzt muß ich jedoch reden. Es betrifft Adele."

Wulfingen stand in nervöser Unruhe auf und wechselte den Platz. Wäre der Arzt nicht selbst in sichtlicher Erregung gewesen, so hätte ihm das eigenthümliche Wesen des jungen Mannes auffallen müssen, der in wachsender Unruhe dem alten Herrn eine Mittheilung machen zu wollen schien, die er jedoch immer wieder unterdrückte.

Der Doktor schob seinen Stuhl dicht neben den Offizier und blickte ihm fest in's Auge.

„Was ich Ihnen jetzt sage, ist ein Geheimniß, das nur meine Frau und ich kennen. Adele ist nicht unsere Tochter, nur unser Adoptivkind."

Wulfingen blickte ihn erstaunt an.

„Kein Mensch hat eine Ahnung davon, am wenigsten sie selbst. Sie ist eine Waise, die Tochter einer entfernten Verwandten von mir, die sehr jung starb, als das Kind noch nicht zwei Jahre alt war. Sie heirathete einen Fabrikanten, der bald darauf sein Vermögen verlor und mit ihr nach Amerika ging. Dort brachte er sich schlecht und recht fort. Als Adele noch nicht ein Jahr alt geworden, starb der Gatte plötzlich und hinterließ der jungen Frau so gut als nichts. Sie beschloß, mit ihren beiden Kindern,

von denen das ältere ein Knabe war, nach Europa zurückzukehren. Auf der Ueberfahrt ſtarb auch der Knabe, und die junge Wittwe, deren Eltern längſt todt waren, ſtand mit ihrem Töchterchen hilflos und verlaſſen da. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ich mich ihrer in dieſer Noth annahm; ſie zog zu uns, aber der Kummer warf ſie bald auf's Krankenlager — ich konnte ſie nicht retten. Ebenſo ſelbſtverſtändlich, daß wir die Kleine wie unſer eigenes Kind aufzogen. Und um ihr ſpäter jeden Kummer und das Gefühl der Zurückſetzung gegen unſere eigenen Kinder zu erſparen, ließen wir ſie in dem Glauben aufwachſen, wir ſeien ihre leiblichen Eltern. Da ich bald darauf hierher überſiedelte und ſie, wie ſchon erwähnt, ſpäter gerichtlich adoptirte, ſo hat ihr Niemand dieſe glückliche Illuſion rauben können; denn natürlich ahnen auch ihre Geſchwiſter nichts davon. Meine älteſte Tochter war damals kaum drei Jahre alt, als ſie die Spielgefährtin erhielt. Ihnen muß ich das mittheilen, aber es iſt mein und meiner Frau Wunſch, daß Adele, die wir wie ein eigenes Kind lieben, niemals etwas davon erfährt. Sie wiſſen, wie tief und zart ſie empfindet!"

Wulfingen blickte, ohne ſich zu rühren, mit niedergeſchlagenen Augen zu Boden. Als der Doktor keine Antwort erhielt, ſagte er endlich: „Ich brauche Ihnen nicht zu verſichern, daß ihre Eltern ehrenwerthe Leute waren, deren ſich die Tochter nicht zu ſchämen hat. Der Vater war nicht einmal ſchuld an dem geſchäftlichen Niedergang, den allerlei unvorhergeſehene Schickſalsſchläge herbeiführten. Auch von ſeiner Seite ſind keinerlei Verwandte da, die irgend ein Anrecht an das Kind hätten."

Wieder trat eine Pauſe ein. Geſpannt blickte der Arzt den Bräutigam ſeiner Tochter an, der einen ſchweren inneren Kampf zu kämpfen ſchien und jetzt ſchweigend auf und ab ſchritt.

„Ich hoffe, daß das weder in Ihren Gefühlen noch in Ihren Beziehungen zu Adele etwas ändern wird," begann der Alte auf's Neue.

Wulfingen blieb plötzlich dicht vor ihm stehen.

„Ich wollte es Ihnen schreiben, aber da Sie einmal hier sind — es ist besser so! — Lesen Sie!"

Mit zitternder Hand überreichte er dem Doktor einen Brief, den dieser überrascht entfaltete, und der folgendermaßen lautete:

„Hochverehrter Herr Doktor!

Sie wissen, daß ich Ihre Tochter Adele innig liebe, und daß es eine reine, interessenlose Zuneigung war, die mich an sie gefesselt. Nichts in der Welt würde mich von Adele trennen können; aber als Ehrenmann sehe ich mich gezwungen, Ihnen die traurige Mittheilung zu machen, daß ich nicht mehr im Stande bin, mein Ihnen und ihr gegebenes Wort einzulösen . . ."

Mit einem unwillkürlichen Laut des Schreckens ließ der Arzt, dem alles Blut zum Herzen strömte, den Brief sinken und blickte den Offizier an, der ihm, mit dem Kopf an's Fenster gelehnt, den Rücken zuwendete.

Der Doktor las weiter:

„Das Vermögen, auf das ich unsere gemeinsame Zukunft gründen wollte und das mir die Mittel zur Kaution und den so nöthigen Zuschuß zur Führung eines bescheidenen, aber standesgemäßen Lebens gewähren sollte, dieses Vermögen besitze ich nicht mehr. Ich bin nicht mehr im Stande, die Kaution zu stellen, und kann Ihrer Tochter keine Zukunft mehr bieten, da ich noch für Jahre hinaus Verpflichtungen zu erfüllen habe, die mir kaum soviel übrig lassen, um als Einzelner den äußeren Schein aufrecht zu erhalten."

Fromann saß wie niedergeschmettert da; der Unglücksbrief glitt zu Boden, ohne daß er es merkte. Mit ge-

beugtem Haupt ſtarrte er vor ſich hin, nur den einzigen Gedanken in ſich herumwälzend: „Mein armes Kind! Wie wird ſie es aufnehmen?“

Endlich faßte er ſich gewaltſam. „Sie haben Ihr Vermögen verſpielt?“ fragte er leiſe.

Wulfingen ſchreckte zuſammen. „Ich — ich — muß Ihnen die Antwort darauf verweigern!“ ſtotterte er.

„Aber ich habe ein Recht, darnach zu fragen, denke ich,“ ſagte der Arzt, ihn feſt anblickend.

Der Offizier erröthete bis an die Haarwurzeln und ſchlug vor dieſem Blick die Augen nieder.

„Nehmen Sie alſo an, ich habe es verſpielt!“ ſtammelte er endlich.

„Aber wie iſt das möglich! — Ich weiß nicht, wie ich es meiner Tochter beibringen ſoll . . . ſie liebt Sie . . . ſie wird es nicht verwinden . . . ſie ſah ſich ſchon als Ihre Frau!“

Er ſprang haſtig auf; der Gedanke an ſein Kind machte ihn vor Zorn beben, und dieſer ſonſt ſo gutmüthige Mann hätte ſich in dieſem Moment an dem Offizier vergreifen können.

„Sie haben geſpielt, geſpielt . . . auch mit dem Glück meiner Tochter! — Sie drängten ſich in eine Familie, an ein Mädchen . . . Doch es iſt beſſer, daß es vorher geſchehen, als wenn man dieſe Entdeckung, daß Sie ein Spieler ſind, nach der Hochzeit gemacht hätte!“

Wulfingen ſah ihn mit einem langen, traurigen Blick ſeiner ernſten, braunen Augen an, der dem alten Mann die Faſſung zurückgab.

„Es iſt gut!“ ſagte er leiſe und ſteckte den Brief ein. „Nur werden Sie einſehen, daß es das Beſte für beide Theile iſt, wenn Sie um Ihre Verſetzung einkommen! Auch könnte man es vorläufig geheim halten!“

Wulfingen nickte zuſtimmend mit dem Kopfe und der

Doktor entfernte sich schnell ohne Gruß. Fast schämte er sich, sich vor diesem Manne eine Blöße gegeben und die Absage nicht stolzer entgegengenommen zu haben.

Das arme, arme Kind! Und sie liebte ihren Bräutigam, wie es nur ein so tief und fein fühlendes Mädchen vermochte, das noch alle Illusionen der Jugend hat. Wie sollte man ihr diese Nachricht beibringen, und wer sollte es thun?

Während der Doktor, langsam wie im Traume, die Straße hinunterging, schwirrten ihm diese Gedanken durch den Kopf. Er konnte sich kaum auf den Füßen halten; er bemerkte nicht, wohin er ging, und daß ihn Vorübergehende grüßten. Mechanisch setzte er einen Fuß vor den anderen und grübelte darüber nach, wie das Alles habe kommen können. Ein Mensch wie Wulfingen, auf den sie Alle geschworen hätten, sollte so gewissenlos, so leichtsinnig gewesen sein! Unmöglich! Aber was ist unmöglich? Sieht man nicht alle Tage noch viel größere Vermögen, sogar von Familienvätern, dem Moloch des Spieles opfern, an der Börse, auf der Rennbahn, auf dem grünen Tuch? Und die Versuchung lag so nahe für einen jungen Offizier.

Oder war das Ganze nur eine unwürdige Komödie, ein Vorwand, um auf wohlfeile Manier einen Bruch herbeizuführen? Reute es den schönen stattlichen Offizier, jetzt, wo er Karrière zu machen anfing, seinen Namen und seine Hand so wohlfeil vergeben zu haben? Adele erhielt nichts als eine bescheidene Aussteuer, nöthigenfalls konnte der Doktor ihr unter großen Opfern einen kleinen Jahreszuschuß geben. Mußte er doch schon bei seiner ältesten Tochter öfter, als ihm lieb war, aushelfen. Vielleicht beabsichtigte Wulfingen, wie so viele, ja die meisten seiner Kameraden, eine reiche Parthie zu machen. Konnte er doch seine interessante, stattliche Persönlichkeit und seinen alten

Namen neben seinem stets für Mädchenherzen anziehenden Berufe in die Wagschale werfen. Aber das hätte ihm so gar nicht ähnlich gesehen! Doch wer hatte ihm denn das Andere zugetraut?

Es war zu viel für seinen alten Kopf. Er mußte sich mit Jemand darüber aussprechen, und er wußte auch schon mit wem. Mühsam schleppte er sich durch einige Straßen der stillen, alten Stadt fort, bis er vor einem großen Hause hielt, das wohl schon einige Jahrhunderte über sich hatte hinwegziehen sehen.

Als er im zweiten Stock der breiten, geräumigen Treppe klingelte, an dessen Vorthür sich ein kleines Schild mit der einfachen Aufschrift: „Dahlen" befand, öffnete ihm eine alte Magd.

„Herr Dahlen zu Hause?"

„Für Sie schon, Herr Doktor!"

Sie ließ ihn durch einen Vorflur in ein Zimmer treten, das sehr einfach, nach modernen Begriffen sogar dürftig möblirt war. Hier saß ein alter Mann in einem Lehnstuhl am Fenster und las. Er nickte dem eintretenden Doktor nur leicht mit dem Kopfe zu und deutete stumm auf einen neben ihm stehenden Stuhl, welcher pantomimischen Aufforderung Fromann ebenfalls schweigend Folge leistete. Daß dieser Mann kein unnützes Wort verschwindete, sah man auf den ersten Blick. Finster dräuende Augen blickten unter buschigen, weißen Brauen aus einem hageren, scharf geschnittenen Gesicht hervor, das von einem mächtigen und edel geformten, aber ganz kahlen Schädel gekrönt wurde, den nur ein schmaler Kranz von weißen Haaren an beiden Seiten umgab.

Dieser Mann, zu dem der Doktor ein so großes Vertrauen besaß, lebte erst seit wenigen Jahren in der Stadt. Niemand wußte recht, wer er war, und woher er gekommen. Er mußt wohl einiges Vermögen haben, denn er

blieb keinem Menschen etwas schuldig, wenn er auch sehr bescheiden, fast dürftig, mit seiner alten, ebenso mürrischen Haushälterin wirthschaftete. Der einzige Luxus, den er sich zu gestatten schien, waren Bücher. Auch füllten die verschiedensten und sehr wohlgeordneten Sammlungen große, gläserne Schränke als einzigen Zimmerschmuck.

Er verkehrte mit Niemand, ausgenommen Fromann und seine Familie, mit denen eine Art von Verkehr existirte, der jedoch sehr einseitig war, denn Dahlen empfing zwar die Besuche des Doktors und schien sie nach seiner Manier nicht ungern zu sehen, aber er erwiederte sie niemals. Doch nahm man dies dem alten Sonderling nicht übel, zu dessen Freundschaft der Doktor auf merkwürdige Art gelangt war.

Vor ungefähr vier Jahren wurde der Arzt eines Abends zu einem Kranken gerufen. Es war Dahlen, ihm damals noch völlig unbekannt, der sich stöhnend auf seinem Schmerzenslager wand. Ein Gelenkrheumatismus hatte den kräftigen Körper niedergeworfen. Heroisch trug der Alte seine Schmerzen; doch beschwor er den Arzt, er solle ihn retten, er wolle und dürfe noch nicht sterben. Fromann brachte seinen Patienten denn auch glücklich durch und machte dabei dessen nähere Bekanntschaft, ohne jedoch mehr über seine Verhältnisse zu erfahren, als dieser für gut fand, ihn wissen zu lassen. Während der Krankheit und der Genesung hatte sich jedoch eine fortwährende Pflege bei Tag und Nacht als nöthig herausgestellt. Die Haushälterin nahm anfangs dies Amt auf sich, war aber natürlich außer Stande, dieser Pflicht allein zu genügen. Dahlen weigerte sich beharrlich, die Hilfe einer fremden Person in Anspruch zu nehmen — ja, er hatte so heftig die Entfernung einer barmherzigen Schwester gefordert, die der Arzt angenommen, daß man ihm willfahren mußte, um dem Kranken nicht zu schaden. Der Doktor vermuthete,

daß der wunderliche, auch etwas geizige alte Herr die Koſten ſcheue, und brachte ihm daher Adele mit, die ſich in der Familie ſchon als opferwillige Pflegerin bewährt hatte und ganz beſondere Neigung und Fähigkeiten zu dieſem edlen und ſchweren Berufe zeigte.

Dahlen fühlte ſich durch die Perſönlichkeit der kaum Siebzehnjährigen ſehr angezogen und ließ ſich willig von ihr pflegen. Schon nach kurzer Zeit bildete ſich eine tiefe Sympathie zwiſchen dem alten, wunderlichen Herrn und dem zarten, ſanften Mädchen heraus, die auch nach der Geneſung andauerte und ſich im Laufe der Jahre nur noch vertiefte. Adele brachte ganze Stunden bei dem Alten zu, der ihr ſeine koſtbaren Naturalienſammlungen zeigte und erklärte, die er im Laufe eines langen Lebens auf ſeinen vielen Reiſen geſammelt. Auch lernte ſie ihm zu Liebe Schach, oder ſie las ihm vor und ging mit ihm ſpazieren. Ihre Schweſtern neckten ſie mit der „Eroberung", die ſie da gemacht, und Fränzi wunderte ſich beſtändig, was ſie denn mit dem ſchweigſamen Sonderling ſpreche, aus dem ſie kaum zehn Worte im Laufe einer Stunde herauspreſſen könne. Adele aber lächelte darüber und verſicherte, daß ſie von ihrem alten Freunde mehr gelernt habe, als je ſonſt in der Schule.

Es war dies einer der Gründe, die Fromann bewogen, ſich nach der niederſchmetternden Mittheilung, die er ſoeben erhalten hatte, zuerſt an Dahlen zu wenden, der Adele wie ein eigenes Kind liebte.

Der Alte hörte den Bericht des Doktors ſchweigend an und nickte nur ab und zu leicht mit dem Kopfe. Aufmerkſam las er den Brief des jungen Offiziers durch.

„Nun, was ſagen Sie zu alledem?" wagte endlich der Doktor, das nachdenkliche Schweigen Dahlen's zu unterbrechen.

„Nun, ich muß ſagen, daß ich vor Allem nicht

glaube, daß Adelens Bräutigam sein Geld im Spiele verloren hat."

„Das war auch mein erster Gedanke. Vielleicht ist es nur ein Vorwand, weil Adele ohne Vermögen ist," rief der Doktor, schmerzlich die Hände ringend, aus. „Soll denn diese arme Waise stets vom Schicksal verfolgt werden —"

Er hielt erschrocken inne. Dahlen, der auf seinen Stock gestützt, durch das Zimmer humpelte, blieb plötzlich mit einem Ruck dicht vor ihm stehen. Sein blitzendes Auge flammte ihn unter den dichten weißen Brauen forschend an.

„Was sagen Sie da? Arme Waise?"

„Ich bitte, hören Sie nicht darauf!"

„Ich liebe diese Kleine wie mein eigenes Kind — sagen Sie mir Alles!"

„Ich bitte, fragen Sie mich nicht weiter! Ich darf Ihnen nichts weiter —"

„Es ist also nicht Ihr Kind? Wessen Kind ist es dann?" unterbrach ihn Dahlen schnell.

Der alte Mann stieß diese Fragen in einem merkwürdig erregten Tone hervor, so daß ihn der Doktor erstaunt von der Seite anblickte. Sollte er antworten — jetzt, wo er ihm sein Geheimniß doch schon halb verrathen? Und Dahlen war ein Mann, dem man sich anvertrauen konnte, und außerdem Adelens väterlicher Freund.

Der Alte setzte seinen Spaziergang durch das Zimmer fort.

„Gut . . . gut . . . Sie wollen es mir nicht sagen!" knurrte er halblaut wie im Selbstgespräch vor sich hin. „Aber es gibt Mittel und Wege, derlei zu erfahren. Wir leben in einem geordneten Staatswesen mit Polizei und Standesamt. Ich liebe dies Kind, und ich will wissen, wer es ist."

„Sie sind ein Starrkopf, lieber Freund, dem man

ſchon den Willen thun muß. Mit Ihrer Polizei werden Sie es noch in die ganze Welt ausposaunen, daß Adele nicht meine Tochter iſt."

„Nicht? Aber weſſen, weſſen?" drängte der alte Herr ungeduldig.

„Nun gut, da Sie Adelens beſter Freund ſind, will ich Ihnen Alles erzählen," erwiederte der Doktor, „aber unter der Bedingung, daß Sie das arme Kind niemals wiſſen laſſen —"

„Sie weiß alſo nichts?" unterbrach ihn der Andere haſtig.

„Nein, ſie glaubt, ſie ſei unſere leibliche Tochter!"

„Und wie heißen ihre Eltern?"

„Ihre Mutter war eine entfernte Verwandte von mir, die nach ihrer Verheirathung den Namen Hönig führte. Aber was haben Sie?"

„Nichts, nichts! Fahren Sie nur fort!" ſtieß der Alte mit keuchendem Athem hervor und ließ ſich ſchwer in einen Stuhl fallen. Sein Haupt ſank tief auf die Bruſt nieder, und ſo hörte er, auf ſeinen Stock geſtützt, ohne ſich zu bewegen, die Geſchichte des verwaisten Mädchens und ihrer Eltern an.

Als der Doktor geendet, ſtand der alte Mann ſchweigend auf und begann auf's Neue ſeine ruheloſe Wanderung. Sein verwittertes, gefurchtes Antlitz ſchien noch um zehn Jahre gealtert. Endlich trat er auf ſeinen Gaſt zu und drückte ihm feſt die Hand.

„Sie ſind ein wackerer Mann, Freund Doktor, ich habe mich nicht in Ihnen getäuſcht!"

Der Arzt fühlte ſich eigenartig bewegt. Etwas derartiges hatte er noch nie aus dem Munde ſeines ſchweigſamen, mürriſchen Freundes gehört.

„Sie nehmen ſehr Theil an dem Schickſale des armen Kindes!"

„Ja, das thue ich!“

„Nun, dann rathen Sie mir auch, was ich thun ſoll!“

„Nichts! Entweder iſt der Verlobte Adelens ein Schuft oder — jedenfalls können Sie ihn nicht gewaltſam zu ihr zurückſchleppen!“

„O, das möchte ich auch nicht — es iſt Alles aus zwiſchen uns; er exiſtirt nicht mehr für mich. Und ich hoffe, auch Adele wird ihn mit der Zeit vergeſſen. Es wird ſich ein anderer, braver Mann für ſie finden. Aber freilich, eine zurückgegangene Verlobung — es bleibt immer etwas hängen!“

„Das Wichtigſte iſt jetzt, es ihr ſchonend beizubringen!“ ſagte Dahlen nach einer Weile, in der er finſter vor ſich hingebrütet hatte.

„Mein armes Kind! Sie liebt ihn wirklich! Ich fürchte mich vor dieſer Mittheilung!“ erwiederte der Doktor leiſe, und ein tiefer Kummer beſchattete dabei ſein freundliches, mildes, altes Geſicht.

Er drückte dem alten Sonderling ſtill die Hand und ging mühſam, mit gebeugtem Haupte fort.

3.

Faſt ein Monat war ſeit den geſchilderten Ereigniſſen verſtrichen. Die Welt — wie wir den kleinen Kreis von Leuten zu nennen pflegen, die uns perſönlich oder dem Namen nach kennen — die Welt ahnte nicht, was vorgefallen war. Denn erſtens hatte die Welt ſehr viel mit ihren eigenen Angelegenheiten zu thun, und dann war auch wenige Tage nachher der Premierlieutenant der Artillerie v. Wulfingen zum Hauptmann befördert und nach einer anderen Garniſon als Batteriechef verſetzt worden. Da er alſo ſeine Braut nicht mehr beſuchen konnte, und da von Seiten der Familie ſtrenges Stillſchweigen beobachtet wurde, ſo blieb die Angelegenheit ganz geheim, ebenſo geheim, wie der Kummer,

der am Herzen Adelens nagte. Sie lächelte ihren Vater und ihre Mutter an, wenn sie dieselben trösten wollten, aber diese ließen sich nicht dadurch täuschen.

Denn sie wurde immer bleicher und zarter. Die schwimmenden blauen Augen verloren an Glanz und wurden trübe, denn sie schwammen zu oft in Thränen, wenn das junge Mädchen allein war oder sich ungesehen wähnte.

Sie war jetzt sehr oft bei ihrem alten Freunde Dahlen, dem sie stundenlang vorlesen mußte. Der alte Gelehrte hatte eine Art von naturwissenschaftlichem Kursus mit ihr begonnen, in dem er sie in populärer und doch gründlicher Weise in die Geheimnisse und Wunder der Natur einführte, die er als den besten Arzt für die im Kampfe des Lebens erhaltenen Wunden betrachtete. Durch die Größe seiner Weltanschauung, die er auf das zarte und intelligente Mädchen zu übertragen suchte, wollte er das kleine, zuckende Herzchen zum Frieden bringen.

Und es gelang ihm zum Theil; nur ihre Resignation vermochte er nicht völlig zu bekämpfen.

„Auf ferneres Lebensglück zu verzichten, mein liebes Kind," sagte er einmal eindringlich, „dazu haben Sie noch später Zeit, wenn Sie älter sind. Glauben Sie mir, das kleine Ding da in der Brust kann sehr viel ertragen und viel vergessen! Wenn man noch so jung ist, wie Sie, hat man noch das Recht, glücklich zu sein und die Fahne der Hoffnung auf den Trümmern eines vergangenen Glückes aufzupflanzen."

Darauf sah ihn Adele mit einem herzzerreißenden Lächeln an, und der Alte stand dann von seinem Lehnstuhl auf und ging auf seinen Stock gestützt, leise vor sich hinmurmelnd, zornig auf und ab. Endlich blieb er vor ihr stehen und schaute sie durchdringend mit seinen Adleraugen an, die bis auf den Grund der Seele zu blicken schienen.

„Sie lieben ihn also noch immer, diesen Mann?"

Während zwei große Thränen langsam über ihre Wangen rannen, flüsterte sie fast unhörbar: „Ja, ich liebe ihn noch immer!"

„Auch wenn er dieser Liebe nicht mehr werth ist?" fragte schnell der Alte.

„Er ist ihrer werth — ich werde stets an ihn glauben — er konnte nicht anders handeln, als er gethan hat."

„Aber wenn ich Ihnen nachweise, daß es nur ein Vorwand zum Bruch war, daß er noch im Besitze seines Vermögens ist und Sie nur —"

Adele lächelte ihn so vertrauend, so siegesgewiß überzeugt an, daß ihm das Wort in der Kehle stecken blieb.

„Das ist unmöglich! Aber wenn es wäre, so würde ich ihn vergessen können — ich fühle es! Aber es ist unmöglich!"

„Ein liebendes Mädchen, das ist wie ein Blinder oder wie Einer, der die Augen gewaltsam zumacht, um das Licht nicht zu sehen!" murmelte er ingrimmig vor sich hin. —

An demselben Tage war er zur großen Verwunderung Frau Mariens bei Vollmer erschienen, was noch niemals geschehen war, trotzdem er schon öfters den Besuch des Schriftstellers empfangen hatte. Er schloß sich mit diesem ein und sprach fast eine Stunde angelegentlich mit ihm; aber zum großen Leidwesen der neugierigen Dichtersgattin, die am Schlüsselloch von ihres Mannes Arbeitszimmer „Stoff" zu sammeln schien, flüsterten die Herren so leise, daß sie kein Sterbenswörtchen zu hören bekam.

Als der Alte endlich gegangen war, stürzte die kleine Frau förmlich auf ihren Gatten los, um von ihm zu erfahren, was dieser Besuch zu bedeuten habe. Vollmer zündete sich eine Cigarre an, bei ihm immer ein Zeichen guter Laune. Nachdem er diesem Geschäft mit Aus-

führlichkeit und Ruhe obgelegen, ſetzte er ſich an den Schreibtiſch, zog eine dicke Mappe hervor, tunkte ſeine amerikaniſche Goldfeder ein — mit einer anderen könne er nicht ſchreiben, behauptete er — und ſagte ruhig und gelaſſen: „Liebes Kind, ich bin jetzt gerade in Stimmung, ich will an meinem letzten Akte arbeiten.“

Die kleine, queckſilberige Frau, die Mitwiſſerin ſeiner geheimſten Gedanken und jeder, ſelbſt der unbedeutendſten Nachricht und Mittheilung, die ihrem Gatten gemacht wurde, ſah ihn verwundert von der Seite an und ſagte etwas ſpitz: „Du ſcheinſt ſehr zerſtreut zu ſein, lieber Fritz! Ich fragte Dich, was der alte Dahlen von Dir wollte.“

„Der? — Ach, er hat mich 'mal beſuchen wollen. Er fand mein Arbeitszimmer ſehr hübſch — ein bischen zu phantaſtiſch. Er meinte, die vielen japaniſchen Fächer und Schirme, und die Bilder —“

„Ihr habt euch doch nicht eine Stunde lang eingeſchloſſen, daß man euch nicht einmal eine Taſſe Kaffee bringen konnte, um euch über die Zimmereinrichtung zu unterhalten.“

„Er intereſſirte ſich aber ſehr dafür. Wir haben auch von anderen Dingen geſchwatzt, von meinen Arbeiten, vom Reichstag und den Wahlen, vom Darwinismus und —“

„Fritz!“ — Die Stimme der kleinen Frau klang etwas gereizt.

„Lieber Schatz?“

Zwei weiche Arme ſchlangen ſich um ihn, und das kleine niedliche Frauchen befand ſich plötzlich auf ſeinem Schoß und drückte ihm einen Kuß auf den Mund. Nach dieſem Präludium ſpielte das kleine ſchlaue Frauchen auf der Eheſtandsklaviatur die eigentliche Melodie, indem ſie ihrem Gatten in den weichſten Molltönen, die ihr zur Verfügung ſtanden, daran erinnerte, daß ſie ſein ehelich

verbundenes Weib sei, dem er Vertrauen und Offenheit in allen Lebensfragen schulde. Worauf er mit ebenso weichen Tönen versicherte, daß er ihr dies Vertrauen und diese Offenheit in ihrer bisherigen Ehe glaube genugsam bewiesen zu haben. In noch weicheren Tönen gab sie ihm darauf zu verstehen, daß sie das Vertrauen stets durch Verschwiegenheit verdient und es durch gleiche Offenheit ihrer Frauenseele erwiedert habe, und daß sie nicht begreife, warum er heute eine Ausnahme machen wolle. Worauf er wiederum versicherte, er mache heute durchaus keine Ausnahme und habe ihr absolut nichts zu gestehen. Darauf wurde ihre weiche Stimme schon etwas härter, als sie ihn fragte, weshalb er seine Frau für beschränkt halte. Er halte seine Frau nicht für beschränkt, versicherte er dagegen.

Er müsse sie dennoch für sehr beschränkt halten, entgegnete sie, und die weichen Töne wichen immer mehr ziemlich spitzen und gereizten. Denn er könne ihr unmöglich einreden, wenn er sie nicht für beschränkt hielte, daß der alte Sonderling, der niemals Besuche mache, nur deshalb gekommen sei, um sich von japanischen Fächern, Reichstagswahlen und Darwinismus mit ihm zu unterhalten. Auch glaube sie, als sie „zufällig" an der Thüre „vorüberging", den Namen ihrer Schwester Adele mehrfach vernommen zu haben.

Bei diesen letzten Worten hatte sie den Platz auf dem Schoße ihres Gemahls verlassen, der zwar zugab, daß Adele im Gespräch beiläufig erwähnt worden sei, aber im Uebrigen mit einer bei ihm sehr seltenen Hartnäckigkeit bei seiner früheren Behauptung stehen blieb. Nach einigen erneuten und stets wieder abgeschlagenen Versuchen, etwas Anderes von ihrem Gatten zu erfahren, verließ das kleine Frauchen sprachlos und indignirt das Zimmer, indem sie ihrer gereizten Stimmung dadurch Ausdruck gab, daß sie die Thür

krachend hinter ſich in's Schloß warf, ſo daß, wie Vollmer ſpäter behauptete, ohne es jedoch beweiſen zu können, ein Bild von der Wand gefallen ſei. Die kleine Frau ſchloß ſich in ihrem Schmollwinkel ein und wartete darauf, wie das in ſolchen Fällen öfters vorgekommen war, daß er an ihr Zimmer pochen und um Einlaß und Landfrieden bitten würde. Statt deſſen hörte ſie ihn ſehr laut und heiter — ja, ſie glaubte ſogar, eine Walzermelodie vernommen zu haben — die Wohnung verlaſſen.

In dieſer trüben Stunde ſtiegen ihr zum erſten Male Zweifel auf, ob die Inſtitution der Ehe wirklich eine erfreuliche und nützliche ſei, und der Gedanke, daß die Männer Ungeheuer wären, die die hingebende Liebe ihres Weibes gar nicht verdienten, befeſtigte ſich in ihr. —

Vergnügt lächelnd, ohne etwas davon zu ahnen, wandelte der Dichter ſeines Weges und betrat bald das eleganteſte Café der Stadt, in dem er mit einigen Schauſpielern, Journaliſten, Künſtlern und Offizieren täglich zuſammen zu kommen pflegte.

Als er heute eintrat, ſah er mehrere dieſer Herren an einem Tiſche. Der ſtets luſtige Geſelle wurde freudig begrüßt und nach den Fortſchritten ſeiner neueſten Arbeit befragt.

„Kinder," meinte der dicke, joviale Lieutenant Hammerſtein von der Infanterie, „Kinder, wir werden wüthend klatſchen bei der erſten Aufführung des Stückes unſeres Freundes, die hoffentlich an unſerem Muſentempel ſtattfinden wird. Und wenn ich mir ſelbſt die Handſchuhe zerplatze."

„Dann wirſt Du Dir endlich ein Paar neue kaufen!" lachte fröhlich ſein Kamerad und Duzfreund Prehn von der Artillerie. „Sie feiern ja wohl ihr fünfunzwanzigjähriges Waſchjubiläum!"

„Ja, die muß aber Vollmer bezahlen!" erwiederte

Hammerstein und blickte wehmüthig die vor ihm liegenden Jubiläumshandschuhe an.

„Wenn mein Trauerspiel endlich aufgeführt wird," warf ein hagerer Herr mit einem melancholischen Gesicht und einem langen, blonden Schnurrbart ein, „dann kaufe ich Ihnen sogar ein ganzes Dutzend Handschuhe."

„Na, bis dahin kannst Du Generalmajor geworden sein," sagte Prehn.

„Ja, die Theaterdirektoren sind zu bornirt heutzutage! Selbst einem Schiller würde es schwer fallen, zur Anerkennung zu gelangen. Alles Geschäft — seichtes, fades Zeug — Eintagsfliegen, aber dem Geschmack des Publikums angepaßt! Aber ich weiche nicht um eines Fingers Breite vom Wege des Ideals ab!" sagte der Hagere und leerte wie zur Bekräftigung sein Bierseidel.

Es war der Kollege und Konkurrent Vollmer's, Redakteur und Theaterkritiker am „Tageblatt".

„Stumpf hat ganz Recht," lachte Prehn, „die Direktoren! Es wäre das Beste, Sie pachteten selbst ein Theater, lieber Stumpf! — Ihnen ist wohl Ihre Tragödie wieder zurückgeschickt worden?"

Der hagere Redakteur nickte bestätigend mit dem Kopfe.

„Sehen Sie, meine Herren, es ist immer eine rührende Scene, das Wiedersehen zwischen mir und meiner ‚Chriemhilde', meinem Schmerzenskinde! Ich weiß nicht, was ich anfangen würde, wenn das wohlbekannte, geliebte Manuskript eines Tages nicht mehr zurückkäme."

„Das ist kaum zu befürchten!" warf Vollmer ein.

„Still, Sie Verderber des Geschmacks, der dem Publikum nachläuft! Ich, ich verachte es!" rief der hagere Trauerspieldichter, indem er das frischgefüllte Glas auf's Neue leerte; und melancholisch in das leere Glas starrend, fuhr er fort: „Sogar der Briefträger, der mir alle drei bis vier Wochen das Packet bringt, kennt den Inhalt schon."

„Sie haben es dem Unglücklichen doch nicht etwa vorgeleſen?“ lachte Vollmer.

„Nein, aber er kennt den Titel des Stückes und erkennt es am Format und ſagt jedesmal, wenn er es bringt: ‚O, o — man hat Ihnen das ſchöne Stück ſchon wieder zurückgeſchickt!‘ Er bedauert es, trotzdem er jedesmal ein Trinkgeld dafür erhält. Sehen Sie, ſoweit iſt es mit unſerer Kunſt gekommen, daß dieſer einfache Mann aus dem Volke der Einzige iſt, der ein ernſthaftes Werk ernſthaft würdigt, trotzdem er es nicht kennt! — Adieu, meine Herren!“

Und dem Kellner das Geld auf den Marmortiſch hinwerfend, verließ der Hagere ſtolz das Lokal, verfolgt von dem Gelächter der Zurückbleibenden.

„Er weiß ſein Mißgeſchick mit Humor zu tragen,“ ſagte der Artilleriſt, „er ſollte lieber einen humoriſtiſchen Roman ſchreiben ſtatt Tragödien.“

„Ein ſehr begabter Leitartikelſchreiber und ſatiriſcher Feuilletoniſt!“ erwiederte Vollmer ernſt. „Aber er hat die dramatiſche Krankheit, wie die meiſten Journaliſten und Profeſſoren, wie überhaupt die meiſten Menſchen in Deutſchland, die über die höhere Bürgerſchule hinausgekommen ſind! Sogar die Poſtſekretäre und Offiziere ſchreiben in Deutſchland Stücke.“

„Na, ich kann Ihnen mein Wort geben, daß ich noch keines geſchrieben habe!“ ſagte Hammerſtein lachend.

„Das kommt vielleicht noch! — Aber wie wäre es denn, meine Herren, wenn wir unterdeſſen Domino ſpielten?“

„Einverſtanden!“ rief Hammerſtein. „Sie ſind mir noch von neulich Revanche ſchuldig.“

Bald klapperten die Dominoſteine auf dem Marmortiſch, was die Herren aber nicht abhielt, unter dem Spiele weiter zu plaudern.

„Es ist eigentlich komisch, meine Herren, daß Sie mit solchem Eifer dies harmlose Spiel kultiviren!" sagte der Schriftsteller plötzlich leichthin.

„Wieso komisch? Ich verliere immerzu; ich finde das gar nicht komisch," erwiederte der dicke Infanterist.

„Na, ich meine nur . . . Sie müssen doch an ganz andere Verluste und Gewinne gewöhnt sein — beim Hazardiren!"

„Wer sagt Ihnen denn, daß wir hazardiren?" fragte Prehn erstaunt.

„Ich denke doch — im Kasino!"

„Im Kasino wird niemals hazardirt!"

„Na, dann anderswo! Mein . . . zukünftiger Schwager hat mir doch davon erzählt —"

„Woher will Wulfingen denn das wissen? Er rührte ja nie eine Karte an," erwiederte Hammerstein.

Vollmer horchte hoch auf. „Na — na, wenn's wahr ist! Ich glaube doch, er sprach mir 'mal von einem größeren Spielverlust —"

„Da irren Sie sich sicher, lieber Vollmer! Wulfingen hazardirt grundsätzlich nie. Es kommt ja zuweilen vor, daß wir ein bischen ‚meine Tante, Deine Tante' schlagen — übrigens sehr selten in unserer soliden Garnison — Wulfingen hat aber immer nur zugesehen. Und da er außer mit Ihrer Familie nur mit seinen Kameraden verkehrt hat, müßte ich das doch wissen!"

„Da ist sein Bruder anders," warf Hammerstein ein, während er die Steine vertheilte. „Wir lagen in Köln zusammen in Garnison — wir waren da furchtbar unsolide. Deshalb habe ich mich auch versetzen lassen. Ich zahle heute noch an den Schulden von damals ab. Schöne Zeiten — vorbei, vorbei!" — —

Einige Zeit später verließ Vollmer, vergnügt vor sich hinpfeifend, das Café und schlenderte langsam eine breite

Straße hinunter. An dem Haus, in dem Wulfingen gewohnt, hing ein Zettel mit der Mittheilung, daß hier zwei sehr elegant möblirte Zimmer nebst Alkoven und Burschenkammer zu vermiethen seien bei der Kanzleirathswittwe Stöcklein.

Vollmer zögerte einen Moment, ging aber dann entschlossen in's Haus und die Treppen hinauf, wo er an der Thür der Kanzleirathswittwe sehr energisch, wie dies seine Gewohnheit war, die Glocke zog.

Die Wittwe Stöcklein öffnete selbst und machte ihr schönstes Kompliment, als sie den „zukünftigen Schwager" ihres Lieutenants vor sich sah, der zumeilen bei dem Letzteren vorgesprochen und dabei stets ein freundliches Wort, einen Scherz für sie übrig hatte.

„Ah, Herr Vollmer — bitte, treten Sie doch näher!" sagte die freundliche Frau, deren behäbige Formen erkennen ließen, daß sie sich nichts abgehen ließ und milden Gemüthes sei.

„Wenn ich Sie nicht störe, meine liebe Frau Kanzleiräthin! Ich kam zufällig vorüber, habe gerade nichts zu thun, was öfters bei mir vorkommt, und wollte 'mal wegen der Zimmer anfragen, da sie doch nicht vermiethet zu sein scheinen."

Frau Stöcklein hatte unterdessen ihren Besucher in ihr Wohnzimmer geführt und auf das Sopha genöthigt.

„Sie haben einen Miether für mich, Herr Vollmer? Da wäre ich Ihnen sehr dankbar!"

„Ich kann Ihnen noch nichts Bestimmtes mittheilen. Ein — ein Freund von mir, ein sehr gut situirter Ingenieur, muß sich einige Monate hier aufhalten. Da dachte ich an Sie! Doch ist die Sache noch nicht ganz sicher; es entscheidet sich erst nächste Woche. — Wie kommt es denn, daß die Zimmer noch frei sind?"

„Die Stadt ist nicht groß genug, Herr Vollmer, und

die Konkurrenz ist zu groß! Und dann wollen die jungen Leute heutzutage für ihre Wohnung nichts ausgeben, sie verliedern es lieber so . . . nu, ich will nichts sagen; aber ich glaube nicht, daß ich solch' soliden, anständigen Miether wieder bekomme, wie mein Premierlieutenant — pardon, Hauptmann war."

Und in der Erinnerung an „ihren Lieutenant" verklärten sich ihre etwas wässerigen Augen.

„Ja, Wulfingen war wirklich solide," erwiederte der Schriftsteller bestätigend.

Das war Wasser auf die Mühle der verwittweten Kanzleiräthin.

„Der hat nichts im Kopf gehabt als seinen Dienst und seine Braut. Zu mir hat er 'mal gesagt: ‚Wissen Sie, ich bin wie der Graf v. Gleichen, ich habe zwei Bräute.' Und als ich ihn darauf erschrocken angesehen, da hat er gelacht und gesagt: ‚Die Eine ist meine Adele und die Andere meine Waffe!' Seine Waffe und seine Braut . . . solch ein Mensch! Und wenn er nicht im Dienst oder bei seiner Braut war, was hat er dann gethan?" — Sie sah ihr Gegenüber erwartungsvoll an, als ob er den begonnenen Satz vollenden solle. Als Vollmer aber keine Lust dazu zeigte, schlug sie ihre Augen gen Himmel in höchster Verzückung und fuhr fort: „Gearbeitet hat er, geschrieben und gelesen und gezeichnet bis in die späte Nacht! Na, wenn der nicht 'mal General oder Feldmarschall wird, dann verstehe ich nichts davon, und mein Mann war doch königlicher Kanzleirath."

Der Schriftsteller, der den Gaul auf dem richtigen Wege zum Ziele traben sah, beschloß, die Gangart noch durch einen kleinen Peitschenhieb zu beschleunigen.

„Na, na, mein zukünftiger Schwager ist ja ein guter, solider Kerl, aber er war doch schließlich ein jüngerer Offizier, er muß doch 'mal Freunde und Ka-

meraden bei ſich geſehen oder 'mal ſonſt wo gekneipt haben!"

„Herr Vollmer," ſagte die dicke Dame feierlich, „mein Lieutenant war noch Sekonde, längſt noch nicht Premier, als er nach A. verſetzt wurde und zu mir zog. In dieſer ganzen Zeit hat nicht ein einziges Mal ein Zechgelage in meiner Wohnung ſtattgefunden." Sie ſchaute um ſich, als ob ihre Wohnung ſchon durch den bloßen Gedanken daran entweiht ſei. — „Von Zeit zu Zeit kamen 'mal ſeine beiden Freunde . . . na, Sie wiſſen ja . . . aber dann haben ſie nur Bier getrunken, fürchterlich gequalmt und ihre Arbeiten verglichen und darüber disputirt. Ich muß es wiſſen, denn ich habe" — ſie ſtockte plötzlich, faßte ſich aber ſogleich wieder — „ich habe ihnen ja immer das Eſſen und das friſche Bier ſelbſt hineingebracht, trotzdem mein Mann königlicher Kanzleirath war."

„Na, aber Sie machen ihn auch zu ſolide! Er iſt doch kein Dorfſchulmeiſter, ſondern ein Offizier! Er hat doch Liebesmähler mitgemacht und konnte viel vertragen, und Karten hat er auch gern geſpielt!" ſagte Vollmer ruhig, während er geſpannt die Wirkung dieſer Worte abwartete.

Die freundliche dicke Dame wußte nicht, auf welchen dieſer Angriffe ſie zuerſt antworten ſolle. Sie athmete tief auf, wie Einer, der ſich vor dem Untertauchen noch einmal gründlich mit Luft vollgepumpt, und legte dann mit vor Entrüſtung bebender Stimme los: „Der Karten ſpielen, der viel vertragen und gern trinken? Mein Mann war königlicher Kanzleirath, auch mein Vater war ein Beamter . . . die Stöcklein hat noch nie die Unwahrheit geſagt. Ich kann Ihnen mein Wort geben, ich habe ihn nie betrunken oder auch nur angeheitert geſehen in den acht Jahren, in denen ich ihn kenne, und nie hat er eine Karte berührt! Er haßte ſie förmlich . . . wiſſen Sie, mir kam vor, als ob durch die Karten 'mal was Böſes in

seiner Familie passirt sei, so habe ich seine Andeutungen wenigstens verstanden, und was er mir 'mal vom Spielteufel und von einer unbezähmbaren, entsetzlichen Leidenschaft gesagt hat. Gar nicht wie ein junger Offizier, wie ein junger Pfarrer hat er gesprochen . . . und so hat er auch gelebt! Auf die Liebesmähler ist er immer ungern gegangen und hat immer nur wenig getrunken. Er citirte dann immer einen Dichter — ich glaube es war der Goethe . . . es kann aber auch vom Schiller sein: ‚Dem Volke ist nur wohl beim Mahl — oder beim Essen oder beim Trinken' . . . oder so ähnlich! Na, ich kann Ihnen nur sagen, mein Lieutenant ist eine Ausnahme: so einen Offizier gibt es nicht zum zweiten Male. Und darum ist er auch mit einunddreißig Jahren schon Hauptmann geworden, wo Andere noch lange darauf warten."

Sie schöpfte wieder tief Athem und ihr Gegenüber auch, den sie jetzt fest anblickte, als wollte sie ihn fragen: glaubst Du mir nun endlich?

Da Vollmer nichts Anderes zu sagen wußte, so begnügte er sich, ein: „So, so" zu entgegnen.

Frau Stöcklein rückte ihrem Gast näher und sagte leise, in vertraulichem Flüstertone: „Es ist mir sehr lieb, daß Sie zu mir gekommen sind, Herr Vollmer! Ich habe schon immer auf der Straße nach Ihnen ausgeschaut, ob ich Sie nicht einmal treffe."

„Sehr schmeichelhaft, aber weshalb denn, verehrte Frau Kanzleiräthin?"

„Weil ich Sie über etwas befragen wollte, was mir aufgefallen ist."

„Was ist Ihnen denn aufgefallen?" sagte er und blickte die dicke Frau gespannt an.

„Ja, sehen Sie . . . halten Sie mich aber nicht für neugierig —"

„Nein, nein!"

„Er ist jetzt seit zwei Wochen versetzt; aber schon vor einem Monat hat er seine Braut nicht mehr besucht. Er ist ja Abends gar nicht mehr fortgegangen und hat sich gegen Jedermann abgesperrt. Ist denn etwas vorgefallen?"

„O, nichts weiter, als daß — daß seine Braut krank geworden ist, und natürlich in der Zeit keine Besuche empfangen konnte! Sie ist jetzt übrigens wieder gesund," sagte der phantasievolle Schriftsteller schnell, um weitere Auseinandersetzungen zu verhüten. „Und sonst ist Ihnen weiter nichts an Ihrem Lieutenant aufgefallen?"

„Doch, doch! Er ist ganz verändert gewesen seit dem Besuche —"

„Seit welchem Besuch?"

„Ja, vor ungefähr sechs Wochen hat er plötzlich Besuch bekommen; es war ein Herr in Civil, der aber auch wie ein Offizier aussah. Er hat eine Nacht hier geschlafen und ist am anderen Morgen wieder abgereist. Seit dem Tage war der Lieutenant wie verwandelt — ganz niedergeschlagen und traurig. Und dann habe ich auch —"

Sie stockte und schlug die Augen zu Boden.

„Sie haben etwas gehört, nicht wahr?" kam ihr der Schriftsteller mit einem ironischen Lächeln zu Hilfe.

„O, denken Sie nichts Böses, Herr Vollmer, mein Mann war königlicher Kanzleirath — da horcht man nicht an Thüren. Aber sehen Sie, diese Thüre hier stößt an seine, und die Wände sind so dünn, und wenn man drin laut spricht, so hört man es hier . . . na, schließlich kann ich mir doch nicht die Ohren mit Watte verstopfen!"

„Das wäre ein sehr ungerechtes Verlangen!" sagte Vollmer ernsthaft. „Was haben Sie denn nun da gehört?"

„Ach, eigentlich nicht viel! Die Herren hatten sich eingeschlossen und sprachen im Flüsterton mit einander. Aber der Lieutenant rief plötzlich nach mir, ich mußte etwas

hineintragen. Als ich hineinkam — ich war ein bischen neugierig und ließ mich natürlich nicht zweimal bitten — da saß der fremde Herr in der Sophaecke und hatte den Kopf aufgestützt und blickte finster vor sich hin und biß sich in die Lippen. Und mein Lieutenant hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging immerzu auf und ab — das hatte ich schon vorher gehört. Aber ich sah jetzt, daß er todtenbleich war und sich auch auf die Lippen biß, und als er ‚Danke!' zu mir sagte, da zitterte seine Stimme ordentlich. Und auf dem Tisch lagen viele Papiere, und ich möchte darauf schwören, trotzdem ich noch nie einen Wechsel unterschrieben habe und unterschreiben werde, es waren auch Wechsel darunter."

„Haben Sie denn nicht in Erfahrung bringen können, wer der fremde Herr war?"

„Nein! Als ich mir die Andeutung erlaubte, daß es gewiß ein guter Freund gewesen sei, und daß sich der Herr Lieutenant gewiß sehr gefreut haben über den Besuch, da hat er blos mit dem Kopfe genickt, ohne zu antworten, was sonst gar nicht seine Art war. Aber sein Bursche behauptet, er hätte die Photographie des fremden Herrn im Album seines Lieutenants gesehen."

„Sie haben doch gewiß nachgeschaut?"

„Das Album war ja immer eingeschlossen."

„Aber, verehrteste Frau Stöcklein, das ist doch Alles noch kein Grund, das veränderte Wesen des Lieutenants mit dem bewußten Logirbesuch in Verbindung zu bringen."

„Ja, wenn Sie mich Ihrem zukünftigen Schwager nicht verrathen wollen, daß Sie es von mir wissen —"

„Das schwöre ich Ihnen!"

„Na, ich habe, als ich ein bischen — ein bischen näher an der Thüre stand — bitte, denken Sie nichts Böses, Herr Vollmer — da habe ich deutlich gehört, daß der

fremde Herr rief: ‚Wenn Du mich im Stiche läßt, schieße ich mir eine Kugel vor den Kopf!‘

„Meine liebe Frau Stöcklein,“ sagte Vollmer ernst, „wenn Sie es gut mit Ihrem Lieutenant meinen, so sagen Sie keinem Menschen ein Wort von Ihren Beobachtungen!“

„Herr Vollmer, was denken Sie von mir! Mein Mann —“

„War königlicher Kanzleirath, ich weiß! Er mußte seine Amtsgeheimnisse für sich behalten. Thun Sie das auch! Sie leisten Ihrem Lieutenant damit einen größeren Dienst, als Sie vielleicht ahnen. Ich komme morgen noch einmal zu Ihnen heran, um Ihnen etwas zu zeigen. — Auf Wiedersehen, Frau Stöcklein!“

Und ehe die dicke Wittib, die vor Neugier brannte, noch weitere Fragen an ihn richten konnte, war der Schriftsteller schon zur Thüre hinaus.

Daß er noch am Abend wiederkam, daß er ihr eine Photographie vorlegte und sich die Identität des photographirten Herrn mit dem geheimnißvollen Besucher von ihr bestätigen ließ, ließ sie auch nicht klarer sehen. Denn auf alle ihre neugierigen Fragen hatte Vollmer nur eine Antwort: „Pst! Ein Geheimniß, das Sie später — vielleicht erfahren.“

4.

Der Herbst begann allmälig dem Winter zu weichen. Wieder waren einige Wochen verflossen, in denen in der Familie des Doktors sich wenig verändert hatte. Adele lächelte zuweilen wieder, aber es war ein herzzerreißendes, schmerzliches Lächeln, das den Doktor veranlaßte, heimlich mit dem Fuße aufzustampfen, wenn er es sah. Sogar Fränzi machte mit ihren, mitunter etwas „starken“ Bemerkungen vor Adelen Halt und versuchte sogar, sie auf Kosten der Anderen in Heiterkeit zu versetzen. Emma war

ebenfalls um einige Schattirungen blaſſer und ſtiller geworden, und die Doktorin wunderte ſich plötzlich, daß die Sache zwiſchen Haſſelbrecht und ihr gar nicht vorwärts gehen wollte. Jetzt, wo die Heirath der Aelteren hinfällig geworden, mochte ſie die Jüngere gern „in feſten Händen“ ſehen.

„Schließlich iſt ſein Vater doch ein wohlhabender Mann!“ ſagte ſie in einer vertrauten Stunde zu ihrem Gatten. „Sie können ja noch ein bis zwei Jahre mit der Hochzeit warten, und allmälig könnteſt Du ihm einen Theil Deiner Praxis übergeben!“

Der Doktor erwiederte nichts darauf; er bat ſeine Frau nur, nichts Gewaltſames zu unternehmen und die Dinge ſich von ſelber entwickeln zu laſſen. Und die Doktorin verſprach es ihm ſeufzend.

Bei Vollmer war eine kleine Veränderung vor ſich gegangen. Der Dichter war zwar ſehr fleißig geweſen und hatte ſein Luſtſpiel endlich vollendet, aber neben ſeiner Arbeit gab er ſich einer geheimnißvollen Beſchäftigung hin, hinter die ſeine Frau zu ihrer größten Verzweiflung durchaus nicht kommen konnte. Er ſchrieb und empfing geheimnißvolle Briefe mit amtlichen und nichtamtlichen Siegeln, er beſuchte ſehr oft den alten Dahlen, der auch einige Male bei ihm vorſprach. Ja, er machte ſogar eine geheimnißvolle, mehrtägige Reiſe, angeblich für ſein „Blatt“, das ihn bisher noch niemals verſchickt hatte. Auch wollte er die Gelegenheit gleich benutzen, um in Berlin ſein Stück anzubringen, von dem er in der That eine Abſchrift in den Koffer packte.

„Iſt dies das Vertrauen, das ein Mann ſeiner Frau ſchuldet, und das bisher gerade zwiſchen uns geherrſcht hat? Bin ich nicht mehr Dein ‚guter Kamerad‘?“ klagte die kleine luſtige Frau wieder in Moll, während ſie ihm zur Strafe den Abſchiedskuß verweigerte.

„Ich habe Dir Alles gesagt. Um so schlimmer, wenn Du Deinem Mann nicht glaubst!" erwiederte er und machte ein geheimnißvolles Gesicht, das sie zur Verzweiflung brachte. „Uebrigens gibt es Dinge, die man auch dem vertrautesten Freunde nicht vertrauen darf, weil sie nicht unser eigenes Geheimniß sind!"

„Und dieser Fall liegt hier vor?" fragte sie, vor Spannung fast den Athem anhaltend.

„Das habe ich nicht gesagt!" — — —

Auch nach seiner Rückkehr konnte sie nichts weiter herausbringen; und man weiß, wie unangenehm es den Frauen ist, ein Geheimniß zu ahnen, ohne es zu kennen.

Der Schriftsteller war erst kurze Zeit von seiner Reise zurückgekehrt, als eines Tages ein Brief mit einer großen grünen Siegelmarke eintraf, der ihn in einen wahren Taumel des Entzückens versetzte. Er enthielt die kurze, amtliche Mittheilung, daß das von ihm verfaßte Lustspiel „Die Genialen" von der Intendanz des königlichen Hoftheaters in Berlin zur Aufführung angenommen worden sei. Wann die erste Aufführung stattfinden würde, würde man ihm demnächst mittheilen. Vollmer führte einen wilden Indianertanz in seinem Arbeitszimmer auf, dessen Tumult seine Frau herbeilockte, die eben mit der „Idee" zu einer neuen Mehlspeise beschäftigt war, die sie diesmal nicht vergessen hatte.

„Um's Himmels willen, Fritz — was gibt's denn?" rief sie entsetzt.

„Mein Stück" — ächzte Vollmer, „mein Stück wird aufgeführt — am Hoftheater zu Berlin!"

Und damit umfaßte er seine Frau und fing beinahe an zu weinen vor Aufregung und innerlicher Erschütterung.

Die erste Annahme eines Stückes — man muß selbst dramatischer Autor sein, um die Wonne des Schriftstellers nachfühlen zu können. Das Gefühl einer Braut am Hoch-

zeitsmorgen; der Stolz des Kadetten, der zum ersten Male den Rock des Offiziers anlegt; der erste Orden; das überstandene Examen; die erste Beförderung im Amt; der Weihnachtsbaum im Lichterglanz, der sich plötzlich dem harrenden Kinde zeigt; die ersten Höschen, die das Bübchen erhält; die Heimath nach langer Abwesenheit; das Wiedersehen der Liebenden nach langer Trennung: was ist das Alles gegen das Gefühl des Dichters, dessen erstes Werk an einer großen Bühne angenommen ist! Vielleicht nur Eines übertrifft diese Wonne — die Erstaufführung selbst, wenn sie einen glänzenden Erfolg mit sich bringt. Jedoch träufelt hierbei in den Freudenbecher des Triumphes zu viel Wermuth der bangen Sorge und Spannung, als daß sich dies jener reineren Freude an die Seite stellen könnte. Ist doch die Hoffnung in allen Dingen des Lebens schöner, als die Erfüllung selbst.

„Dein Stück — angenommen?" stammelte die kleine Frau, und sah ihren Gatten zärtlich und stolz an, „natürlich, ich wußte es ja. Siehst Du, Fritz, ich habe Dich immer für einen genialen Menschen gehalten!"

Dann setzten sich die beiden „guten Kameraden" eng aneinander geschmiegt auf's Sopha, um „vernünftig" zu überlegen, was nun geschehen sollte. Zukunftsmusik sangen ihre Lippen, Zukunftsmusik hörten ihre Ohren; auf rosigen Traumwölkchen fuhren diese großen Kinder direkt in den Dichterhimmel.

„Weißt Du," sagte Frau Marie lächelnd, „wir fahren natürlich zusammen nach Berlin, denn ich muß Zeugin Deiner Triumphe sein. Ich werde mich zwar furchtbar ängstigen, aber das macht nichts. Und dann bleiben wir vierzehn Tage da und amüsiren uns riesig. Auf Geld kommt es ja gar nicht an, das verdienen wir ja dann wie Heu."

„Ja," meinte Vollmer, „das spielt jetzt keine Rolle

mehr. Wir könnten auch gleich diesen Winter, etwa im Februar, nach Italien gehen. Ich arbeite dort unter Orangen und Citronen; das bringt Einen auch mehr in Stimmung."

„Ja, aber Männchen, wir wollten uns doch noch ein neues Zimmer einrichten, mein ‚Boudoir', und Dein Arbeitszimmer ist dann auch nicht mehr Deiner würdig."

„Liebes Kind, wenn mein Stück am Berliner Schauspielhaus gefällt, fliegt es nur so über die deutschen Theater. Wir werden Dein Schmollzimmer einrichten, meine Arbeitsstube etwas vervollkommnen und trotzdem nach Italien gehen. Am Tage nach der Première schenke ich Dir außerdem ein hübsches Armband."

„Ein neuer Abendmantel wäre mir eigentlich lieber!" meinte Frau Marie zögernd.

„Schön — Du sollst auch Deinen Abendmantel haben. Das neue Stück bringt Alles!"

Der Schriftsteller that aber noch etwas Klügeres, als blos Pläne für die Zukunft zu schmieden. Er steckte sich eine Kopie seines Stückes in die eine, den Glücksbrief aus Berlin in die andere Tasche und ging damit zum Direktor des heimischen Stadttheaters, das sich eines guten Rufes in der Kunstwelt erfreute.

Dem gefürchteten Kritiker öffneten sich schnell alle verschlossenen Pforten, und er befand sich bald dem Beherrscher des Musentempels gegenüber, dem er sein Stück mit einigen passenden Worten überreichte.

„Gewiß, gewiß — ich werde es lesen," sagte der Theaterhäuptling stirnrunzelnd, indem er das Manuskript an sich nahm.

Er war nicht ohne Grund mißtrauisch gegen die Stücke unbekannter Autoren. Als er entdeckte, daß es ein Lustspiel war, entwölkte sich seine Stirn schon ein wenig, denn — wieder nicht ohne Grund — er hatte ein fünfaktiges histo-

riſches Trauerſpiel in fünffüßigen Jamben vermuthet, bei denen zwar oft ein Fuß fehlt, was ſich aber dadurch ausgleicht, daß ſämmtliche fünf Akte zu viel ſind.

„Ich werde es leſen," wiederholte er, einen flüchtigen Blick auf das Perſonenverzeichniß werfend. „Aber Sie müſſen ſich einige Wochen gedulden, Herr Doktor, ich bin jetzt zu ſehr beſchäftigt."

„Damit iſt mir aber nicht gedient," ſagte Vollmer, „ich müßte die Aufführung ſchon in drei bis vier Wochen haben, wenn es mir nützen ſoll."

„O, daran iſt gar nicht zu denken, ſelbſt wenn es brauchbar iſt — was ich gar nicht bezweifle!" beeilte ſich der Direktor höflich hinzuzuſetzen. „Aber ich habe bereits ſo viele Verpflichtungen, daß ich vor Weihnachten —"

„Aber zu Weihnachten wird das Stück ja ſchon in Berlin am Schauſpielhaus gegeben, und ich wollte vorher eine Probeaufführung in meiner Vaterſtadt haben, um eventuell noch kleine Aenderungen —"

„Am Schauſpielhaus? Ihr Stück iſt am Berliner Schauſpielhaus angenommen?"

„Jawohl — hier iſt der Brief!"

Der Direktor las ihn, warf Vollmer einen erſtaunten Blick zu, in dem ſich bereits eine gewiſſe Hochachtung zu zeigen begann, und betrachtete das Buch in ſeinen Händen noch einmal ſo aufmerkſam als vorher. Er durchflog die erſten Scenen, das dauerte etwa fünf Minuten, während welcher ſich der Dichter mäuschenſtill verhielt, dann las er den erſten Aktſchluß und lächelte befriedigt.

„Hm, das ſcheint ſehr hübſch, netter Dialog ... ſieh 'mal an, wer hätte das gedacht ... das Schauſpielhaus!" Und wie um die Echtheit des Briefes zu prüfen, ſtudirte er dieſen noch einmal aufmerkſam durch. „Wiſſen Sie was, kommen Sie heute Nachmittag noch einmal zu mir, in meine Privatwohnung zu einer Taſſe Kaffee! Bis dahin

habe ich Ihr Stück geleſen, und wir beſprechen uns dann ganz gemüthlich. Vielleicht läßt ſich Platz ſchaffen für Ihr Stück. Aber das ſage ich Ihnen gleich, für eine Probeaufführung zahle ich keinen Pfennig Tantième!"

Vollmer ſchwoll das Herz vor Freude. Die guten Bewohner der Stadt würden nun bald erkennen können, welchen bedeutenden Mann ſie bisher in ihren Mauern beherbergt, ohne es zu wiſſen. Freilich hatte er im Stillen gehofft, wenigſtens den Abendmantel ſeiner Frau und das Armband aus dem dortigen Erfolge herauszuſchlagen; aber er war ein Anfänger, dies ſollte eine Probeaufführung und Feuertaufe ſein — man mußte auch nicht zu viel vom Schickſal verlangen, das heute bereits ſein Füllhorn über ihn ausgeſchüttet hatte. —

Als er ſich am Nachmittag wieder einſtellte, empfing ihn der Theaterhäuptling mit beiſpielloſer Freundlichkeit, drückte ihm gerührt die Hand, verſicherte ihn, daß er immer ſehr viel von ihm gehalten habe, von dem „lieben Doktor", der in ſeinen amüſanten, witzigen Kritiken ſchon den Mann von Geiſt verrathe, und daß er ſich freue, ihn zuerſt in die Bühnenwelt einzuführen. Auch die Frau Direktorin verſicherte Aehnliches und traktirte ihn außer mit Kaffee, Schlagſahne und Kuchen mit noch ſüßeren Komplimenten. Der Schriftſteller war ſo entzückt und erſtaunt, daß er ſogar die Schlagſahne aß, die er ſonſt nicht ausſtehen konnte.

„Mein lieber Doktor," ſagte der Direktor faſt zärtlich, „wir werden Ihr Luſtſpiel aufführen, wir werden es ſehr gut aufführen und ſehr bald aufführen. Ich ſelbſt werde Ihnen zu Ehren den Onkel ſpielen; übrigens eine famoſe komiſche Epiſode, zu der ich Ihnen gratulire!"

Vollmer plätſcherte in Seligkeit. Er unterſchrieb blindlings einen Kontrakt, den man ihm vorlegte, und entdeckte erſt ſpäter zu Haus, daß er ſich verpflichtet hatte, alle

Stücke, die er schreiben würde, falls der Direktor darauf reflektire, an dessen Bühne zuerst und zwar gänzlich honorar- und tantièmenfrei aufführen zu lassen.

„Du, der hat Dich reingelegt!" sagte Frau Marie mit ernstem Gesicht, als sie den Vertrag durchlas.

„Was thut's, kleines Frauchen, man führt uns auf!" jubelte Vollmer und schloß sie in seine Arme. —

In der ganzen Stadt interessirte man sich für das theatralische Ereigniß, da Vollmer zu den bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten gehörte. Daß ein „Hiesiger" sich mit einem Schlage und mit seinem ersten Werke die vornehmste Bühne Deutschlands erobert hatte, wurde viel erörtert. Auch schlugen seine Freunde wacker das Tamtam für ihn, und es muß anerkannt werden, daß sich sogar der hagere Trauerspieldichter weder in seinem Blatte noch mündlich dagegen wehrte. Er jammerte zwar ein wenig über die Leichtigkeit, mit der die „leichte, moderne" Produktion den Widerstand der Direktoren besiegte, und daß dies ein Zeichen der ästhetischen Urtheilslosigkeit und des verflachenden Geschmackes sei, aber er erkannte an, daß hinter einer so schnellen Anerkennung doch etwas stecken müsse. Im Uebrigen würde man es ja bald sehen.

Unterdessen hatte von Berlin aus ein Theateragent, der sich damit befaßte, gangbare Theaterstücke auf eigene Rechnung anzukaufen oder für den Autor gegen eine gewisse Abgabe von den Einkünften an die Bühnen zu vertreiben, das will sagen, dem Dichter alles Geschäftliche abzunehmen, ein solcher hatte an Vollmer geschrieben und um Einsicht in das Manuskript gebeten. Der Dichter schickte eine Abschrift dorthin und erhielt nach wenigen Tagen das Anerbieten eines Vorschusses von ungefähr tausend Mark und den Entwurf eines Kontraktes, welcher der Theateragentur das alleinige Vertriebsrecht unter gewissen Bedingungen einräumte. Da Vollmer gerade Geld brauchte und da er

von dem Geſchäftlichen gar nichts verſtand, ſo unterſchrieb er den Vertrag und nahm das Geld, das ſeine und Frau Mariens Phantaſie auf's Neue beflügelte.

Wenn man bereits eine ſo ſchöne Summe noch vor der erſten Aufführung erhielt, wie mußte da der Goldſtrom erſt ſpäter fließen! Und ſo kann es nicht weiter in Verwunderung ſetzen, daß Beide bereits im Geiſte eine Villa ſahen, das Erträgniß von zwei bis drei weiteren Erfolgen. Denn daß es ein Erfolg würde, wer das zu bezweifeln gewagt hätte, wäre der grimmigſte Feind der kleinen Frau geweſen. Es war aber kein Menſch ſo grauſam, den geringſten Zweifel daran zu hegen.

Nichtsdeſtoweniger kam Vollmer heute ziemlich verſtört von der letzten Probe zurück. Es war miſerabel gegangen, viel ſchlechter als das letzte Mal am Tage vorher. Die Salondame traf durchaus nicht den richtigen Ton; der humoriſtiſche Vater war nicht humoriſtiſch genug; die Naive paßte gar nicht zu ihrer Rolle, und der Bonvivant war ein ſchlechter Schauſpieler, der ſich noch dazu über die Figur, die er darſtellen ſollte, luſtig machte. Alle miteinander hatten ſchlecht gelernt, ließen die beſten Witze fallen, ſprachen ganz andere Sätze, als er vorgeſchrieben, und noch dazu in einem Leichenzugstempo, das wohl für ein griechiſches Trauerſpiel, aber nicht für ſeine moderne Geſchwindſchritt-Komödie paßte. Und ſie ließen ſich gar nichts ſagen; man war unfreundlich gegen ihn geweſen, und der Direktor hatte ihn mit den nichtsſagenden Worten getröſtet: „Es wird ſchon gehen!“ Und wie nüchtern und kahl ſah die Bühne aus, ganz anders wie ſonſt! Es ſei eine Intrigue, man wolle ihn durchfallen laſſen.

Die kleine Frau hatte große Mühe, ihren unglücklichen Gatten zu tröſten. Bei Tiſch rührte er keinen Biſſen an; er wurde abwechſelnd bleich und roth und zitterte wie im Fieberſchauer.

„Ich verstehe Dich nicht, Fritz," sagte die kleine Frau, „Du solltest doch heute glücklich sein. Endlich tritt es zu Tage, was Du kannst!"

„Das verstehst Du nicht, mein Kind, ich fürchte mich entsetzlich!"

5.

Am Nachmittag dieses wichtigen Tages saßen in der Wohnstube, von Fränzi krampfhaft „Salon" genannt, Hasselbrecht und Emma am Klavier und übten vierhändig ein neues Stück ein, das der junge Arzt zum ersten Male mitgebracht hatte. Seit einiger Zeit brachte er sehr oft neue Noten, um sie mit Emma durchzuspielen. Die Doktorin hatte daraus frische Hoffnung auf einen baldigen Abschluß der sich immer mehr in die Länge ziehenden Angelegenheit geschöpft und ließ daher den jungen Leuten so viel Spielraum wie möglich. Fränzi hatte strengen Befehl bei der mütterlichen Ungnade und Entziehung sonst gewährter „Eßbenefizien", sich in Anwesenheit des jungen Arztes so wenig als möglich im Wohnzimmer aufzuhalten, die Beiden überhaupt niemals zu stören und sich jeglicher, auch der geringsten Anspielung und Bemerkung zu enthalten. Man kann sich vorstellen, daß diese letzte Forderung der jungen Dame am schwersten fiel. Aber seit dem „Unglück" Adelens, wie man das Ereigniß kurzweg in der Familie nannte, ließ die Mutter nicht mit sich spaßen.

Ueberhaupt, was war das jetzt für eine Zeit, in der man lebte! Vater und Mutter immer ernst, Adele selbstverständlich eine Person, der man Schonung und Rücksicht schuldig war; und nun verbot man ihr auch noch, sich mit Haselbrecht und Emma zu beschäftigen. Selbst der lustige Schwager machte ein ernstes Gesicht und hatte tausend Geschäfte, weshalb sie ihn nur selten zu Gesicht bekam. Zu Scherzen schien er gar nicht mehr aufgelegt; sogar der „hauende Lehrer" war schon seit Wochen aus seinen Ge-

ſprächen verſchwunden. Und ſo zog ſich denn die junge Dame bald nach dem Kaffee mit einem Buch und einer geheimnißvollen Düte, die merkwürdig nach Chokolade roch, in ihr Gemach zurück.

Haſſelbrecht und Emma ſpielten eine Weile wortlos ihre Salonouvertüre. Es ſcheint eine Eigenthümlichkeit dieſer modernen Kompoſitionen zu ſein, daß ſich die Hände der Spieler und beim Pedaltreten ſogar die Füße berühren, was vielleicht dazu beitragen ſoll, dieſe Kunſtwerke mit mehr Feuer und Ausdauer zu Gehör zu bringen. Auf jeden Fall kam die rechte Hand des Arztes der linken des jungen Mädchens zu wiederholten Malen ſehr nahe. Merkwürdigerweiſe beklagte ſie ſich nicht darüber und rückte nicht einmal ihren Stuhl weiter von ihm ab.

Sie ſchien es ſogar nicht ungern zu ſehen, als Haſſelbrecht den Vorſchlag machte, das Stück noch einmal durchzuſpielen. Endlich war auch dies geſchehen; aber Keines von Beiden erhob ſich von ſeinem Sitze. Das junge Mädchen ließ die Hände auf den Taſten liegen und lauſchte träumeriſch den letzten, verhallenden Akkorden. Haſſelbrecht ſeufzte leicht und blickte ſeine Nachbarin aufmerkſam an, die nach einem Weilchen verlegen aufſtand und den Platz wechſelte.

„Sagen Sie mir doch, Herr Doktor," begann Emma erröthend, als die Geſprächs- und Spielpauſe unangenehm zu werden anfing, „warum Sie gar nicht mehr von Adele mit mir ſprechen!"

Haſſelbrecht ſchien ſichtlich verlegen, als ſeine hübſche Partnerin den Namen ihrer Schweſter erwähnte. Uebrigens that er das Klügſte, was verlegene Menſchen thun können, er ſchwieg gänzlich.

„Haben Sie mir denn Ihr Vertrauen entzogen?" begann die hartnäckige Emma auf's Neue, als wolle ſie den Pfeil nur noch tiefer in die Wunde ihres Herzens bohren.

„Sonst konnten Sie mich gar nicht genug über meine Schwester ausfragen, und Sie wußten doch, daß sie nicht frei ist. Jetzt, wo sie es ist, halten Sie mich wohl Ihres Vertrauens nicht mehr für würdig?“

Doktor Hasselbrecht vertiefte sich, statt zu antworten, in den reizenden Anblick seiner Klavierpartnerin, deren braune Augen sich mit einem so wehmüthigen Ausdruck auf ihn hefteten, daß ihm ganz eigenthümlich zu Muthe wurde. Aus seiner Betrachtung weckte ihn erst ein leichtes Husten der schönen jungen Dame, die eine Antwort begehrte.

Vorläufig hustete auch er; aber Fräulein Emma schien damit nicht zufrieden, denn sie sagte in etwas gereiztem Tone: „Ich scheine wirklich Ihr Vertrauen verloren zu haben!“

„O, wo denken Sie hin!“ beeilte er sich zu entgegnen.

„Nun, warum sprechen Sie dann nicht mehr von ihr — jetzt, wo Sie Aussicht haben, ihre — ihre Hand zu erringen?“ Ihre Stimme zitterte etwas, als sie von dieser Hand sprach, aber sie blickte ihm fest und muthig in's Auge. „Oder lieben Sie sie nicht mehr?“

Hasselbrecht fuhr bei diesem Kartätschenschuß aus weiblichem Munde zusammen. Wie ein Blitz erhellte diese Frage die Nacht seines Herzens. Liebte er „sie“ denn überhaupt noch? Er hatte sich diese Frage niemals vorgelegt; er hatte das als eine feststehende Thatsache angenommen, an der nicht mehr zu rütteln sei. Eigentlich hatte er in den letzten Wochen recht wenig an Adele gedacht, und selbst die vertrauliche Mittheilung Emma's von dem Rückzug Wulfingen's hatte ihn nicht besonders aus seiner Fassung gebracht. Er freute sich gewissermaßen pflichtschuldig, daß er nun wieder Hoffnung habe, Adele zur Seinen zu machen. Aber dies irgendwie zu beschleunigen, war ihm nicht im Traum eingefallen. Es war

eigentlich ſo ganz reizend, wie es jetzt war. Er geſtand ſich das nicht direkt, aber er fühlte es inſtinktiv. Eine unglückliche Neigung im Herzen, die ihn ſich ſelbſt und Emma gegenüber in ein romantiſches Licht ſetzte, dazu dies entzückende Geſchöpf zur Vertrauten, das ihn bedauerte und tröſtete, und mit dem er ſo gerne ſprach und zuſammen war! Konnte es einen angenehmeren Zuſtand geben? Das gemeinſchaftliche Geheimniß brachte ſie einander näher.

Merkwürdiger Weiſe hatte er von jenem Augenblick an Adelens faſt gar nicht mehr erwähnt. Erſt wunderte ſie ſich darüber, aber bald fand ſie des Räthſels Löſung. So lange er unglücklich liebte, hatte er ſie zu ſeiner Vertrauten gemacht, um Theilnahme und Troſt bei ihr zu finden. Von dem Augenblick an, wo er wieder hoffen durfte, entzog er ihr ſein Vertrauen, um unbeirrt von ihrem Rath und Einfluß der Verwirklichung ſeiner heißeſten Wünſche nachzuſtreben. Heute wollte ſie ihn endlich zum Reden zwingen; und als er auf ihre Frage nicht gleich antwortete, ſtellte ſie dieſelbe zum zweiten Male.

„Nun, Herr Doktor, lieben Sie Adele nicht mehr?“

Er beeilte ſich zu verſichern, daß er ſie „natürlich“ noch liebe, denn in ihrem Blick und in ihrem Ton lag ein ſolcher Vorwurf über ſeine Unbeſtändigkeit und Wankelmüthigkeit, daß er jetzt um Alles in der Welt nicht das Gegentheil verſichert hätte.

„Warum halten Sie ſich denn ſo zurück?“ fragte die unerbittliche junge Dame weiter. „Sie ſprechen ja keine Silbe mehr mit meiner Schweſter!“

Auch die Männer können zuweilen Diplomaten in der Liebe ſein, obgleich die öffentliche Meinung dieſe Fähigkeit hauptſächtlich den Frauen zuſpricht. Haſſelbrecht verſicherte daher, daß er Adelens noch friſch blutende Wunde ſchonen wolle. Und ob ſie denn dächte, daß Adele ſo unbeſtändig

sei, schon jetzt einem Anderen Gehör zu schenken, und was sie davon halten würde?

Emma versicherte ihrerseits, daß sie das für sehr — hier zögerte sie etwas — daß sie das gar nicht hübsch finden würde, denn zur Liebe gehörte die Treue.

So hätte er nichts mehr zu hoffen, entgegnete er darauf, und es wäre besser und schonender von ihr, wenn sie ihn nicht wieder an diese Hoffnungslosigkeit erinnere und es ihm selbst überließe, sich mit seinem Geschick abzufinden.

Mit dieser feinen Wendung schnellte er sich wieder in den früheren Zustand einer hoffnungslosen und romantischen Neigung zurück, um deretwillen sie ihn bemitleidete, und die sie ihn durch verdoppelte Liebenswürdigkeit vergessen zu machen trachten würde. Vorläufig endete dies Gespräch damit, daß sich die beiden jungen Leute nach einiger Zeit wieder an's Klavier setzten.

Die Klingel, die Frau Mariens Ankunft anzeigte, machte dem Spiel ein Ende. Das kleine Frauchen befand sich in einer nervösen Erregung, der sie vergeblich Herr zu werden suchte. Ihr Mann würde sich direkt in's Theater begeben, theilte sie mit. Er wäre zu aufgeregt, um sich in menschliche Gesellschaft zu begeben, und sei es selbst seine eigene Familie.

Mit sehr eigenthümlichen Gefühlen rüstete man sich, nachdem sich auch der Doktor früher als sonst eingefunden, zum Aufbruch in's Theater, zum „Richtplatz", wie Fränzi ihrer Schwester Emma leise zuflüsterte. Es ist nicht zu leugnen, daß diese junge Dame, trotzdem sie noch die Schule besuchte, manchmal den Nagel auf den Kopf traf.

Eine erwartungsvolle Menge füllte das Theater bis auf den letzten Platz. Das summte und schwirrte unter dem hellen Licht des riesigen Kronleuchters durcheinander, das lachte und plauderte mitleidslos, ohne zu ahnen, daß in der hintersten Ecke der kleinen Prosceniumsloge des

Direktors, ganz verborgen im Schatten einer ſammtenen Portière, der arme Autor in tauſend Aengſten ſaß. Was Jenen ein vergnügter Abend war, ihm war es eine Lebensfrage, die ſein Schickſal umgeſtalten konnte.

Vor dem Dichter, ebenfalls halb von dem Vorhang verborgen, ſaß die kleine Frau und warf verſtohlene Blicke in das Publikum, unter dem ſie hier und da bekannte Geſichter ſah. Aber es war merkwürdig, wie ſie ihr heute vor den Augen verſchwammen. Neben Frau Marie, mehr nach der Bühne zu, ſo daß ſie für Jedermann ſichtbar war, ſaß die dicke Direktorin, die unbefangen die Zuſchauer lorgnettirte. Die Familie des Doktors hatte im Parquet Platz genommen.

Auch hinter dem Vorhange gab es heute erregte Gemüther. Wenn auch eine Erſtaufführung an einem Provinztheater nicht ſo viel beſagen will wie in den großen Hauptſtädten, ſchon weil ſie weit häufiger wiederkehrt, ſo war es doch diesmal eine wirkliche, echte „Première“ in Gegenwart des Autors, noch dazu eines Einheimiſchen, zu der ſich ſogar der bekannte Kritiker der größten Zeitung aus der Landeshauptſtadt eingeſtellt hatte. Außerdem waren dem Direktor die Zugſtücke, die er mit ſchwerem Gelde erworben, und auf deren Erfolg er ſicher gerechnet, ſo ziemlich alle durchgefallen; jedenfalls hatten ſie kein „Geſchäft“ gemacht. Vielleicht ſchlugen „Die Genialen“ ein. Eigentlich hatte nur der Direktor und ſein Regiſſeur Vertrauen zu dem Stück, die Darſteller waren anderer Meinung und vermißten vor Allem die komiſche Schlagkraft, die ein Luſtſpiel haben ſoll. Außerdem fanden ſie ihre Rollen höchſt undankbar und unwirkſam, wie das meiſt der Fall iſt.

Jetzt erſcholl das erſte Klingelzeichen! Hinter der Scene ſchoß Alles aufgeregt durcheinander. Der Theatermeiſter ſchob noch ſchnell einen Stuhl an den rechten Platz; die

Salondame knöpfte eilfertig die Handschuhe zu; die Naive, die zu spät fertig geworden, ließ sich von der Garderobière noch hinter den Kulissen die letzten Haken ihres Kleides schließen, und der Bonvivant warf einen letzten verstohlenen Blick in seinen Handspiegel und fand sich wie immer tadellos und unwiderstehlich. Dem Dichter aber krampfte sich das Herz zusammen, während sich der Zuschauerraum plötzlich verdunkelte, der Vorhang langsam in die Höhe rauschte und einige Zischlaute die Plaudernden zur Ruhe brachten. Er stand vor seinen Richtern, und die nächste Stunde sollte sein Schicksal entscheiden. Es war ihm, als ob er auf Nadeln sitze. Und während die Schauspieler sprachen, hätte er ihnen die richtigen Worte souffliren und ihnen behilflich sein mögen, die „Pointen" herauszubringen, die sie beharrlich „fallen" ließen. Er hatte sich an seinem Schreibtisch soviel von der dritten Scene versprochen; aber sie verpuffte ganz wirkungslos. Natürlich, wenn sie so gespielt wurde! Dem Publikum hätte er zurufen mögen: „So lacht doch, lacht doch, ihr Dummköpfe!"

Aber dies kehrte sich nicht daran, es ist ja souverän, es lacht nur, wenn es ihm beliebt. Und jetzt lachte es — wahrhaftig, es lachte zum ersten Mal und an einer Stelle, an der der Dichter es am wenigsten vermuthet hatte. Das, was er für witzig gehalten, hörten diese Leute an, ohne auch nur eine Miene zu verziehen; worauf er aber keinen besonderen Werth gelegt, darüber lachten sie, als wäre es etwas Besonderes. Diese Erfahrung machte er schon im Laufe des ersten Aktes zu wiederholten Malen.

Aber das Eis war doch gebrochen, und die folgende Scene zwischen dem Bonvivant und dem humoristischen Vater, der einen sehr prosaischen, rechnenden Kaufmann spielte, gefiel sogar außerordentlich. Dann kamen jedoch einige Scenen, deren Kühnheit und scharfe Satire das an ganz andere Kost gewöhnte Publikum kalt ließen, dem

dieſe Dinge, eine treffende Verſpottung gewiſſer „Genialitäts-meier", in ſeiner provinziellen Harmloſigkeit ziemlich fern lagen. Und unter tiefem, eiſigem Schweigen, das nicht einmal eine ſchüchterne Freundſchaftsclaque zu beleben wagte, fiel der Vorhang vor dem verzweifelten Dichter und den niedergeſchlagenen Schauſpielern. Das Publikum hatte ſo ganz andere Dinge erwartet und fand den Aktſchluß wenig „komiſch". Es fiel kein Kaffeegeſchirr klirrend zu Boden, deſſen Trägerin einen erſchreckten Schrei ausſtieß; auch überraſchte kein Vater ein ſich heimlich küſſendes Liebespaar; es wurde auch Keiner als „Müller" entlarvt, der ſich „Schulze" genannt hatte; auch warf Keiner den Mantel ab, um ganz unerwartet im Trikot dazuſtehen; es kroch Keiner unter einem Tiſch hervor, wurde Keiner fälſchlich verhaftet und überraſchte keine aus dem Seebade zurückkehrende Herrſchaft ihre Köchin mit dem Hausdiener beim Walzertanzen und Gelage. Kurz, es war kein Aktſchluß, wie man ihn für ſein Geld zu verlangen berechtigt iſt, wenn man mit der Abſicht in's Theater geht, herzlich zu lachen, weil ein Luſtſpiel auf dem Zettel angekündigt iſt.

Dieſer Meinung gab man vor und hinter den Kuliſſen ganz unverhohlen Ausdruck, und ganz beſonders triumphirten die Schauſpieler, die natürlich Alles vorausgeſehen hatten.

„Ich wußte es ja, daß das Publikum den Schund ablehnen würde. Kritiſiren iſt leichter als beſſer machen!" ſagte der Bonvivant achſelzuckend.

„Na, der Herr wird ja von jetzt ab etwas beſcheidener und ſanfter ſchreiben!" flötete die Naive in ihrem berufsmäßig naiven Tone, während ſie das holde Geſichtchen, das in der Nähe um mindeſtens zehn Jahre älter erſchien, zu dem berufsmäßig vorgeſchriebenen Lächeln verzog.

„Das kann ja noch heiter werden heute Abend!" rief der humoriſtiſche Vater recht laut, damit es der mit ſehr

verdrießlichem Geſicht in der Nähe ſtehende Direktor hören ſollte.

Dieſer ging wüthend auf ſeinen Regiſſeur zu.

„Sie haben mir auch zugeredet, den Dreck bald aufzuführen! Da ſehen Sie's nun! Das wird ein fürchterlicher Durchfall — und ſieben Proben — ſchade um die ſchöne Zeit!"

„Warten Sie es doch erſt ab, lieber Direktor! Offenbar verſteht das Publikum noch nicht, wohinaus der Dichter will; es wartet auf Verwechslungen und drollige Situationen und überſieht dabei ganz den Geiſt und die feine Satire, die darin ſind. Wenn es aber erſt dahinter kommt — und übrigens wird die Sache jetzt auch wirklich drollig — und dann iſt mir unſer hieſiges Publikum überhaupt nicht maßgebend! Ich bleibe deshalb doch bei meiner Meinung!"

Achſelzuckend wendete ſich der Direktor ab. Er war ein Routinier, der von der Pike auf gedient hatte und das Publikum natürlich beſſer kannte als dieſe jungen Leute, die einige Jahre in eine Theaterſchule gehen und dann von der Bühne Wunder was zu verſtehen glauben.

Er haßte die „literariſchen" Schauſpieler. Allerdings, er ſelbſt hatte ſich diesmal auch getäuſcht; aber die ſchnelle Annahme des Stückes am Berliner Hoftheater hatte ihn hauptſächlich beſtochen.

Vollmer getraute ſich nicht auf die Bühne, denn das Benehmen der Direktorin hatte ihm bereits deutlich gezeigt, was er dort zu erwarten hätte. Gleich nachdem der Vorhang gefallen war, räuſperte ſie ſich verlegen, ließ dann ein kaltes: „Das iſt ja ſehr nett!" vernehmen und trat mit den Worten: „Ich gehe ſchnell einen Moment hinauf!" eiligſt den Rückzug an.

Marie wagte kaum, ihren Mann anzuſchauen, der mit einem gequälten Lächeln daſaß, das nur ſchlecht ſeinen bitteren Schmerz verſchleierte.

„Täuſchen wir uns nicht," ſagte er endlich, als ſie ganz hinter den wohlthätigen Sammetvorhang geflüchtet war, der ſie vor den Augen der Menge verbarg, „täuſchen wir uns nicht, dem Publikum gefällt's nicht!"

Sie erwiederte nichts, denn ſie fühlte ſich ſelbſt zu ſehr durchdrungen von dieſer Ueberzeugung; ſie ergriff nur ſeine Hand, die ſie ſtark und innig drückte. Und vor ihren Augen verſanken all' die ſchönen, roſigen Luftſchlöſſer: die Villa, die Neueinrichtung der Zimmer, die Reiſe nach Italien und ſelbſt der beſcheidenſte Abendmantel.

Unten im Parquet ſaßen der Doktor und ſeine Familie auf Kohlen, bis ſich endlich der Vorhang zum zweiten Male hob.

In dieſem Akt verwickelte und entfaltete ſich die Handlung reicher als in der Einleitung. Ohne die ſatiriſche Grundanſchauung und die humoriſtiſche Charakterſchilderung aufzugeben, machte der Dichter hier einige Zugeſtändniſſe an den Geſchmack der Menge. Es kamen einige Situationen, welche die Lachluſt des Publikums erregten, das nach und nach in eine immer fröhlichere Stimmung gerieth. Und als zum Schluß die Abſicht des Dichters immer deutlicher, die Schilderung der falſchen Genialität im Leben und in der Kunſt immer kecker und übermüthiger wurde, gingen die Zuſchauer willig auf alle ſeine Abſichten ein, ſo daß zuletzt wahre Lachſtürme das Haus durchbrauſten. Auch die Schauſpieler faßten neuen Muth und gingen ſichtlich aus ſich heraus, ſo daß keine witzige Pointe mehr „unter den Tiſch fiel"; ſogar das Tempo ließ jetzt nichts mehr zu wünſchen übrig. Es iſt das eine der vielen merkwürdigen Thatſachen der Bühne, daß das Publikum durch ſeine heitere Laune die Darſteller anſteckt, und dieſe rückwirkend durch erhöhte Leiſtungen wieder die Zuſchauer entflammen.

Im Parquet hoben ſich die bisher ängſtlich geſenkten Köpfe der Doktorsfamilie in die Höhe und ſchauten zuletzt faſt

triumphirend um sich, und auch in der Loge veränderte die Stimmung sich sichtlich. Frau Marie sah sich triumphirend nach ihrem Gatten um, dessen Stirn sich allmälig entwölkte, und der sich mehrere Mal dabei ertappte, wie er sich vergnügt die Hände rieb. Und vor den Augen der kleinen Frau stiegen zwischen den Kulissen plötzlich wieder allerlei rosige Luftgebilde gleich einer Fata Morgana auf; sie sah Italiens sonnige Gefilde und sich in einem Wagen längs der Küste fahren; schmiegsam legte sich das seidene Futter eines Abendmantels um ihre Schultern, und sie fühlte ordentlich die goldene Schließe des sapphir- und smaragdgeschmückten Armbandes am Gelenk ihrer linken Hand. Als sich aber der Vorhang zum letzten Male unter stürmischem Lachen, Händeklatschen und Bravorufen niedersenkte, da tauchte mitten über dem Kamin der Salondekoration eine hübsche Villa auf mit einem grünen Park und einem kleinen Pavillon, in dem der Dichter schrieb — ein Stück nach dem anderen.

Und in ihrer Freude kniff sie ihrem Gatten sanft in den Arm, und dann sahen sie sich in die Augen — ganz im Dunkel der Loge hinter dem Vorhang, und es waren Thränen, die sie darin erblickten, Perlen der Freude. Die kleine Frau fiel ihrem Gatten um den Hals und flüsterte ihm selig zu: „Mein Geliebter, ich bin stolz auf Dich!"

Und aus der seligen Versunkenheit, während der Vorhang immer wieder in die Höhe rauschte, weckte sie erst das Knarren der Logenthür und die Stimme der dicken Direktorin: „So kommen Sie doch, man ruft und sucht Sie!"

Sie faßte Vollmer bei der Hand und schleppte ihn durch eine kleine, eiserne Thür, die sich wie durch Zauber vor ihr öffnete, hinter die Kulissen, wo der Direktor wie ein Irrsinniger hin und her schoß mit dem beständigen Ruf: „Der Dichter — wo ist der Dichter?"

Als er Vollmer erblickte, entriß er ihn mit einem Ruck den Händen seiner Gattin, um ihn zwischen die Naive und den Bonvivant zu stoßen, die seine Hände rechts und links ergriffen. Dann öffnete sich wieder wie durch Zauber eine Leinwandthür der Kulissenwand, er fühlte sich vorgezogen, sah ein blendendes, wogendes, brausendes Meer von Licht, Menschenköpfen und klatschenden Händen vor sich, machte aus Nachahmungstrieb einen schwachen Versuch zu einer Verbeugung, als er den Bonvivant sich verneigen sah und stand zuletzt ganz betäubt vor der niederfallenden Gardine.

Das war also ein sogenannter „großer Erfolg"! Denn wenn er darüber noch den mindesten Zweifel hegte, so belehrte ihn das, was sich jetzt abspielte, eines Besseren.

Mit seinen beiden ausgestreckten Händen eilte der Direktor auf den glückstrahlenden Dichter zu.

„Mein lieber Doktor, ich gratulire, ich gratulire! Ich wußte ja, daß ich mich nicht täuschen könne! Eine so feine Arbeit — und so kühn und neu! Aber ich habe den Muth gehabt, ich habe ihn gehabt, und wenn das Publikum entzückt ist, spüre ich etwas wie Entdeckerfreude in mir!"

Neben ihm stand der „literarische" Regisseur und machte ein ironisches Gesicht, verzog aber keine Miene, als der Direktor ihn zum Zeugen anrief mit den Worten: „Wenn das Publikum den ersten Akt fallen ließ, so ist es unreif; es hatte Ihre Absichten noch gar nicht begriffen, es erwartete Clownspäße, weil ein Lustspiel angekündigt war. Nicht wahr, Bläsing, ich habe das vorhin zu Ihnen gesagt, als Sie sich wunderten? Ich habe mich gar nicht gewundert!"

Jetzt kamen auch die anderen Darsteller, umringten das „liebe Doktorchen", drückten ihm die Hände und versicherten Alle, daß sie schon auf den Proben einen solchen Erfolg voraus geahnt hätten. Selbst die Maschinenarbeiter

rings umher und die Friseure und die Garderobiers, die zwischen den Kulissen standen und sich die Komödie vor und nach dem Fallen des Vorhanges mit angeschaut, machten freundliche Gesichter, als Vollmer nun vorbeiging, ehrerbietig geleitet vom Direktor; und hier und da erlaubte sich sogar Einer, dem Herrn Doktor „ergebenst zu gratuliren".

Und draußen, in dem halbdunklen Logengang, umringten seine Verwandten den Dichter, und es war ein Händedrücken und Küssen, und auch Thränen flossen, denn es waren ja Frauen dabei, denen die Glückssonne den Thau hervorlockt, statt ihn zu trocknen. Und Fränzi sagte, sie habe ihrem Schwager viel abzubitten; sie habe jetzt eine riesige Hochachtung vor ihm; übrigens schreibe sie jetzt auch ein Lustspiel. Und dann gingen sie Alle hinaus in die sternenklare Winternacht, die der Mond mit seinem hellsten Glanze bestrahlte. Den Vorschlag, gemeinsam den Abend in einem Restaurant zu feiern, lehnte der Dichter ab, denn er sehnte sich, allein mit seinem Frauchen zu sein. Und so trennte man sich. Als aber das junge, glückliche Paar um die Ecke des Theaters bog, trat aus dem Schatten, in dem sie bisher gestanden, eine hagere, lange Gestalt hervor und auf den Dichter zu, dessen Hand sie heftig schüttelte.

Es war der Kritiker der „Nachrichten". Er sah seinen erfolgreichen Kollegen erst eine Weile stumm an, dann sagte er schnell: „Ich gratulire Ihnen! Die höchste Aufgabe der dramatischen Dichtkunst ist und bleibt zwar das historische Trauerspiel; aber Sie sind wenigstens nicht zum seichten Geschmack der großen Menge hinabgestiegen — das imponirt mir! Ich werde demnächst auch ein Lustspiel schreiben! Wenn Sie wollen, schreiben wir's zusammen!"

Sprach's und verschwand, ohne eine Antwort ab-

zuwarten, wie er gekommen, im Schatten des großen Gebäudes.

Vollmer ging in ſtummer Seligkeit, die kleine Frau am Arm, nach Hauſe. Unterwegs kaufte er ſich in ſeiner Stammweinſtube eine Flaſche Champagner, und die leerte er daheim mit ſeinem „guten Kameraden" auf den erſten großen Erfolg, und die Luftſchlöſſer wuchſen dabei in's Unermeßliche. Frau Marie ſetzte nach dem dritten Glas der Villa einen zweiten Stock auf, und der Dichter fing an, das einfache Mobiliar ſeiner Wohnung mit ſehr verächtlichen Blicken zu muſtern. Auch ſoll die kleine Frau — das wurde jedoch ſpäter beſtimmt von ihr beſtritten — in dieſer Nacht von einem weißen Marmordenkmal geträumt haben, deſſen Züge eine ſprechende Aehnlichkeit mit dem Autor der „Genialen" hatten.

6.

„Herein!"

Der es rief, ſaß auf einem kleinen Lederſopha in einem ſehr einfach ausſtaffirten Miethszimmer und ſchrieb. Es war ein ſchlanker Mann Mitte der Dreißiger, deſſen müde, blaſirte Züge ihn um wenigſtens fünf Jahre älter erſcheinen ließen. Das ſchwarze Haar war bereits ſtark gelichtet und an den Schläfen leicht ergraut.

„Herr v. Wulfingen," ſagte die eintretende Frau zu ihrem Miether, „der Herr, der Sie heute morgen verfehlt hat, iſt wieder da."

„Wie heißt er, und was will er von mir?"

„Das will er nur Ihnen ſelbſt ſagen!"

„So laſſen Sie ihn herein!"

Als Vollmer das Zimmerchen betrat, erhob ſich der ſchlanke Herr und blickte mit ſeinen müden Augen den Beſucher forſchend an, der den Blick auf gleiche Weiſe erwiederte und ſchnell das einfache, faſt ärmliche Gemach

musterte. Der Inhaber des Zimmers bot seinem Gaste in vornehm-liebenswürdiger Weise einen Sitz an. Man merkte es diesem Herrn an, daß er sich in anderen Räumlichkeiten, als diesen hier, zu bewegen gewöhnt war.

„Mit wem habe ich das Vergnügen?"

„Mein Name thut vorläufig nichts zur Sache!" erwiederte der Schriftsteller ernst.

„Nein, es hat Zeit, bis wir die Liste ausgefüllt haben." Wulfingen zog ein Papier aus einer Mappe und blickte fragend auf. „Sie wollen doch Ihr Leben versichern lassen?"

„Nein!"

„Dann wollen Sie also Champagner bei mir bestellen? Ich kann Ihnen besonders unsere goldköpfige Marke —"

„Ich wußte nicht, daß Sie auch Champagner verkaufen. Freilich, die nöthige Sachkenntniß werden Sie von Ihrem früheren Berufe her besitzen," sagte Vollmer lächelnd.

„Sie kennen mich?" fragte Wulfingen erstaunt, während eine dunkle Röthe in sein Gesicht schoß.

„Ja! Aber um Champagner zu kaufen, bin ich auch nicht gekommen. Ich schlage Ihnen ein anderes, für Sie vortheilhafteres Geschäft vor!"

„Nun, was steht also zu Ihren Diensten?" sagte der ehemalige Offizier schon etwas ungeduldig.

„Zunächst möchte ich Ihnen eine Geschichte erzählen. Es wird Ihnen das etwas sonderbar vorkommen, aber hören Sie mich nur ruhig an. Es wird Sie schon interessiren!"

Wulfingen zuckte leicht mit den Achseln und lehnte sich, die müden Augen halb geschlossen, den kühn geschwungenen Schnurrbart nervös streichend, in die Sophaecke zurück.

„Meine Geschichte spielt in einer süddeutschen Garnison. Dort lebte ein junges Mädchen, die Tochter eines Arztes, der außer ihr noch einige Töchter besitzt und sich und seine Familie gerade standesgemäß durchbringen kann,

aber nicht in der Lage iſt, ſeinen Töchtern eine nennenswerthe Mitgift auszuſetzen. Es war daher ein Glück für das junge Mädchen, als ſie ſich mit einem wohlhabenden Offizier verlobte, um ſo mehr, da eine aufrichtige gegenſeitige Neigung dieſes Band zwiſchen dem jungen, ideal und ſogar etwas ſchwärmeriſch angelegten Mädchen und ihrem Verlobten knüpfte."

Vollmer machte eine kleine Pauſe und blickte, während er langſam, ſeiner Gewohnheit gemäß, über den blonden Vollbart ſtrich, den ehemaligen Offizier feſt an, deſſen bleiches Geſicht noch um einen Schatten blaſſer wurde.

„Der Offizier wollte nur ſeine Beförderung zum Hauptmann abwarten, die Braut ſollte erſt ein gewiſſes Alter erreichen und ihre Ausſteuer vollenden: dann ſollte die Hochzeit ſtattfinden. Statt deſſen traf eines Tages ein Abſagebrief von dem jungen Manne ein; er könne ſein Verſprechen nicht einlöſen, er habe ſein Vermögen verloren, ſei ſelbſt außer Stande, die nöthige Kaution zu ſtellen, ohne die keinem Offizier, wie Sie ja wiſſen, der Heirathskonſens bewilligt wird, und könne nicht ein anderes Weſen an ſein jetzt verarmtes Daſein feſſeln. Dieſer Mann iſt — Ihr Bruder, Herr v. Wulfingen!"

Wulfingen zuckte zuſammen, als ob ihn ein Peitſchenhieb getroffen hätte; aber er faßte ſich ſogleich wieder und fragte in ſcheinbar ruhigem Tone: „Und wer ſind Sie, mein Herr, und was beabſichtigen Sie mit Ihrer Erzählung?"

„Sie werden es ſogleich erfahren. Das junge Mädchen verzehrt ſich in ſtillem Herzenskummer und wird daran zu Grunde gehen, was ihre Familie in tiefſte Betrübniß verſetzen würde. Ihr Bruder wird es vielleicht verwinden — wir Männer ſind ja aus härterem Stoff; aber ich weiß, daß auch er unglücklich iſt. Sie allein können vielleicht wieder gut machen, was Sie ver—, was

geschehen ist; und deshalb bin ich gekommen. Ich bin der Schwager dieser jungen Dame, der Mann ihrer älteren Schwester — mein Name ist Vollmer."

Wulfingen richtete sich auf.

„Bitte, erklären Sie sich deutlicher!"

„Sehr gern! Ihr Bruder hat dem Vater der Braut gegenüber, der nähere Aufklärung von ihm forderte, behauptet, daß er sein Vermögen verspielt habe. Nun weiß ich aber, daß Ihr Bruder nie eine Karte anrührt. Dagegen ist mir bekannt geworden, daß Sie nicht unbetheiligt an dem Vermögensverluste Ihres Bruders sind."

Wulfingen wurde bald roth, bald bleich bei den Worten seines Besuchers; seine Hand spielte nervös mit den Gegenständen, die vor ihm auf dem Tische lagen. Unbekümmert darum fuhr der Schriftsteller fort: „Die Ehre der Familie verbietet mir, Ihren Bruder selbst, der sich von uns zurückgezogen hat, zu befragen. Auch weiß Niemand etwas von den Schritten und Nachforschungen, die ich auf eigene Faust unternommen habe, außer einem Freunde der Familie. Es ist ein alter unverheiratheter Herr, dem mein Schwiegervater einst einen großen Dienst geleistet hat, und der das junge, unglückliche Mädchen wie ein Vater liebt. Er will versuchen, Alles wieder gut zu machen, so weit es Geld vermag. Er will — ich bemerke ausdrücklich, daß selbst der Vater bisher nichts davon weiß — Adelen eine Mitgift geben, die das Glück des jungen Paares begründen soll. Aber wir müssen die Gewißheit haben, daß Ihr Bruder dessen auch würdig ist und es festzuhalten versteht. Hat Ihr Bruder sein Vermögen verschwendet, so soll er nicht Gelegenheit haben, es zum zweiten Mal zu thun; ist er aber das Opfer seines Familiensinnes geworden, so wollen wir ihm helfen, sein Glück zurückzuerobern. Was Sie mir anvertrauen — mein Ehrenwort zum Pfande — es bleibt Geheimniß zwischen mir und meinem alten Freunde.

Hat Ihr Bruder wirklich Ihnen seine Zukunft geopfert, so können und dürfen Sie mir die Antwort nicht verweigern! Daß Sie so plötzlich Ihren Abschied genommen, bestärkte uns in unserer Vermuthung. Wären Sie für Ihre früheren Freunde und Kameraden nicht so ganz verschollen, so wäre ich schon früher zu Ihnen gekommen. Wir glaubten Sie in Amerika statt in Berlin, und es hat mich viel Zeit und Mühe gekostet, bis ich Sie endlich aufgefunden habe."

Wulfingen schritt rastlos, mit finsterer Miene in dem kleinen Zimmer auf und ab. In ihm gährte und kämpfte es. Vollmer störte ihn durch keinen Laut und keine Bewegung; er begnügte sich, dem rastlos Schreitenden mit ernstem Blicke zu folgen. Er sah, wie schwer es dem Manne ankam, dem Fremden, Unbekannten, sein Vertrauen zu schenken.

Mit einem plötzlichen Entschlusse blieb Jener vor ihm stehen.

„Gut, Sie sollen Alles wissen. Ich war bisher nur leichtsinnig; aber ich wäre ein Schuft, wenn ich dem Glücke meines Bruders noch weiterhin im Wege stünde!" Er starrte finsteren Blickes in's Leere, die Hand auf den Tisch gestützt, neben dem er stand.

„Ich bin älter als mein Bruder und galt stets als der von der Natur Bevorzugte. Was er sich mühsam durch Fleiß erobern mußte, mir flog es zu. Mein Vater setzte große Hoffnungen auf mich — ich wurde Offizier wie er. Als er starb, ging ich zur Kavallerie über und hier — nun, ich habe gelebt und genossen — trotz alledem bereue ich es nicht! Ich habe nur Eins zu bereuen, und das muß ich gut zu machen suchen!"

Er strich sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er die tiefen Falten glätten, die sich bei der Erinnerung daran gebildet; dann sprach er mit leiser, tonloser Stimme

weiter: „Es kam, wie es kommen mußte und tausendmal zu kommen pflegt. Auf diese Weise verliert die Armee viele ihrer begabtesten Offiziere — die Verführung ist zu groß in unserem Stand. Ich brachte in wenigen Jahren nicht nur mein Vermögen durch, sondern machte auch Schulden. Mein Bruder bezahlte einmal einen Wechsel für mich, dann weigerte er sich, da er an seine und seiner Braut Zukunft denken müsse. Er gab mir den Rath, meinen Abschied zu nehmen und nach Amerika zu gehen, um mich dort wieder hoch zu arbeiten. Ich that es nicht, ich . . . " — seine Stimme wurde fast unhörbar, so leise hauchte er die Worte vor sich hin — „ich zwang ihn, für mich zu zahlen! Erlassen Sie mir ein weiteres Geständniß . . . mein Bruder hatte nur die Wahl, zu zahlen, oder unsern Namen mit Schmach bedeckt zu sehen. Auch er hätte dann seinen Abschied nehmen müssen. Er erkannte daher die Wechsel als die seinen an und löste sie ein. Die einzige Bedingung, die er mir stellte, war, daß ich meinen Abschied nehme. Ich hätte mich außerdem doch nicht halten können . . . ich that's und stand im Begriff, meinem verfehlten Dasein ein Ende zu machen. Da war es wieder mein Bruder, der mir die Waffe entwand. Er zeigte mir, wie thöricht und feig dieser Knalleffekt als Schlußpunkt sei, daß dies nicht die rechte Sühne für verlorene Ehre, daß der rechte Mann den Muth haben müsse, ein neues Leben zu beginnen. Ich habe es manchmal bereut seitdem, aber am Ende ist es doch besser so, und vielleicht wird doch noch etwas daraus."

Wie ein Hoffnungsstrahl blitzte es in seinen Augen auf; dann fuhr er mit gehobener Stimme fort: „Ich habe ein Ziel im Auge: ihm doch noch Ehre zu machen, ihm zu vergelten, was er Gutes an mir gethan hat!"

Wulfingen ließ sich langsam wieder in die Sophaecke fallen, kreuzte die Beine übereinander und fuhr in einem

halb ironiſchen, halb wehmüthigen Tone fort: „Ich bin nicht, wie ſo viele Andere meinesgleichen, nach Amerika gegangen. Dort hätte ich vielleicht als Hausknecht, Stiefelputzer oder Landhauſirer anfangen müſſen, weil man die Verhältniſſe nicht kennt, und Einem das bischen Adel nichts nützt wie in unſerem lieben, alten Europa, wo es mich neben einigen alten Beziehungen davor bewahrt hat, ganz zu ſinken. — So, nun wiſſen Sie Alles, und hätte ich eine Ahnung gehabt, daß es eine Möglichkeit gibt, meinem Bruder wieder zu verſchaffen, was er mir geopfert hat, ſo hätte ich mit dieſer Mittheilung nicht bis heute gewartet."

„Nun, das nenne ich offen geſprochen!" ſagte Vollmer und reichte dem ehemaligen Offizier die Hand. „Durch Ihre Offenheit, Herr v. Wulfingen, leiſten Sie uns und Ihrem Bruder einen großen Dienſt ... wir hoffen uns dafür eines Tages dankbar dafür erweiſen zu können!"

„Nun, dann kaufen Sie und Ihr alter Wohlthäter mir Champagner ab!" Der luſtige Geſelle von ehemals kam in dem leichten Ton zum Vorſchein, den er anſchlug. „Wiſſen Sie was, laſſen Sie auch Ihr Leben bei mir verſichern! Der Champagner wird es Ihnen verlängern, und unſere Geſellſchaft bietet Ihnen von allen Anſtalten Deutſchlands die beſte Police und die größten Vortheile."

Lachend willigte der Schriftſteller ein und ſchied als guter Freund von dem Mann, der den Muth hatte, nicht zu ſterben und ſich ein neues Leben zu erobern.

7.

„Nun, wo iſt Dein Mann?" rief Frau Fromann ihrer eintretenden Tochter entgegen.

Marie blinzelte mit den Augen, da ſie das helle Licht in der Wohnſtube nach dem Halbdunkel der Straße und des Korridors ein wenig blendete, und begrüßte, ehe ſie auf dieſe Frage antwortete, erſt alle Anweſenden.

„Was weiß ich?“ ſagte ſie endlich. „Wahrſcheinlich bei Adelens Freunde Dahlen! Dieſer alte Herr fängt an, mir fürchterlich zu werden. Meinſt Du, mein Mann hätte ſich Zeit genommen, mir genauen Bericht über ſeine Reiſe abzuſtatten? Er hat mir etwas vom Intendanten des Hoftheaters erzählt, den er geſprochen haben will, und von einem anderen Direktor und von einem Auftrag ſeines Blattes ... kurz ich weiß jetzt ſo wenig wie vorher, was der eigentliche Zweck dieſer geheimnißvollen, plötzlichen Reiſe war.“

Als Vollmer am Abend erſchien, verſuchte ſeine Schwiegermutter vergeblich, Näheres über ſeine Reiſe aus ihm herauszudrücken. Er ſetzte ihr einen paſſiven, humoriſtiſchen Widerſtand entgegen und verſicherte, daß er hauptſächlich ſeines Stückes wegen in Berlin geweſen ſei, wo in etwa vier bis ſechs Wochen die Aufführung ſtattfinden würde. Trotzdem die Doktorin ihm nicht glaubte, mußte ſie dennoch eine gläubige Miene dazu machen. — — —

Es war am ſpäten Mittag des anderen Tages, als Vollmer auf dem Bahnhofe einen Herrn empfing, der ſoeben mit dem Schnellzuge angekommen war. Beide gingen ſtumm inmitten der drängenden Menge dem Ausgange zu. Vollmer winkte einen geſchloſſenen Wagen herbei, in den er ſchnell mit ſeinem Begleiter einſtieg.

„Sie waren gewiß erſtaunt über meinen Brief, lieber Wulfingen?“ brach Vollmer endlich das Schweigen, als ſich das Gefährt in Bewegung geſetzt hatte.

„Ja — und ich denke nicht ohne Grund ... nach dem, was vorgefallen iſt!“ erwiederte der Offizier. „Sie ſchreiben mir, daß Sie Alles wüßten, daß Sie meinen Bruder geſprochen und mir infolge deſſen eine wichtige Nachricht mitzutheilen hätten, die für mein und Adelens Geſchick von Bedeutung ſei. Sie ſehen, ich bin ohne Zögern gekommen. Aber da Sie Alles wiſſen, da das Schickſal nun

einmal nicht unſer Glück will — was könnte da noch von Bedeutung für uns ſein?"

„Sie werden es ſogleich von dem Manne erfahren, zu dem ich Sie führe!"

„Und der iſt?"

„Der alte Dahlen!"

Wulfingen blickte ſeinen Begleiter feſt und ernſt an, als wollte er auf dem Grunde ſeiner Seele leſen.

„Woher ſind Sie zur Kenntniß jenes — Vorfalls gekommen? Hat Ihnen mein Bruder ſelbſt —?"

„Gedulden Sie ſich nur noch wenige Augenblicke!" unterbrach ihn der Schriftſteller. „Der alte Herr hat es ſich ſelbſt vorbehalten, Ihnen völlige Aufklärung zu geben."

Es fiel Vollmer ſchwer zu ſchweigen, aber er hatte es verſprochen; und auch ein Dichter kann zur rechten Zeit ſchweigen, wie er zur rechten Zeit reden muß.

Der alte Herr erwartete ſie bereits voll Ungeduld und reichte dem Offizier freundlich die Hand, die dieſer verwirrt und befremdet nahm.

Was bedeutete das Alles? Wenn man auch wußte, daß er nicht freventlich das Band gelöst, das ihn an Adele knüpfte, daß er ſelbſt ſchuldlos leide — was konnte es helfen? Er hatte noch jahrelang unter der Laſt der Schulden zu ſeufzen, die er ſich aufgeladen. Konnte er je daran denken, ein fremdes Geſchick an das ſeine zu ketten? Und wer konnte ihnen helfen? Der Doktor nicht, der ſelbſt ſchwer mit dem Leben zu kämpfen hatte! Sollte etwa dieſer Alte, nachdem er Alles erfahren, ihm Geld anbieten wollen? Mit welchem Rechte? Aber er lächelte gleich wieder über dieſen Gedanken. In dieſen faſt dürftig ausgeſtatteten Räumen wohnte der Reichthum nicht. Es war offenbar, daß der alte Herr kaum ſelbſt ſo viel zu verzehren hatte, als für ſeine beſcheidenen Bedürfniſſe nöthig war.

„Es ist ja keine weite Reise, die ich zu machen hatte," sagte Wulfingen, „immerhin werden Sie mich nicht zum Scherz hierhergerufen haben! Ich gestehe Ihnen offen, daß ich trotz alledem nicht gekommen wäre, wenn ich nicht wissen möchte, auf welche Weise Sie erfahren haben, daß es mein Bruder ist, der —"

„Das thut momentan nichts zur Sache!" erwiederte Dahlen, humpelte einige Male an seinem Stock im Zimmer umher und blieb endlich vor seinem Gaste stehen.

„Ich muß weit ausholen," begann er zögernd, „und niemals darf Ihre Braut — ja, ich nenne sie Ihre Braut — niemals darf sie es erfahren, das versprechen Sie mir, Herr v. Wulfingen!"

Der Offizier nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Was Sie mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählen, das bleibt selbstverständlich unter uns!"

„Lassen Sie mich mit mir selbst beginnen," sagte der alte Herr leise, nachdem er eine Weile sinnend vor sich hingestarrt. „Ich bin nicht ganz so kalt, wie Sie vielleicht glauben — in Mitte der Sechziger, trotzdem ich älter aussehe; aber das Leben hat mich tüchtig durcheinandergerüttelt. Es sind jetzt mehr als dreißig Jahre her, da lebte ich in einer kleinen norddeutschen Stadt. Ich hatte Pharmazie studirt, wie man es heute sagt, ich war Apotheker, wie man es damals minder vornehm benannte, aber nicht selbstständig, sondern als Gehilfe, der nur bescheidene Mittel und daher wenig Aussichten hatte, sich einst selbst ein eigenes Geschäft und einen Herd zu gründen. Ein armer Teufel, wie ich, hätte sein Herz besser wahren sollen, besonders da ich bereits das dreißigste Jahr überschritten hatte und nie ein Adonis gewesen bin. Die Männer, die den Frauen gefallen, sehen anders aus!"

Er stieß diese Worte mit einer so bitteren Ironie heraus, daß man fühlte, noch heute brenne die alte Wunde.

„Aber die Liebe fragt nicht danach; sie stellt sich ein, wenn man es am wenigsten vermuthet und zieht ihre Fäden zu Herzen, die nicht für uns schlagen. Kurz, auch mir ging es so: ich liebte ein Mädchen, das zwölf Jahre jünger als ich und schön wie ein Engel war. Wenigstens erschien sie mir so," fügte er trocken hinzu. „Daß es auch Anderen so erging, bemerkte ich bald, denn das junge Mädchen, das ich langsam hatte aufwachsen und schön werden sehen — sie war die einzige Tochter meines Prinzipals — wurde umschwärmt und gefeiert. Sie war immer lieb und gut zu mir, und wir sprachen oft stundenlang miteinander, denn sie half mir zuweilen zu ihrem Vergnügen beim Botanisiren für die Kräuterkammer. Aber ich hütete mein Geheimniß ängstlich, denn ihr Vater hätte mich sofort entlassen, wenn ich ihm mit meinem Antrag gekommen wäre, und auch Adele selbst — denn sie hieß Adele, wie Ihre Braut, Herr v. Wulfingen — hätte mich gewiß verwundert ausgelacht, wenn ich ihr von Liebe gesprochen hätte. In ihren blauen Kinderaugen hatte ich noch nichts davon gelesen, und ich suchte, suchte ängstlich und eifrig nach den ersten Zeichen einer aufkeimenden Neigung.

Und es blieb nicht aus, was ich befürchtet. Wie hätte es auch nicht kommen sollen? Sie war achtzehn Jahre alt, schön und hatte ein weiches, empfindsames Herz, und so verschenkte sie es eines Tages an einen jungen Fabrikanten, der kurz vorher seinen Vater begraben und beerbt hatte. Die Hinterlassenschaft bestand aus einer großen, blühenden Maschinenspinnerei. Im Uebrigen war der junge Mann gut, liebenswürdig und rechtschaffen; die Eltern Adelens willigten daher mit Freuden ein — um so mehr, als mein Chef, wie sich erst später herausstellte, seiner Tochter nicht viel mehr als eine Aussteuer zu geben im Stande war. Die Apotheke ging nicht schlecht, aber er vernachlässigte sie über allerlei Liebhabereien; auch wurde

ein großer Aufwand getrieben, den zu bestreiten er sich in heimliche Spekulationen einließ. Als er starb, stellte es sich erst heraus, daß mehr Schulden da waren, als Vermögen. Um sie zu decken, wurde die Apotheke nebst der Konzession verkauft — ich mit als altes Inventar. Ich blieb in der Stadt, weil ich nicht ohne den Anblick der jungen Frau leben konnte, die den alten Gehilfen ihres Vaters zuweilen zu sich einlud. Einige Jahre konnte sie sich ungetrübt ihres Glückes erfreuen, denn sie lebten gut miteinander, die jungen Leutchen. Aber dann brach das Mißgeschick Schlag auf Schlag über sie herein. Adelens Mutter starb; die nur zum Theil, weit unter dem Werthe versicherte Fabrik brannte ab; eine Geldkrisis brachte eine Geschäftsstockung und große Verluste. Adelens Gatte fallirte. Er verließ Europa, um in der neuen Welt ein neues Fundament seines Hauses zu gründen; ein Geschäftsfreund hatte ihm in Chicago eine Stelle angeboten. Das junge Paar ging hinüber, und nun litt es mich nicht mehr in Europa. Vom Reisefieber ergriffen, machte ich als pharmazeutischer und chemischer Gehilfe — denn ich hatte unentwegt weit über mein Fach hinausgehende Studien getrieben — eine wissenschaftliche Expedition mit, hielt mich dann in Indien und Japan einige Zeit auf, wo ich als europäischer Arzt und Apotheker fungirte und viel Geld erwarb. Aber ich konnte sie nicht vergessen und verließ das Land, in dem ich mit den Jahren ein großes Vermögen hätte sammeln können. Ich ging über San Francisco nach Chicago, damals noch einer kleinen, erst im Aufblühen begriffenen Stadt. Hier eröffnete ich mit meinem Vermögen eine Apotheke, die ich bald zu einer chemischen und Mineralwasserfabrik erweiterte. Hier fand ich Adele, unterdeß Mutter zweier in Amerika geborener Kinder geworden, mit ihrem Gatten wieder. Welche Veränderung des Schicksals! Ich war jetzt wohlhabend

und ſtand im Begriffe, reich zu werden. Er war Inſpektor bei ſeinem ehemaligen Geſchäftsfreund mit einem beſcheidenen Einkommen, das ihm und ſeiner Familie gerade das drüben ziemlich theure Leben friſtete, verbittert über die Veränderung ſeiner Lage, die auch ſeine Geſundheit erſchüttert hatte, zudem er das Klima nicht recht vertragen konnte. Mit bewunderungswürdiger Geduld ertrug ſeine Frau dies und die ſchlechte Laune, die er jetzt oft an ihr ausließ. Ich machte ihm den Vorſchlag, als Theilhaber in meine Unternehmung einzutreten, die immer mehr gedieh. Mit Freuden nahm er mein Anerbieten an, aber ehe er ſich von ſeiner Stellung loslöſen konnte, erkrankte er und ſtarb. Selbſtverſtändlich unterſtützte ich die junge Wittwe; aber die alte Liebe flammte mächtig in mir auf, als ich ſie frei und hilflos ſah. Ich konnte mein Herz nicht bezähmen und vergaß den Unterſchied der Jahre, vergaß, daß mich das harte Leben nicht gerade verſchönert hatte. Ich bot ihr meine Hand an und geſtand ihr, daß ich ſie ſeit langen Jahren liebte. Sie blickte mich mit ihren großen, kummervollen Augen an und ſagte mir, während ihr langſam die Thränen über die Wangen liefen: ‚Mein Herz gehört ihm, der jetzt im Grabe ruht! Ihm, der mich bis zu ſeinem letzten Athemzuge geliebt, wenn er auch verbittert war durch das Schickſal, ihm habe ich es auf dem Todtenbette gelobt, nie wieder einem anderen Manne zu gehören — und auch ohne dies Gelöbniß würde ich mich nie dazu entſchließen können.‘

Ich ſtellte ihr vor, daß ſie ihren Kindern gegenüber Verpflichtungen habe; daß ein Mann, der die Seinen hilflos zurückgelaſſen, nicht ſo über das Grab hinaus verfügen könne; daß ſie noch jung ſei und das Leben vor ſich habe. Vergebens — ſie wies Alles zurück, was ich ihr bot; und beſtand darauf, nach Europa zu ihren Verwandten zurückzukehren. Ich mußte ſie ziehen laſſen. Sie machte ihr

Mobiliar zu Gelde, um davon die Ueberfahrt zu bezahlen. Ich habe sie nie wieder gesehen, auch nie wieder von ihr gehört bis —"

Er strich sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er seine Gedanken sammeln. „Ich vergrößerte meine Fabrik und verdiente viel Geld, später verkaufte ich sie, lebte nur den Studien und der Wissenschaft und bereiste die ganze Welt, bis ich mich vor einigen Jahren, der neuen Welt längst müde, hier niedergelassen habe. Und hier, hier habe ich endlich Adele wiedergefunden — zwar nicht sie selbst, aber ihr leibhaftiges Ebenbild, ihre Tochter. Es ist Ihre Braut, Herr v. Wulfingen."

Wulfingen konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken, und auch Vollmer, dem der Alte diese Thatsache bisher verschwiegen hatte, blickte ihn erstaunt an.

„Wie ist das möglich?" fragte er schnell. „Meine Schwägerin —"

„Ist nur das Adoptivkind des Doktors, dessen Base ihre Mutter war. Zu ihm ging sie mit dem Töchterchen, das ihr allein verblieben; der Knabe starb auf der Ueberfahrt, und seine Mutter folgte ihm bald. Der verlassenen kleinen Waise nahm sich der Doktor an, erzog sie als seine Tochter, adoptirte sie später und ließ sie, die bis heute nichts davon ahnt, in dem Glauben, daß sie sein leibliches Kind sei. Es wäre grausam gewesen, ihr diesen zu rauben, — und nie, nie soll das geschehen! Ahnen Sie nun, weshalb ich Sie zu mir bitten ließ, Herr v. Wulfingen? Ich will dies Mädchen, das leibhaftige Ebenbild der Frau, die ich allein geliebt, glücklich sehen. Der Doktor, mein würdiger Freund, hat mir jenes Geheimniß verrathen, ohne zu ahnen, wie nahe es mich angeht. Das Ihre habe ich aus eigener Kraft durch mühsames Forschen entdeckt, mit Hilfe meines jungen Freundes hier. Ich bin reich, reicher als Sie und die Leute glauben. Adele wird

einſt meine einzige Erbin ſein, von einigen Legaten abgeſehen, mit denen ſich ihre Schweſtern begnügen müſſen. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß Sie nicht bis zu meinem Tode warten können — ich will mein liebes Mädchen ſchon vorher glücklich ſehen. Ich habe nie gewußt, wofür ich gelebt, gearbeitet und erworben habe; jetzt weiß ich, daß mich das Schickſal dazu aufgeſpart hat, Sie und das Kind meiner Adele glücklich zu machen."

Er ſtreckte bewegt dem Offizier die Hand entgegen, die dieſer kräftig drückte, ohne jedoch etwas zu erwiedern. Dahlen ſchüttelte den Kopf.

„Wie, mein hochmüthiger Herr, iſt man zu ſtolz, ſich von dem Alten etwas ſchenken zu laſſen?"

„Es war in der That mein Stolz und meine Abſicht, nichts meinem Weibe zu verdanken, ſondern im Gegentheil ihr aus eigener Kraft —" ſagte Wulfingen ſchnell.

„Mein lieber junger Freund, bis Sie es aus eigener Kraft ſo weit gebracht, kann Adele Runzeln haben! Der verdammte Mammon, oder vielmehr der Mangel daran, hat die Mutter zu Grunde gerichtet, er ſoll wenigſtens das Glück der Tochter begründen. — Warten Sie, da kommt ein beſſerer Fürſprecher, als ich bin!"

In dieſem Augenblick ertönte die Flurglocke.

Wulfingen ſprang erregt vom Stuhle auf, aber der Alte drückte ihn nieder.

„Warten Sie — ich werde ſie vorbereiten!"

Er humpelte ſchnell hinaus, und man hörte bald von draußen ein leiſes Geflüſter, dann öffnete ſich die Thür — ein Aufſchrei — und die Liebenden lagen ſich ſchluchzend und lachend in den Armen.

„Frage ihn nicht — glaube und vertraue ihm wie mir, mein liebes Kind!" ſagte der Alte ernſt, nachdem ſich der erſte Sturm gelegt. — — —

Man kann ſich denken, daß ſich die anderen Mitglieder

der Doktorsfamilie nicht so abspeisen ließen wie die glückliche Adele, und daß besonders die Mutter und die kleine Frau Marie ein scharfes Kreuzverhör anstellten. Aber sie hatten es mit einem würdigen Gegner zu thun, mit einem Dichter, der ihnen mit einer phantasiereichen Geschichte aufwartete, von einem durch Bankbruch und Depotunterschlagung verlorenen, aber nachher durch Gunst des Zufalls zum großen Theil wieder geretteten Vermögen.

Zwar erfuhren die beiden Damen nach und nach, daß Adelens alter Freund hinter dieser Gunst des Schicksals stecke, aber niemals etwas von den Beziehungen desselben zu dem jungen Mädchen.

Man kann sich denken, welche Wirkung die wiederhergestellte Verlobung Adelens auf ihre Schwester Emma ausübte. Sie wußte nicht recht, ob sie sich freuen oder Hasselbrecht's wegen, dem nun jede Aussicht geraubt war, betrübt sein sollte, zog aber das Erstere vor, erstens weil es ihre moralische Pflicht war, sich über das Glück ihrer Schwester zu freuen, und dann — es kann nicht verschwiegen werden — aus Egoismus.

„Armer Herr Doktor!" sagte sie mit heuchlerischem Bedauern, als sie ihm bei der „Klavierstunde" die große Neuigkeit unter vier Augen mittheilte, „armer Herr Doktor, nun haben Sie gar keine Hoffnung mehr!" Und dabei blinzelte sie ihn, scheinbar mit ihren Noten beschäftigt, verstohlen von der Seite an.

„Nein, jetzt habe ich gar keine Hoffnung mehr!" sagte der junge Arzt etwas verblüfft und legte sein Gesicht in die der Situation entsprechenden trüben Falten.

„Sie sind gewiß sehr, sehr traurig?" fragte das junge Mädchen weiter, wieder scheinbar ohne ihn anzublicken, trotzdem ihr keine Miene seines Antlitzes entging.

„Ja, ich bin — ich bin sehr traurig!" versetzte Hasselbrecht; aber seine vergnügten Augen widersprachen seinen Worten.

Er wartete eine kurze Zeit auf das, was ſie ihm nun vorſagen würde. Als nichts dergleichen vernehmbar wurde, wiederholte er nochmals, indem er ſeiner Stimme eine möglichſt düſtere Färbung zu geben ſuchte: „Ja, ja — ich bin ſehr, ſehr traurig!“

Er fühlte es ordentlich, wie intereſſant er in dieſem Momente war, umfloſſen von dem romantiſchen Lichte einer zweimal getäuſchten unglücklichen Liebe. Geſpannt beobachtete er den Eindruck ſeiner Worte auf Emma, der allerdings ſehr tief zu ſein ſchien, denn ihre Finger zitterten nervös, ſo daß das Notenheft ihren Händen entfiel. Außerdem warf ſie ihm einen Blick zu — einen Blick, der ihn zum erſten Mal klar ſehen ließ, wie es um ſie und — um ihn ſtand; dann wendete ſie ſich erröthend ab.

Er ſchrie förmlich auf vor Erſtaunen und freudigem Schreck, der ihn bis in die Fingerſpitzen durchrieſelte. Ja, war er denn bisher blind geweſen?

„Zum Donnerwetter,“ rief er plötzlich ſo laut, daß Emma ganz erſchrocken vom Klavierſtuhl auffuhr, „ich bin ja gar nicht betrübt — nein, kreuzvergnügt bin ich, ganz kreuzvergnügt, daß ich Adele nicht mehr zu heirathen brauche! Ein ganzer Mühlſtein fällt mir vom Herzen... das merke ich jetzt erſt!“

„Ja, lieben Sie denn Adele nicht?“ fragte Emma ſchnell und wurde feuerroth.

„Nein, wahrhaftig nicht... wenigſtens jetzt nicht mehr... ach was, ſchon lange nicht mehr! Ich habe mir das immer noch eingeredet — wenn es nicht überhaupt nur Einbildung war, weil ſie nicht mehr frei war. Viele Menſchen ſind ſo — und ich auch, daß ſie nur das begehrens- und erſtrebenswerth finden, was ſie nicht haben können, und was ſie haben können, nicht achten!“

Und dabei ſah er ſie mit einem Blick an, daß ſie aus dem Erröthen gar nicht mehr herauskam.

„Und so — so ist es Ihnen mit Adele gegangen?“ stotterte sie verlegen, während sie sich nach den zu Boden gefallenen Noten bückte.

„So ging es mir mit Adele!“ versicherte er schnell und griff zuvorkommend nach dem entfallenen Hefte, wobei es nicht ausbleiben konnte, daß ihre Köpfe zusammenstießen und ihre Hände sich berührten.

Und dann hielten sie Beide das Blatt fest und blickten sich darüber weg in die Augen; und was sie darin lasen, war süßer und himmlischer als die schönste Musik des unsterblichen Wolfgang Amadeus; und die Mozart'sche Sonate flatterte langsam wieder zu Boden, und der junge Mann ergriff dafür die Hand, die sie gehalten, und küßte sie zweimal innig, und dann küßte er den rothen Mund, der sich ihm wie von selbst zuneigte. Und gerade in diesem verfänglichen Moment trat die Mutter in's Zimmer, die vor Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammenschlug und in die klassischen Worte ausbrach, für die der Doktor sich nachher eine Erklärung ausbat: „Na, endlich!“

Die gute Mutter sah von allen Seiten Räthsel, die sie nicht lösen konnte. Warum hatte sich Hasselbrecht gerade heute erklärt, an dem Tage, an dem sich Adele und ihr Bräutigam wieder vereinigt? Emma behauptete, es sei das ansteckende gute Beispiel gewesen, und es gebe Verlobungs- wie andere Epidemien. Hasselbrecht bestärkte seine zukünftige Schwiegermutter in diesem Glauben und hütete sich wohl, ihr eine andere Aufklärung zu geben. Und auch dies Geheimniß wurde treu bewahrt zwischen den beiden allein Betheiligten.

Nur drohte später die junge Frau Doktor Hasselbrecht ihrem Gatten, Adelen Alles zu verrathen, wenn er gar zu liebenswürdig gegen seine Schwägerin wurde.

Frau Mariens einzigen Kummer bildete es noch jahrelang, nichts Näheres über die geheimnißvollen Reisen ihres

Gatten und die Vorgänge, die sich vor der Wiederaussöhnung der Verlobten abgespielt hatten, erfahren zu können. Viel später erst, als der alte Dahlen zur Ruhe gegangen, und als Frau Marie mit Erstaunen erfuhr, daß der Alte ihr und ihren Schwestern beträchtliche Summen vermacht, hat ihr ihr Gatte einen Theil der Wahrheit offenbart.

Vollmer's „Geniale" wurden Repertoirstück der meisten Bühnen. Der Dichter siedelte später nach der Residenz über; und nennt man die besten Namen, so wird auch der seine genannt. Die Luftschlösser der kleinen Frau gingen alle nach und nach in Erfüllung, was man doch von den wenigsten Luftschlössern behaupten kann, die täglich und stündlich in der Welt gebaut werden. Sie sah Italien noch sehr oft; und der Dichter schuf unter Orangen- und Lorbeerbüschen manch' schönes Werk. Abendmäntel und Armbänder erhielt sie im Laufe der Jahre noch viele, und die letzteren verschenkt sie bereits wieder an ihre beiden Töchter. Nur mit der Villa haperte es noch lange Zeit, trotzdem sich Frau Marie mit einem Stockwerk und einem sehr kleinen Garten zu begnügen versprach. Aber das Vermächtniß Dahlen's und ein ganz außerordentlicher Erfolg des Dichters brachten auch diesen Wunsch endlich zur Reife.

Als die Vermählung der beiden Bräute an einem Tage stattgefunden hatte — die praktische Doktorin hatte ausgerechnet, daß es nur einfache Kosten mache und doch doppelte Hochzeitsgeschenke brächte — sagte der Doktor mit einem Seufzer der Erleichterung: „Nun habe ich nur noch Eine unterzubringen!"

Fräulein Fränzi, die kurz vorher in die erste Klasse versetzt worden war, steckte einen Eisbonbon in den Mund — aus einer Düte, die sie von den Dessertaufsätzen der Hochzeitstafel zusammengeplündert hatte, und sagte mit tiefster Ueberzeugung: „Papa, ich bleibe bei Dir — ich heirathe nie!"

Ob sie Wort halten wird?

Das Geheimniß des Nordpols.

Ein Blick auf die arktiſchen Forſchungen der Neuzeit.

Von

J. Brandt.

Mit 11 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Der Drang des Kulturmenſchen, alle Theile des ihm zum Wohnſitze angewieſenen Erdballes zu erforſchen, hat unleugbar bereits großartige Ergebniſſe gehabt. Man braucht, um das beſtätigt zu finden, nicht bis auf Columbus, deſſen Entdeckung kürzlich ſo glänzend gefeiert worden iſt, zurückzugehen, ſondern nur um ein halbes Jahrhundert rückwärts zu blicken und den heutigen Stand der Erdkunde mit dem damaligen zu vergleichen.

Nur in den Polarzonen ſind die Ergebniſſe der Forſchungsreiſen, trotzdem ſie die angeſtrengteſten Arbeiten und die größten Opfer erfordert haben, bisher zumeiſt negative geweſen, ſo daß Weyprecht ſich auf der Verſammlung der deutſchen Aerzte und Naturforſcher zu Graz im Jahre 1875 zu dem Ausſpruche veranlaßt ſah: „Stellt man die wiſſenſchaftlichen Reſultate der vergangenen arktiſchen Expeditionen zuſammen, ſo wird man finden, daß ſie den enormen Mitteln, welche darauf verwendet wurden, durchaus nicht entſprechen.“

Das nördlichſte Polarland iſt, ſoweit unſere bisherige Kenntniß reicht, das öſtlich von Spitzbergen und nordweſtlich von Nowaja-Semlja, zwiſchen 80 und 83° nördl. Br. gelegene Franz Joſeph-Land mit der Bell-Inſel und vielen anderen Eilanden. Die höchſte, bisher von einem menſchlichen Weſen betretene nördliche Breite von 83° 21′ 26″ erreichten Markham und Parr auf der Discovery-Expedition am 12. Mai 1876. Sie waren dort keine 7° mehr vom Nordpol entfernt, mußten aber unverrichteter Sache um-

Bell-Inſel, Franz Joſeph-Land.

kehren, wie auch keiner ihrer Nachfolger bisher glücklicher geweſen iſt.

Damals telegraphirte Kapitän Nares, der Führer der „Discovery“ nach Europa: „The Northpole impracticable“ (der Nordpol iſt unerreichbar), allein alle dieſe Mißerfolge und Täuſchungen haben es nicht zuwege gebracht, den Drang kühner Forſcher, das Geheimniß des Nordpols dennoch zu löſen und bis zu jenem von allen Schreckniſſen der Eiswüſte umſtarrten Punkte vorzudringen, zu erſticken. Wenn Weyprecht erklärt hatte: „Die arktiſche Detailforſchung iſt nebenſächlich. Der Nordpol beſitzt keinen größeren Werth als irgend ein anderer Punkt in hohen

nördlichen Breiten," so hob Ratzel auf dem dritten deutschen Geographentag zu Frankfurt 1883 dem gegenüber mit Recht hervor: „Die Pole sind immer die Ausgangspunkte der Erschütterungen schon in der Eiszeit gewesen und weisen die weiteste Aehnlichkeit der Bedingungen auf; was wir am Nordpol sehen, können wir, da die bestimmenden klimatischen Faktoren übereinstimmen, am Südpol wieder erwarten, abgesehen von dem Interesse an der auf zwei Stellen der Erde wiederkehrenden cirkumpolaren Verbreitung, die einen Schlüssel in der Forschung bedeutet. Das Studium der Vertheilung von Erde und Wasser und der Bodengestaltung auf der Erde ist ohne arktische Detailforschung nicht möglich."

Der Geographentag nahm denn auch die Resolution an, daß die Wiederaufnahme der Polarexpeditionen im Interesse der Wissenschaft gelegen sei. Es hat seitdem die Gründung eines ganzen Netzes von internationalen Polarstationen stattgefunden, verschiedene Expeditionen sind mit gutem Erfolge unternommen worden, und Nansen's kühne Durchquerung Grönlands hat einen neuen Abschnitt der Polarfahrten eröffnet und die Hoffnung belebt, doch noch den Nordpol zu erreichen.

Gerade jetzt ist Frithjof Nansen mit den Vorbereitungen für seine nächste Expedition beschäftigt, die bereits zu Anfang des Sommers abgehen soll und in der That den Nordpol zum Ziele hat. Ein Ueberblick der arktischen Forschungen der neueren Zeit und ihrer Ergebnisse, sowie der Aussichten, die sich für die Zukunft eröffnen, dürfte daher in diesem Augenblick für unsere Leser von ganz besonderem Interesse sein.

Schon im Jahre 320 v. Chr. unternahm Pytheas von Marseille die früheste Nordfahrt, und zahlreiche Pioniere des Nordens folgten ihm, allein eine genauere Bekanntschaft mit den arktischen Regionen war erst den nieder-

ländiſchen, engliſchen und deutſchen Fiſchern und Seeleuten zu danken, die der Walfang nach dem hohen Norden führte. Seit das Zeitalter der großen geographiſchen Entdeckungen dann einen ſo mächtigen maritimen Unternehmungsgeiſt erzeugt hatte, ſuchte man neue Fiſchreviere zu entdecken und faßte eine Verkürzung der Seewege bei den Polarreiſen in's Auge. Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts begannen die Verſuche, nördlich von Amerika oder von Europa und Aſien eine Durchfahrt durch das Eismeer nach Cathi (China), Japan und Indien zu finden. Erſt in unſerem Jahrhundert ſind beide Probleme gelöst worden, ohne aber leider die darauf geſetzten Hoffnungen zu verwirklichen.

Mac Clure fand 1850 die nordweſtliche Durchfahrt, aber ſie war der Eisverhältniſſe wegen nicht benutzbar. Nordenſkjöld und Palander machten allerdings 1878/79 mit der „Vega" die nordöſtliche Durchfahrt, indem ſie das ganze ſibiriſche Eismeer durchſchifften und glücklich die Beringsſtraße und den Großen Ocean erreichten. Die zuerſt infolge deſſen gehegten Ausſichten auf einen regelmäßigen Handelsverkehr mit Sibirien haben ſich jedoch nicht verwirklicht, denn die Eisverhältniſſe des Kariſchen Meeres geſtalteten ſich alsbald wieder ungünſtiger, und nur ſehr wenige Schiffe vermochten bis zu den weſtſibiriſchen Flüſſen zu gelangen. Eine große Anzahl von Expeditionen erſtrebte außerdem die wiſſenſchaftliche Erforſchung der Polarregionen und als letztes Endziel die Erreichung des Nordpols.

Wir kennen ſchon ſeit faſt drei Jahrhunderten das europäiſche Eismeer mit ſeiner öſtlichen Fortſetzung als ein weites, von Inſeln und Inſelgruppen durchſetztes Waſſerbecken. Die bedeutenderen Inſelgruppen im öſtlichen Polarbecken ſind: Spitzbergen, durch die Grönlandſee von Grönland getrennt; Nowaja-Semlja; das ſchon erwähnte Franz

Joseph-Land, wo Payer eine nördliche Breite von 82° 5′ erreichte und im Norden Petermann-Land liegen sah. Ferner Neusibirien und Wrangelland. Südlich von der Spitzbergengruppe sind noch die Bäreninsel und das schroff emporsteigende vulkanische Jan Mayen mit seinem Beerenberg hervorzuheben.

Den ersten Rang unter allen Nordpolarinseln nimmt aber Grönland ein, welches die Davisstraße, Baffinsbai

Beerenberg (Jan Mayen).

und andere Meeresarme von dem arktischen Archipel Nordamerika's scheiden. Jenseits dieses Gewirres von Eilanden strömt der nordpacifische Ocean durch die schmale Beringsstraße in's Eismeer, das sich von hier über 100 Längengrade an der Küste Sibiriens entlang bis zu dem europäischen Nordkap erstreckt.

Dauernd besiedelt ist von all' diesen Felseninseln nur Grönland, das ein Hochland mit den höchsten Gebirgen der Polarregion darstellt. Hohe Steilküsten werden von mächtigen Fjorden durchschnitten, die sich tief in das Land hinein erstrecken, und in diese Fjorde münden Gletscher

von gewaltiger Breite und Höhe, die mit ſteilen Wänden in's Meer abfallen und dort jene rieſigen Eisberge abſetzen, die durch die Meeresſtrömungen weit nach Süden geführt und oftmals den Fahrzeugen unſerer atlantiſchen Schiffahrt gefährlich werden. Seine bedeutendſte Erhebung erreicht Grönland an der erſt in geringem Maße bekannten Oſtküſte und ſenkt ſich dann nach der Weſtküſte zu. Der bedeutendſte, von Payer in Oſtgrönland gemeſſene Berggipfel, die Petermannſpitze, erhebt ſich bis gegen 4270 Meter; nördlich gelegene Höhen übertreffen dieſen Gipfel aber noch bei Weitem.

Bis vor Kurzem wurde noch vielfach angenommen, daß hinter den Eiswällen und Gletſchern längs der Küſten im Inneren Grönlands ein eisfreies Gebiet läge, das zu menſchlichen Anſiedelungen geeignet ſei. Seit aber Nanſen die ganze Inſel von der Oſt- bis zur Weſtküſte durchkreuzt hat, läßt ſich dieſe Annahme nicht länger aufrecht erhalten, und wir wiſſen jetzt, daß das ganze Innere eine ungeheure Eis- und Gletſchermaſſe iſt. Höchſt merkwürdig ſind die ſich auf weite Strecken hinziehenden Parallelſpalten im grönländiſchen Binneneis; eine nennenswerthe Vegetation findet ſich nur auf den bewohnten Strecken der Süd- und Weſtküſte und bleibt ſelbſt dort weit hinter derjenigen Skandinaviens und anderer Gegenden unter gleicher Breite zurück.

Für menſchliche Anſiedelungen eignen ſich vorwiegend der weſtliche und ſüdliche Küſtenrand, auf denen etwa 9800 Eskimo und nicht ganz 300 Europäer leben. Die grönländiſchen Eskimo wiſſen ihre Lebensweiſe, Kleidung und Wohnung den polaren Verhältniſſen vortrefflich anzupaſſen. Die monatelange Winternacht verbringen ſie in Häuſern (Igloäcks), die halb im Boden ſtehen und ganz mit Erde und Moos bedeckt ſind. Während der beſſeren Jahreszeit obliegen ſie dem Fange der Seehunde, Wale

und Weißfische, wie der Renthierjagd, und hausen in Sommerzelten.

Zuerst wurde Grönland von Island aus im Jahre 986

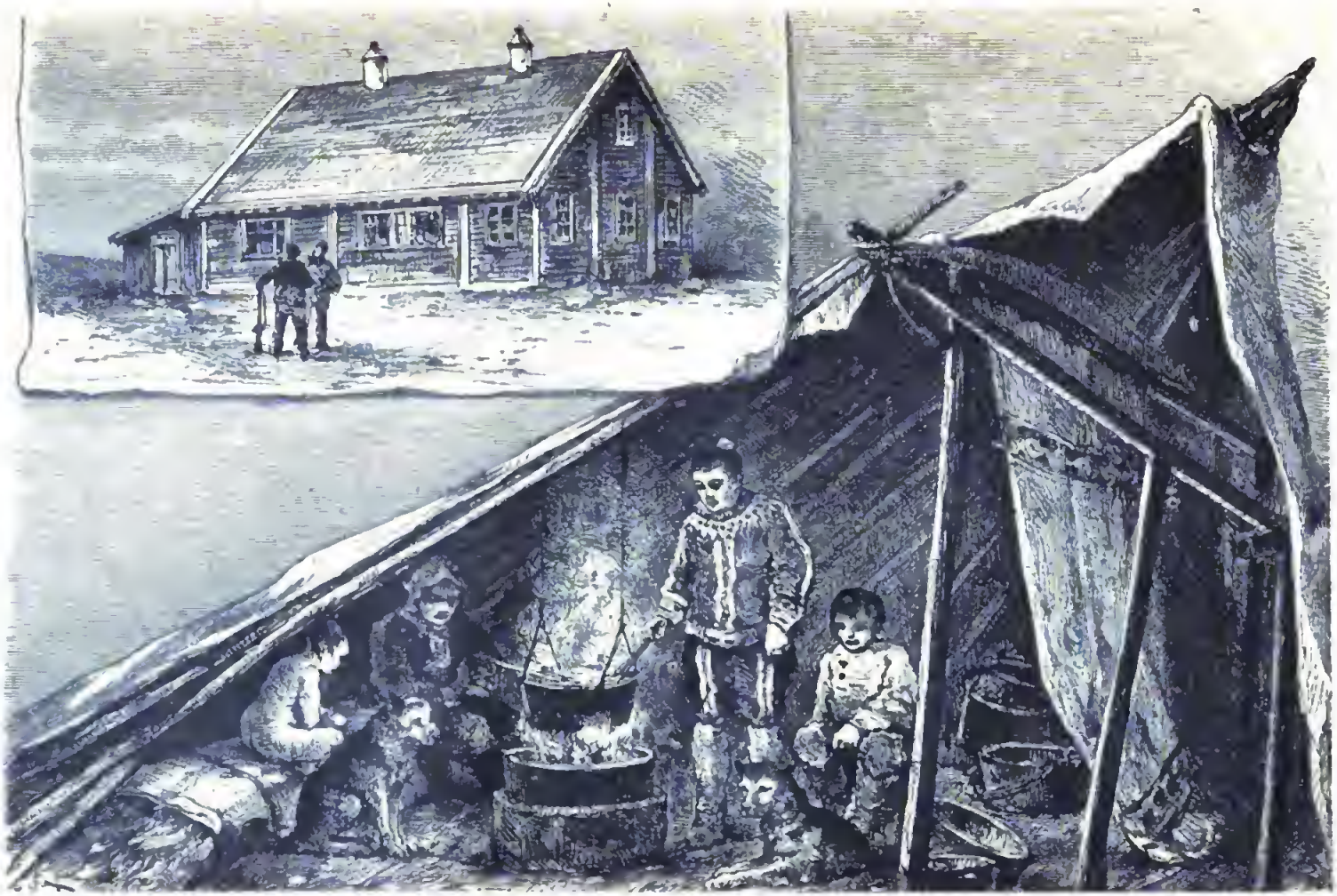
Parallelspalten im grönländischen Binneneis. Nach der Aufnahme des dänischen Lieutenants Jensen.

durch Erich den Rothen besiedelt; die Kolonie blühte drei- bis vierhundert Jahre und ging dann ein, worauf erst 1723 eine neue Kolonie — Godthaab — auf der Westküste durch den Missionär Hans Egede gegründet ward.

Um die Erforschung Grönlands haben sich in neuerer Zeit namentlich Nordenskjöld, die dänischen Offiziere Hammer, Holm und Jensen, sowie Nansen und neuerdings der nordamerikanische Marinelieutenant Peary hochverdient gemacht.

Die Inselgruppe von Spitzbergen wurde früher zu Grönland gerechnet, während Nordenskjöld 1868 ihren unterseeischen Zusammenhang mit Skandinavien nachwies. Die Gruppe besteht aus der Hauptinsel, Westspitzbergen, dem Nordostland, dem Edgeland oder Stans-Foreland, der Barents-Insel, König Karls-Land, Prinz Karls-Vorland und vielen kleineren Eilanden. Näher erforscht wurden die Inseln besonders seit dem Jahre 1858 durch drei schwedische Gelehrte: Torell, Nordenskjöld und Quennerstedt. 1872/73 überwinterte Nordenskjöld hoch im Norden an der Mosselbai, wo ursprünglich auch später die schwedische Polarbeobachtungsstation auf Spitzbergen errichtet werden sollte. Die Bai war damals jedoch gerade durch Eis unzugänglich, und die Station mußte daher weiter südlich, an einer später näher zu bezeichnenden Stelle ihren Platz finden. Auch die Reisen v. Heuglin's, Tobiesen's und Leigh Smith's verdienen besondere Erwähnung.

Von den neueren Expeditionen, welche sich die Erreichung des Nordpols als Ziel genommen hatten, seien zuerst die beiden amerikanischen unter Hayes (1860) und Hall (gestorben am 8. November 1871 im Thank God-Harbour) und dann die schon erwähnte englische Discovery-Expedition (1875/76) hervorgehoben. Die Ansicht, welche Kapitän Nares, der Befehlshaber der letzteren, heimbrachte und aussprach, daß nämlich ein Erreichen des Nordpols, beziehungsweise ein weiteres Vordringen gegen ihn durch den Smithsund, unmöglich sei, hatte doch nicht die Wirkung, daß fernerhin alle Anstrengungen, das Geheimniß des Pols zu lüften, aufgegeben wurden. Vielmehr ging man in Amerika alsbald frisch und muthig an ein neues Unternehmen.



Ueberwinterungshaus der niederländischen Polarstation in Dicksonhafen auf Grönland. Eskimo-Sommerzelt.

Hier hatte nämlich Kapitän Henry Howgate die Vermuthung geäußert und begründet, der Hauptfehler der bisherigen, vereinzelt ausgesendeten Expeditionen habe darin bestanden, daß sie auf gut Glück ein oder zwei Jahre hindurch nordpolwärts vorzudringen suchten und dadurch den sehr verschiedenen Eis- und Wetterchancen der betreffenden Jahre preisgegeben waren. Er schlug nun vor, an einem möglichst nördlich, im Sommer aber der Schifffahrt zugänglichen Punkte eine Station oder Kolonie zu errichten, von wo dann mehrere Jahre, unter öfterer Ablösung des Personals, Zuführung frischer Lebensmittel u. s. w. das Entdeckungswerk systematisch betrieben werden müsse. Diese Polarkolonie — ein Vorläufer der später wirklich errichteten internationalen Stationen — sollte an der Küste der Lady Franklin-Bai unter 81° 40′ nördl. Br. entstehen, und Seitens der Vereinigten Staaten wurden daraufhin mehrere Expeditionen ausgesandt.

Erst die dritte unter Lieutenant Greely (1881) gelangte wirklich dazu, die Station zu errichten, nahm dann aber einen höchst tragischen Ausgang. Es waren drei Sommer vergangen, ohne daß die ausgesandten Ersatzexpeditionen den Discoveryhafen der Lady Franklin-Bai zu erreichen vermocht hatten. So brachen Greely und die Seinen denn im August 1883 nach Süden auf, zuerst in Booten, dann auf einer Eisscholle treibend, bis Kap Sabine, wo während neun Monaten der Tod zahlreiche Opfer forderte. Von fünfundzwanzig Männern, die ausgezogen waren, sahen nur sieben, darunter Greely selbst, die Heimath wieder.

Noch trauriger war das Ergebniß der Expedition der „Jeannette". Der bekannte amerikanische Zeitungskönig Bennett, der sich durch die Ausrüstung der Stanley-Expeditionen schon große Verdienste um die Erschließung Innerafrika's erworben hatte, wollte nun womöglich auch das Ge-

heimniß des Nordpols entschleiern helfen und sandte auf seine Kosten eine Expedition zu diesem Zwecke aus. Sie verließ 1879 San Francisco auf der „Jeannette" unter Kapitän Delong, um durch die Beringsstraße nach Norden vorzudringen. Das Schiff segelte an der Heraldinsel vorbei, wurde dann aber von einem Treibeisgürtel eingeschlossen, vom Eise „besetzt", wie der technische Ausdruck lautet, und trieb dann, von diesem Eisgürtel wie in einen gigantischen Schraubstock eingekeilt, im sibirischen Eismeere, bis es am 13. Juni 1881

Mosselbai (Nordspitzbergen).

versank. Die Schiffbrüchigen suchten die sibirische Küste auf drei Booten zu erreichen, was jedoch nur zweien gelang, während das dritte spurlos verloren ging. Auch von diesen beiden fanden die Insassen des einen, Kapitän Delong und mit ihm 13 Mann, nach vierzehntägiger Wanderung durch die Tundraniederung unter gräßlichen Qualen den Hungertod. Der mit dem zweiten Boot gerettete Schiffsingenieur Melville kam zu spät, um noch Hilfe bringen zu können.

Die Hauptresultate dieser Expedition waren die Entdeckung der kleinen Jeannette-Insel (unter 76° 47′ nördl. Br.,

159° 20' östl. L.), der etwas größeren Henriette- und der Bennet-Insel.

Auch über dem „Rodgers", der unter dem nordamerikanischen Lieutenant Berry zum Aufsuchen der seit zwei Jahren verschollenen „Jeannette" ausgesandt wurde, waltete ein Unstern. Das Schiff verbrannte am 1. Januar 1882, jedoch fanden Offiziere und Mannschaft bei den Tschuktschen an der sibirischen Küste hilfreiche Aufnahme.

„Jeannette" im riffigen Eis „besetzt".

Die Verdienste der deutschen arktischen Argonauten Koldewey und Hegemann, v. Heuglin und Graf Waldburg-Zeil, sowie Payer und Weyprecht, deren Namen einen Ehrenplatz in den Annalen der Polarforschung einnehmen, sollen wenigstens kurz erwähnt werden.

Da nun alle diese Versuche, mit Schiffen, Booten oder Schlitten bis zum Nordpol vorzudringen, erfolglos geblieben waren, so kann man sich nicht wundern, daß endlich ein unternehmender Geist vorschlug, das ersehnte Ziel mittelst freifliegender Luftballons zu erreichen.

Der Erste, welcher eine solche Möglichkeit ernsthaft in's Auge faßte, war der Chemiker Silbermann, Präparator

an der Pariſer Sorbonne, der 1870 einen derartigen Plan entwarf; ebenſo 1874 der Luftſchiffer Sivel, der aber ſchon im folgenden Jahre verunglückte. 1879 trat der nordamerikaniſche Commodore Cheyne mit einem fertig ausgearbeiteten Projekt einer ſolchen Expedition hervor. Er wollte mit einem Schiff möglichſt weit nordwärts vordringen und dort drei Ballons mit Gas, das in Stahlcylindern mitgenommen werden ſollte, füllen. Jeder dieſer

Jeannette-Inſel im Sibiriſchen Eismeer, entdeckt von der amerikaniſchen Polarexpedition am 17. Mai 1881.

Ballons ſollte Schlitten, Vorräthe und eine beſtimmte Anzahl Mannſchaften aufnehmen, dann wollte ſie Cheyne miteinander durch ſtarke Taue oder Sparren verbinden und ſo nach dem Nordpol fahren. Er behauptete, daß die Luftſtrömungen in den arktiſchen Regionen vorwiegend gegen die Pole gerichtet ſeien, und daß es bei genügender Kenntniß dieſer Strömungen möglich ſein werde, ſchon binnen dreißig Stunden vom Schiffe aus den Pol zu erreichen. Unterwegs ſollte das Ballonſyſtem durch Drahtſeile in ſtets gleicher Höhe über dem Boden erhalten werden. Wolle man landen, ſo könne das Gas durch mechaniſche

Hilfsmittel wieder komprimirt und in den Behältern für ſpäteren Gebrauch aufbewahrt werden.

Zur Ausführung dieſes phantaſtiſchen Planes ſind ſeinerzeit in England und Nordamerika bereits Samm-

Kolonie Godthaab, Sitz der däniſchen Polarſtation, nach einer Zeichnung von Dr. Rink.

lungen angeſtellt, doch iſt es gar bald davon wieder ſtill geworden. Ein in allerneueſter Zeit dann zuerſt mit großem Lärm bekannt gegebenes angebliches Projekt zweier Franzoſen, Beſançon und Hermite, den Pol von Spitzbergen aus mittelſt eines Hauptballons, den 16 kleinere umgeben ſollten, zu erreichen, hat ſich ſogar als bloßer Humbug herausgeſtellt.

Inzwischen hatte die internationale Polarkonferenz in Petersburg (1881) die Förderung wissenschaftlicher Erkenntniß der arktischen Regionen und Verhältnisse für das Wichtigste erklärt, wie das vorher Weyprecht, Neumayer und andere bedeutende Fachmänner schon ausgesprochen hatten. Um diese wissenschaftliche Erkenntniß zu fördern, beschloß die Konferenz, es möchte eine Reihe cirkumpolarer

Ananito-Hafen am Cumberlandsund.

wissenschaftlicher Beobachtungsstationen zugleich eingerichtet und besetzt werden, was 1882 zur Ausführung kam. Das ursprüngliche Programm hatte acht solcher Polarstationen als erforderlich erklärt, es sind deren aber schließlich zwölf auf der nördlichen und zwei auf der südlichen eingerichtet und besetzt worden, für die ein gemeinsamer Arbeitsplan festgesetzt wurde. Die vorgeschriebenen Beobachtungen zerfielen in obligatorische und fakultative. Zu den ersteren gehörten die meteorologischen und erdmagnetischen Beobachtungen, das Studium des Polarlichtes und die Vornahme astronomischer Bestimmungen, während als fakultative Beob-

achtungen spezielle Fragen der Meteorologie, des Erdmagnetismus, der galvanischen Erdströme, des Polarlichtes, sowie hydrographische Untersuchungen und Beobachtungen der Luftelektrizität, der astronomischen und terrestrischen Refraktion, der Dämmerung, der Länge des Sekundenpendels u. s. w. empfohlen wurden. Endlich wurde bei allen Stationen noch darauf Rücksicht genommen, nebenbei auch für die Geographie, die Geologie, Botanik und Zoologie die Gelegenheit nach Möglichkeit auszunutzen.

Dänemark besetzte die Polarstation in Godthaab, einer der Niederlassungen auf der grönländischen Westküste, während Deutschland eine solche gegenüber errichtete, nämlich an dem amerikanischen Ufer der Davisstraße, am Ende des tief in's Land nach Norden einschneidenden Cumberlandsundes mit dem Ananito-Hafen. Eine zweite deutsche Station wurde auf der Insel Südgeorgien angelegt.

Auf Grönland hatten auch die Niederlande ihre Station Dicksonhafen, während Oesterreich-Ungarn, dessen Expedition Graf Wilczek ausrüstete, Jan Mayen besetzte; die Vereinigten Staaten: Lady Franklin-Bai und Point Barrow; England und Kanada: Fort Rae am Großen Sklavensee; Frankreich: Kap Horn; Rußland: die Lenamündung und die Möllerbai auf Nowaja-Semlja, und Finnland: Sodankglä im nördlichen Finnland. Norwegen errichtete die Station Bossekap am Altenfjord; Schweden wollte, wie schon erwähnt, eine solche an der Mosselbai auf dem nördlichen Spitzbergen besetzen, mußte aber der ungünstigen Eisverhältnisse wegen südlicher gehen, wo die Station in dem Eisfjord, an der Nordseite bei Kap Thordsen, ihren Platz fand.

Diese Stationen im arktischen Gebiete umgeben den Pol in ziemlich gleichmäßiger Vertheilung. Um einzelne Lücken im Beobachtungsnetz zu schließen und zugleich die Verbindung zwischen diesen Polarstationen, die alle min-

Digitized by Google

deſtens ein Jahr lang beſetzt geblieben ſind, und den ſtändigen, jahraus jahrein thätigen Obſervatorien herzuſtellen, wurden von verſchiedenen Staaten, ſo auch vom deutſchen Reiche, noch rein meteorologiſche Stationen errichtet.

Die Expeditionen ſind mit reichem Beobachtungsmaterial heimgekehrt und haben die Ergebniſſe ihrer Forſchungen

Scenerie um die ſchwediſche Polarſtation bei Kap Thordſen, nach photographiſcher Aufnahme.

ſeitdem veröffentlicht, die für die Wiſſenſchaft und die Kenntniß der Polargebiete von ſehr großem Nutzen geweſen ſind und namentlich die erforderlichen Grundlagen zur weiteren Klärung vieler wichtigen Fragen der Meteorologie und der Phyſik der Erde geboten haben. Während nun viele namhafte Fachmänner aber geneigt waren, in ſolchen Beobachtungen die allein fruchtbringende Polarforſchung der Zukunft zu erblicken, erklärten ſich doch, wie ſchon oben erwähnt, auf den Geographentagen auch wiederholt einfluß-

reiche Stimmen für die Wiederaufnahme der Polarexpeditionen.

Es wurden verschiedene neue Pläne zur Erreichung des Poles ausgearbeitet, unter denen die von Greeley und Melville empfohlene Route über Franz Joseph-Land, sowie

Haus der schwedischen Polarstation bei Kap Thordsen (südwestl. Spitzbergen).

die von Gilder und Macarthur von der Hudsonbai aus hervorgehoben zu werden verdienen.

Das lebhafteste Interesse aber ist auf die Nordpolexpedition gerichtet, welche Frithjof Nansen in diesem Augenblick vorbereitet. Der kühne Forscher hegt die feste Ueberzeugung, den Pol mit der Meeresströmung zu erreichen, die von Ostsibirien nach Grönland führt. Daß eine solche Strömung vorhanden ist und den Weg geht, worauf Nansen seinen Plan baut, beweisen theils aufgefundene Gegenstände von der Jeannette-Expedition (das Schiff ging an den

neusibirischen Inseln zu Grunde, und die betreffenden Gegenstände wurden drei Jahre später an der Südspitze Grönlands gefunden), theils Treibholz, das denselben Weg gemacht hat. Nansen beabsichtigte zuerst, von der Beringstraße aus die von ihm angenommene Polarströmung auf Grönland hin zu erreichen. Er will aber jetzt durch das Karische Meer die Nordspitze Asiens beim Kap Tscheljuskin ansegeln, dann von der Lenamündung aus die Westseite der neusibirischen Inseln erreichen und von dort in die vermuthete, nach Osten gerichtete Polarströmung eindringen. Mit dieser gedenkt er sich, nöthigenfalls im Eise eingeschlossen, auf Nordgrönland und dann weiter treiben zu lassen. Dazu hat er ein eigenes Schiff „Fram", das kürzlich vom Stapel gelaufen ist, entsprechend stark konstruirt und mit ganz besonderen Einrichtungen versehen. Die Expedition soll zwölf Theilnehmer zählen und wird für fünf Jahre ausgerüstet.

Die Sympathien der ganzen gebildeten Welt werden Nansen und seine Gefährten begleiten, und man darf mit Recht gespannt darauf sein, ob es ihm gelingen wird, der „Columbus des Nordpols" zu werden und das Geheimniß, das diesen Punkt noch immer umhüllt, zu lösen.

Ueber die Erziehung der Taubstummen.

Pädagogische Skizze von **Fr. Berner.**

Mit 2 Tafeln.

(Nachdruck verboten.)

Bereits seit Jahrhunderten hat die Frage, wie diejenigen unserer Mitmenschen, denen die Natur das Gehör und die Sprache versagt hat, zu brauchbaren Mitgliedern des Gemeinwesens zu erziehen seien, die Menschenfreunde und Pädagogen ernstlich beschäftigt. Heute ist die Frage glänzend gelöst; wie dies geschah, wollen wir in Nachstehendem kurz zu schildern versuchen.

Um einen Taubstummen zu erziehen, gilt es zunächst, ihm Mittheilungen beizubringen und ihn selber mittheilungsfähig zu machen. Der Abbé de l'Epée, ein französischer Philanthrop des 18. Jahrhunderts, wollte die Erziehung taubstummer Kinder nach dem Grundsatze geleitet wissen, daß alle Begriffe dem menschlichen Gehirn ebensogut durch Zeichen, Geberden und Schrift, wie durch die Laute der Sprache zugeführt werden können. Er erfand daher ein ganzes System von Geberden zur Verständigung und führte auch die sogenannte Fingersprache oder das Handalphabet ein.

Ein deutscher Bahnbrecher auf dem Gebiet der Taubstummenerziehung, Samuel Heinicke, war entgegengesetzter Ansicht. Das geschriebene oder durch Zeichen ausgedrückte Wort ist nur ein mangelhafter Ersatz für den artikulirten

Laut, ſo behauptete er. Es wendet ſich nur an das Auge und wird nie im Stande ſein, ſich als Gedankenvermittler der Seele einzuprägen. Dies zu bewirken iſt das alleinige Vorrecht der Stimme. Ohne Kenntniß der geſprochenen Sprache wird das taubſtumme Kind ſtets nur eine Schreibmaſchine bleiben, ſeinem Geiſte wird nichts als eine Reihe vorüberziehender Bilder geboten werden.

Dieſem Grundſatze getreu verwendete Heinicke als Hauptlehrmittel die Sprache, die ſeine Schüler ihm von den Lippen ableſen mußten, daneben aber auch die Schrift.

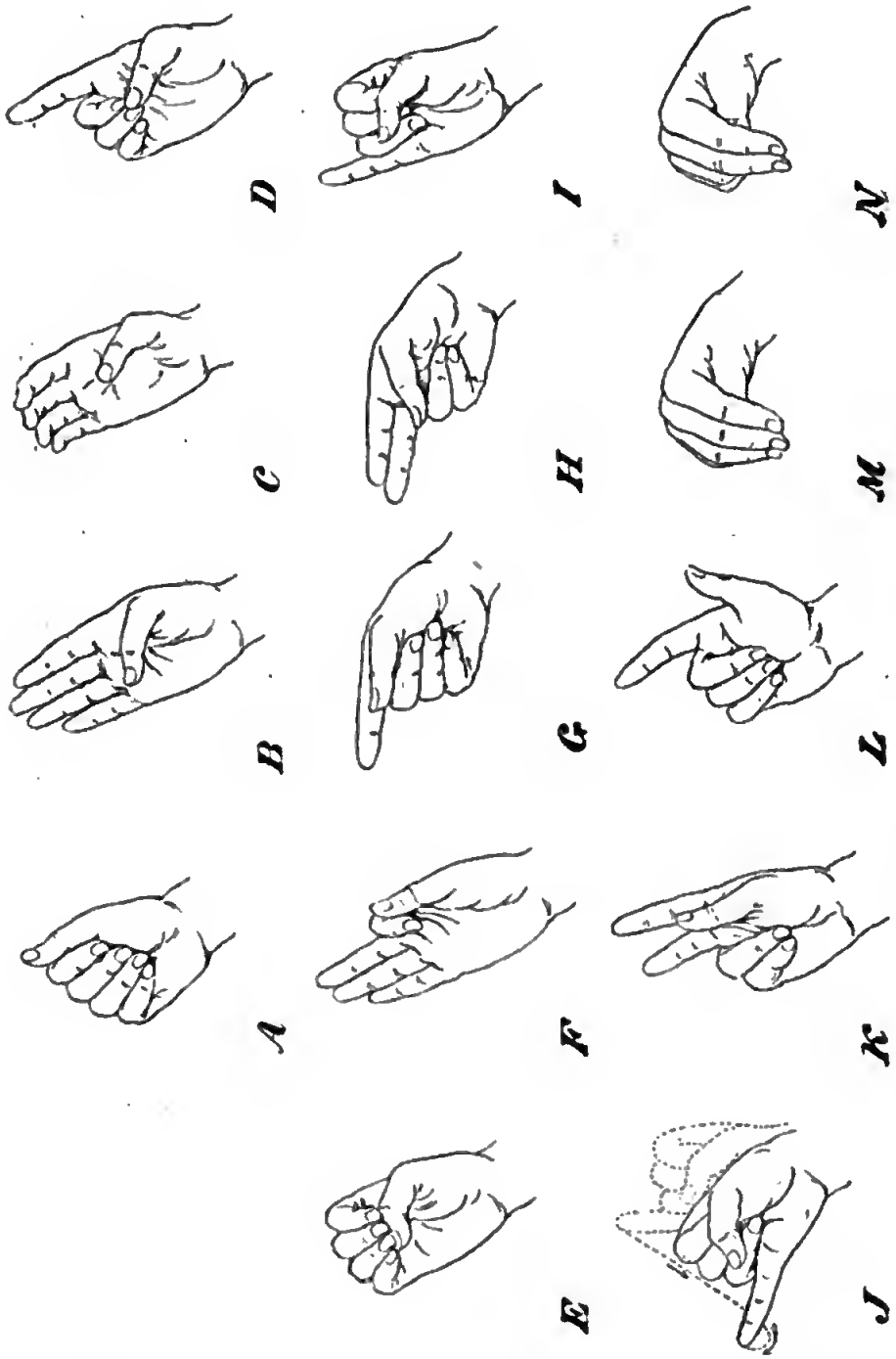
Jeder dieſer Pioniere hat ſeine Anhänger gefunden, in neuerer Zeit aber wurde die beſtehende Trennung der Methoden durch die faſt allgemeine Einführung des „kombinirten Syſtems" überbrückt.

Es iſt eine bemerkenswerthe Thatſache, daß die Zeichenſprache der nordamerikaniſchen Indianer in vielen Fällen mit derjenigen unſerer heutigen Taubſtummen identiſch iſt; nicht minder intereſſant dürfte es ſein, daß Taubſtumme der verſchiedenſten Nationalitäten ſich ohne Schwierigkeit durch Zeichen verſtändigen können. Andererſeits aber hat das Syſtem der Zeichen auch einen großen Nachtheil: der Schüler macht in ſeiner Mutterſprache nicht die Fortſchritte, die ſowohl im Verkehr mit nicht taubſtummen Leuten, als auch zu ſeiner Weiterbildung durch Bücher unentbehrlich ſind.

Der Urheber des von dem Abbé de l'Epée eingeführten Handalphabets (ſiehe die beiden Tafeln) iſt der ſpaniſche Mönch Pedro Ponce de Leon, der im 16. Jahrhundert lebte. Noch heute iſt dieſes Alphabet in faſt unveränderter Form allenthalben im Gebrauch. Vermittelſt dieſer mit nur einer Hand darzuſtellenden Zeichen iſt ein Geübter ſo geſchwind zu buchſtabiren im Stande, wie etwa ein Prediger von der Kanzel oder ein Redner von der Tribüne herab ſpricht.

Digitized by Google

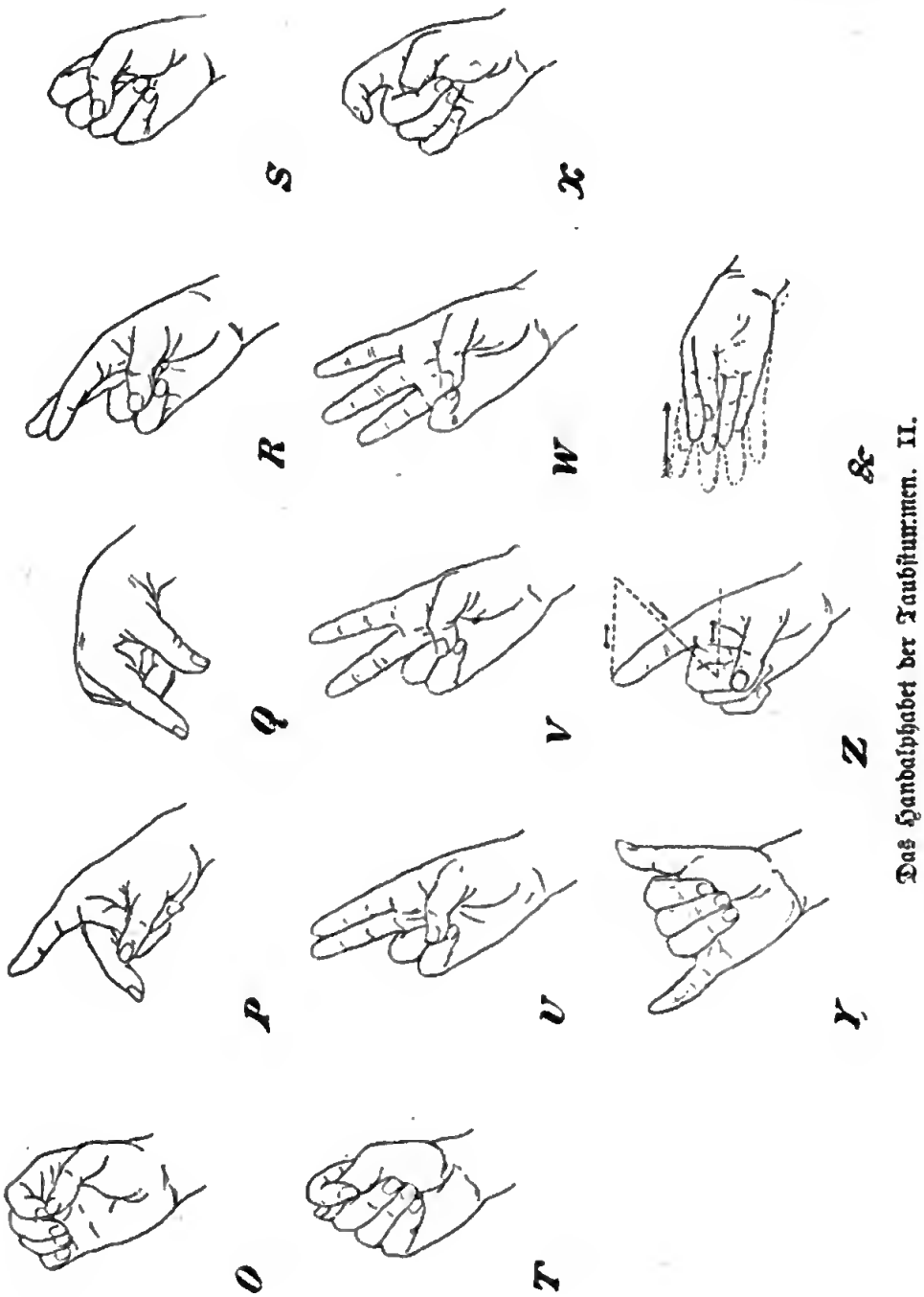
Heinicke's Methode iſt die ſchwierigere, hat aber gleichwohl ebenfalls viele Verehrer gefunden. Nach ihr werden



Das Handalphabet der Taubſtummen. I.

dem Schüler von dem Lehrer die Wörter vorgeſprochen, zugleich wird der Gegenſtand, den das Wort bezeichnet,

gezeigt. Das Kind muß verſuchen, den Wortklang zu wiederholen, auf dieſe Weiſe werden ihm Schritt für



Das Handalphabet der Taubſtummen. II.

Schritt die Wörter und ihre Begriffe geläufig gemacht. Der Unterricht iſt langwierig, daher ſchreitet bei dieſer

Methode auch die Verſtandesentwickelung der Lernenden nur langſam vorwärts.

Die beſten Reſultate in der Taubſtummenerziehung ſind durch das kombinirte Syſtem erzielt worden, deſſen Unterrichtsmittel Geberden, Handbuchſtabiren, Lippenleſen, Lautiren, Schreiben, Symbole, Karten, Gegenſtände aller Art ſind, kurz Alles, was ſich zur Förderung der Belehrung geeignet erweist.

Man unterſcheidet drei Klaſſen der Unterrichtsbedürftigen:

1) Halbtaube, oder ſolche, die das zu Lernende theilweiſe noch durch das Gehör zu erfaſſen vermögen.

2) Halbſtumme, oder ſolche, die ſtumm geworden ſind, nachdem ſie bereits durch das Ohr eine Kenntniß der Sprache erlangt hatten.

3) Geborene Taubſtumme, d. h. ſolche, die taub geboren wurden und daher auch in Bezug auf das Hervorbringen artikulirter Laute ſtumm ſind. Dieſelben ſind jedoch keineswegs ſtimmlos, wie häufig irrthümlich angenommen wird, ſeltene Fälle ausgenommen, in denen dann Lähmung der Stimmorgane vorliegt.

Dieſer letzten Klaſſe fällt die Erlernung des Lautirens und Lippenleſens am ſchwerſten; ihre Mutterſprache iſt ihnen eine abſolute Fremdſprache, wie ſie fremder nicht dem Japaner ſein kann, der aus dem Innerſten ſeines fernen Landes zu uns kommt.

Wenn ſolch' ein geborener Taubſtummer im Alter von ſechs bis acht Jahren in eine Taubſtummenanſtalt aufgenommen wird, dann weiß er thatſächlich noch gar nichts. Von Buchſtaben und Wörtern, überhaupt von einer Sprache hat er noch keine Ahnung. Auch jene allgemeinen Kenntniſſe, welche die kleinſten Kinder ſchon durch Hören und Reden erlangen, mangeln ihm gänzlich. Geiſtig ſteht er niedriger, als das Kind eines Wilden.

In die Klasse geführt, fällt sein Blick sogleich auf eine große schwarze Tafel, an der eine Anzahl Wörter geschrieben steht, jedes Wort die Benennung eines allgemein bekannten Gegenstandes, z. B. Glas, Schlüssel, Thür, Nagel, Schraube u. s. w. Die Gegenstände selber befinden sich vor der Tafel auf einem Tische. Der Lehrer berührt nun das Glas und deutet auf das entsprechende geschriebene Wort. Dies wird so oft wiederholt, bis dem Schüler klar geworden ist, daß dieses Wort den Gegenstand — das Glas — bezeichnet, und bald deutet er selber auf das Wort, wenn der Lehrer das Glas berührt. So geht es weiter, bis der Schüler die Namen aller der Gegenstände gelernt hat.

Nun geht es an das Buchstabiren der Wörter, indem der Lehrer die einzelnen Schriftzeichen vor den Augen des Schülers mit den Fingern seiner Hand bildet und dies von dem Schüler nachmachen läßt. Nach genügender Uebung werden die Buchstaben alphabetisch geordnet, zugleich hat der Schüler dieselben an der Tafel aufzusuchen und zu zeigen. Nunmehr folgt das Schreiben; der Schüler muß die Wörter mit dem Griffel auf seiner Schiefertafel nachmalen, und auf diese Weise hat er das Alphabet gelernt, schriftlich sowohl, wie in der Fingersprache, denn jene Wörter an der Wandtafel enthielten alle erforderlichen Buchstaben.

Die nächste Stufe ist das Niederschreiben der Wörter aus dem Kopfe, sobald einer der Gegenstände gezeigt wird. Sodann kommt das persönliche Fürwort „ich" und ein Zeitwort, z. B. „berühren", an die Reihe. Der Lehrer schreibt die Aufforderung: „Berühre das Glas", an die Wandtafel und zeigt dann dem Schüler, wie das zu geschehen hat. Darauf schreibt er die Frage: „Was thatest Du?" und lehrt das Kind schriftlich zu antworten: „Ich berührte das Glas." In gleicher Weise werden auch die

übrigen Gegenstände vorgenommen. Durch dieses System der Aufforderung, Frage und Antwort, in Verbindung mit verschiedenartigen Gegenständen, erlernt der Schüler schon eine Menge von Hauptwörtern, Zeitwörtern, Fürwörtern, Zahlwörtern, Eigenschaftswörtern und Umstandswörtern.

Inzwischen hat er auch im Umgang mit seinen Kameraden die Geberdensprache gelernt, und sein Verständniß und sein Fassungsvermögen wachsen nun mit wunderbarer Schnelligkeit. Täglich kommt er zum Lehrer gelaufen und fragt eifrig nach dem Wort für ein Zeichen oder ein Ding, das ihm als neu aufstieß; das frisch gelernte Wort aber wird in das Tagebuch geschrieben, eine Einrichtung, die wesentlich zur Entwickelung der Sprache beiträgt.

Nunmehr beginnt der Lehrer, Alles, was er zu reden hat, den Schülern durch die Fingersprache mitzutheilen; die Kinder müssen jeden Begriff in der Geberdensprache wiederholen, wodurch der Lehrer erfährt, ob sie ihn verstanden haben oder nicht. Die Kenntnisse dehnen sich aus, die Muttersprache wurzelt fester und fester im Geiste der Lernenden, die nun auch täglich lesen und das Gelesene schriftlich frei wiedergeben müssen. Wohl ist die geschriebene Ausdrucksweise der Taubstummen anfänglich eine höchst seltsame, aber im Laufe der Jahre wird sie so glatt wie die normaler Menschen. Je nach der Dauer ihres Aufenthalts im Institut und ihrer persönlichen Begabung lernen sie daselbst Alles, was in den Volksschulen und auch in höheren Lehranstalten gelernt werden kann, sogar fremde Sprachen fehlen nicht im Stundenplan.

Wir müssen hier noch einmal zurückgreifen. Im kombinirten System geht, wie schon erwähnt, die Methode des Lautirens und Lippenlesens mit der soeben geschilderten Hand in Hand. Nachdem der Schüler das Alphabet aus den Namen der erwähnten Gegenstände erlernt hat, muß

er ſich auch das phonetiſche oder ſtimmliche Alphabet aneignen, die Konſonanten zuerſt und dann die Vokale. Der Raum verbietet uns ein näheres Eingehen auf die Methode, nur ſoviel ſei des Verſtändniſſes wegen angedeutet, daß beide Lautklaſſen in je vier Abtheilungen zerfallen, je nachdem ſie mit den Lippen, wie die Konſonanten p, b, m, f, v, w, mit der Zungenſpitze, wie t, d, n, l, r, ſ, z, mit dem Zungenrücken, wie ſch, ch, mit der Hinterzunge, wie k, g, ng, x, qu lautirt werden.

Der Lehrer ſpricht den Laut vor, der Schüler ahmt ihm nach. Da er nicht hören kann, beobachtet er den Mund des Lehrers und verſucht dann, in einen Spiegel ſchauend, ſeinen eigenen Mund ebenſo zu bewegen. Er betaſtet die Kehle und die Bruſt des Lehrers, hält ihm die Hand vor den Mund und bemüht ſich, wie dieſer die Luft auszuſtoßen, zu athmen u. ſ. w., um den erforderlichen Laut zu erzielen.

Sind die Lippen, die Zunge, der ganze Mund geübt, dann beginnt die Uebung der Stimme. Der Taubſtumme hat zuerſt immer die Neigung, in möglichſt hohen, durchdringenden Tönen oder auch in Naſen- und Kehllauten zu ſprechen; ihm dies abzugewöhnen erfordert oft außerordentliche Mühe.

Den Halbtauben und Halbſtummen iſt das Lautiren und Lippenleſen ſehr förderlich, den geborenen Taubſtummen nützt es jedoch nur wenig, ausgenommen beſonders intelligente Individuen, oder ſolche, mit denen der Lehrer ſich ausſchließlich zu beſchäftigen im Stande iſt.

Schon Lana Terzi that 1670 den Ausſpruch, daß durch den Mangel eines Sinnes die andern eine ganz ungewöhnliche Schärfe erhielten. Dies findet bei den Taubſtummen überall Beſtätigung, vornehmlich bei denen, die ſich zu Künſtlern und Kunſthandwerkern ausbilden. Die Sicherheit ihres Auges iſt geradezu bewunderungswürdig. Als

Bildhauer, Maler, Zeichner, Holzſchnitzer und dergleichen leiſten ſie in der Regel Vortreffliches.

Auch Handwerke werden in den Anſtalten gelehrt, wie Schriftſetzerei, Zimmerei und Tiſchlerei, Gärtnerei, Schneiderei, Schuhmacherei, Glaſerei u. a. m. Die Mädchen lernen nähen und ſticken, auch tüchtige Köchinnen ſind ſchon aus den Taubſtummenanſtalten hervorgegangen.

Noch eine andere Klaſſe von Unglücklichen muß hier erwähnt werden, deren Zahl zum Glück aber nur eine geringe iſt: die Taubſtummen nämlich, denen auch noch der Geſichtsſinn fehlt. Aber ſelbſt dieſen Aermſten wird Hilfe; die blinden Taubſtummen erhalten nicht nur ebenfalls eine ſyſtematiſche Erziehung, ſie haben auch Beiſpiele einer ganz hervorragenden Entwickelungsfähigkeit geliefert.

Wir wollen eines taubſtummen und blinden Knaben hier erwähnen, der mit ſeinem achten Jahre Aufnahme in einer Anſtalt fand. Der Unterricht begann nach der gewöhnlichen Methode, nur mit der Aenderung, daß die Wörter, die ſonſt an der Wandtafel zu leſen ſind, für ihn in ein Brett eingeſchnitzt wurden.

Man gab ihm einen Schlüſſel in die Hand; er befühlte denſelben langſam, und ſein Geſichtsausdruck zeigte, daß er den Gebrauch eines Schlüſſels kannte. Darauf führte der Lehrer die Fingerſpitzen des Knaben über das entſprechende Wort. Das mußte oftmals wiederholt werden, endlich aber merkte der Knabe, daß er, wenn man ihm den Schlüſſel gab, auch ſtets dieſelben Zeichen zu fühlen bekam. In gleicher Weiſe erkannte er die Verbindung zwiſchen den anderen Wörtern und Gegenſtänden. Nachdem er ſo die Namen gelernt hatte, wurde ihm das Fingeralphabet beigebracht, indem er ſowohl die Hand des Lehrers, wie auch die Buchſtaben auf dem Brette betaſten mußte. Die Geberdenſprache eignete er ſich dadurch an, daß er die Arme ſeiner ſehenden Kameraden leicht

festhielt, während dieselben sich durch Geberden unterhielten.

Auch unsere Schriftzeichen waren ihm inzwischen so geläufig geworden, daß er dieselben mittelst des Schreibstiftes nachbilden konnte. Das Lesen lernte er, wie alle Blinden, durch den Gebrauch des erhabenen Alphabets. Nach Verlauf von zwei Jahren, also in seinem zehnten Lebensjahre, hatte er bereits die Fähigkeit erlangt, seine Gedanken schriftlich zu Papier zu bringen.

Es ist dies ein Triumph der Taubstummenerziehung, wie er schöner und zugleich rührender nicht gedacht werden kann. Den Bemühungen des Lehrers kommt jedoch in allen solchen Fällen das Temperament der Zöglinge sehr zu Hilfe, denn gerade die blinden Taubstummen besitzen ein überaus freundliches, sonniges und liebenswürdiges Gemüth, eine Thatsache, die im ersten Augenblick vielleicht unglaublich erscheinen mag.

Wenn wir nun noch einen Blick auf die Statistik werfen, so erhalten wir bemerkenswerthe Aufschlüsse über die Entstehung der Taubheit bei Kindern, denen bei der Geburt der Gehörsinn noch nicht fehlte. Unter 9209 in Amerika beobachteten Fällen erworbener Taubheit waren die Ursachen, nach Angaben der Eltern der Zöglinge, die folgenden: Meningitis 2856 Fälle; Scharlachfieber 2695; Typhus 571; Masern 448; nicht typhöse Fieber 381; katarrhalische Fieber 324; Entzündungen der Luftwege 142; Sturz 323; Abscesse 281; Keuchhusten 195; Nervenleiden 170; Skropheln 131; die Folgen des Chiningebrauchs 78; Schlag oder Stoß 74; Ohrenentzündung 72; Diphtheritis 70 u. s. w. Fast alle fieberhaften Krankheiten können bei kleinen Kindern Taubheit im Gefolge haben. Die Bestrebungen der Taubstummenhilfe richten sich aus diesem Grunde in neuester Zeit auch darauf, die Aerzte zu veranlassen, bei allen in Betracht kommenden Krank-

heiten durch vorbeugende Maßregeln nicht in letzter Reihe das Ohr zu ſchützen; es iſt zu hoffen, daß dieſe Anregung Berückſichtigung finden und daß demnach die Zahl der normal geborenen, ſpäter aber das Gehör verlierenden Kinder mit der Zeit abnehmen möge.

Andererſeits aber können auch die Eltern ſehr viel zum Wohle ihrer ſpäter etwa taubſtumm werdenden Kinder dadurch beitragen, daß ſie den Kleinen ſo zeitig als möglich das richtige Sprechen beibringen, eine Errungenſchaft, die ja auch dem normalen Kinde nur von größtem Nutzen ſein kann. Nichts iſt thörichter, als ſich im Verkehr mit kleinen Kindern ſelber der unvollſtändigen, lallenden Kinderſprache zu bedienen; die Kleinen werden dadurch nicht nur an der Erlernung der richtigen Ausſprache gehindert, ſondern, und dies fällt noch ſchwerer in's Gewicht, man raubt ihnen auch die Gelegenheit, ſich bei Zeiten eine gute Satzbildung anzueignen.

Möge dieſer Wink von Allen, die es angeht, beherzigt werden.

Das Reich der „fließenden Elektrizität“.

Naturwissenschaftlich-technische Skizze

von

W. Berdrow.

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Der Name Galvanismus, mit dem wir das weite Reich der auf chemischem Wege, bei der Berührung ungleichartiger Stoffe erregten Elektrizität zu umfassen pflegen, schließt eigentlich eine große Ungerechtigkeit in sich. Es ist wohl wahr, daß im Jahre 1790 der Bologneser Arzt und Professor Galvani die berühmte Beobachtung an Froschschenkeln machte, daß diese bei der Berührung eines metallenen Gitters, woran sie aufgehangen wurden, in schwache Zuckungen geriethen, aber die Erklärung, welche Galvani dieser Erscheinung zu Theil werden ließ, war eine falsche. Sie wurde auch von dem italienischen Physiker Volta, dem um die Erforschung der fließenden Elektrizität weit größere Verdienste zufallen, sofort bestritten. Der Arzt und Anatom Galvani suchte nämlich den Sitz der Elektrizität, die sich in jenen Zuckungen äußerte, im Körper der Thiere, der Physiker dagegen verlegte ihn in die Metalle, mit denen die Froschschenkel in Berührung gekommen waren, und Volta's Erklärung ergab sich schließlich als die richtige.

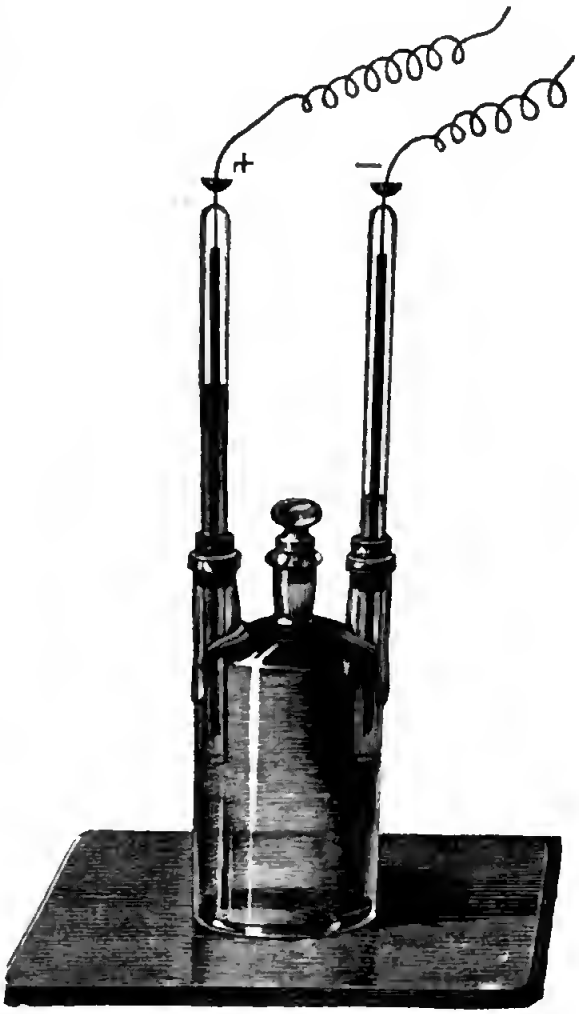
Digitized by Google

Seine Anſicht ſicher zu begründen, gelang ihm übrigens erſt 1794, nachdem er Inſtrumente erfunden hatte, welche die geringen Elektrizitätsmengen, um die es ſich hier handelte, mit Sicherheit nachzuweiſen vermochten, und ſo ſehen wir den Galvanismus ſchon an ſeiner Wiege mit der Erfindung feiner, bisher unbekannter Meßinſtrumente eng verknüpft. Er blieb es auch in der Folge, indem mit den Fortſchritten der galvaniſchen Technik die Vollendung der Meßapparate gleichen Schritt hielt.

Die umwälzenden Entdeckungen auf dem Felde des Galvanismus begannen mit dem Jahre 1800, als Volta, anſtatt die Elektrizität, wie er es bisher gethan hatte, durch die einfache Berührung zweier Metallſtücke hervorzurufen, eine ganze Säule aus Kupfer- und Zinkſcheiben aufbaute und bewies, daß man durch dieſe Vermehrung der Metallplatten und beſonders durch das Dazwiſchenlegen feuchter, angeſäuerter Filzſcheiben die erzeugte Elektrizität ungemein verſtärken könne. An dieſen Apparat, die ſogenannte Volta'ſche Säule, ſchloß ſich in kurzer Zeit eine Menge anderer Vorrichtungen zur Erzeugung elektriſcher Ströme an: die verſchiedenen galvaniſchen Elemente, und bald war man in der Lage, fließende Elektrizität für alle gewünſchten Zwecke auf's Schnellſte und Bequemſte zu erzeugen. Wir müſſen indeſſen dieſe Vorrichtuugen zur Elektrizitätserzeugung, welche jeder Beſitzer eines Induktionsapparates, einer elektriſchen Klingel- oder Fernſprechanlage leicht aus eigener Anſchauung kennen lernen kann, hier übergehen, um uns in Kürze den verſchiedenen Wirkungen der galvaniſchen Elektrizität zuzuwenden.

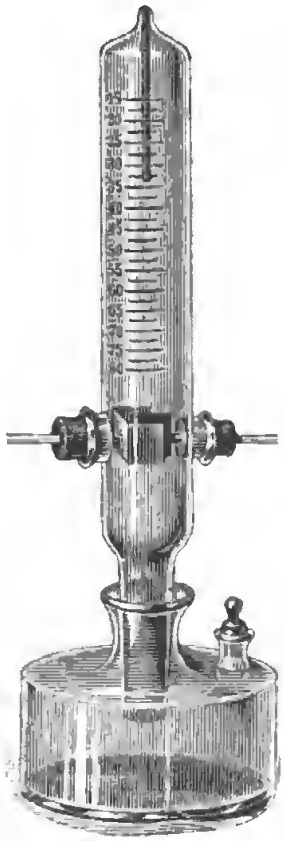
Es ſind beſonders drei unter dieſen Wirkungen, welche ſchon früh in der Induſtrie und Technik eine große Rolle zu ſpielen begannen und, faſt immer von zufälligen Entdeckungen ausgehend, den Gelehrten für lange Zeit Stoff zur Arbeit und zum Nachdenken boten. Kurz nach der

Erfindung der Volta'ſchen Säule wurde in England von zwei bedeutenden Phyſikern die Entdeckung gemacht, daß der von ihr ausgehende Strom die Eigenſchaft habe, das Waſſer in ſeine beiden urſprünglichen Beſtandtheile: Waſſerſtoff und Sauerſtoff, zu zerlegen. Dieſe Entdeckung war aber nur der Anfang einer langen Reihe von anderen, welche die Möglichkeit zeigten, noch eine Menge anderer Stoffe ebenfalls durch den galvaniſchen Strom in ihre chemiſchen Grundelemente aufzulöſen. Auf welche Weiſe dieſe Waſſerzerſetzung vor ſich geht, zeigt am beſten die ſogenannte Grove'ſche Gasbatterie, eine mit ſäurehaltigem Waſſer gefüllte Glasflaſche, welche oben in zwei Glasröhren ausläuft. Zwei Kupferdrähte dienen dazu, dieſem Apparat den Strom einer galvaniſchen Batterie zuzuführen, und endigen innerhalb der Röhren in langen, ſchmalen Platinaſtreifen, welche gegen den Einfluß der Säure unempfindlich ſind. Während nun urſprünglich beide Röhren bis an's Ende mit Waſſer gefüllt waren, tritt ſofort eine Aenderung ein, ſobald man die Kupferdrähte mit der gal-



Grove's Gasbatterie.

vanischen Stromquelle verbindet. Der Strom durchkreist die Drähte, die Platinastreifen und das Wasser, und plötzlich beginnen an den weißen Platinastreifen kleine Gasblasen zu perlen, die sich loslösen und emporsteigen, um in kurzer Zeit die Flüssigkeit aus den Röhren zu verdrängen. Besonders an derjenigen Seite, wo der mit dem negativen Pole des galvanischen Elementes verbundene Draht mündet, sammelt sich eine beträchtliche Menge Gas an, welche den Inhalt der anderen, den positiven Pol bildenden Röhre um das Doppelte übertrifft. Die Ursache davon ist die, daß in der ersteren Röhre sich das Wasserstoffgas ansammelt, während die letztere den Sauerstoff enthält, der im Wasser nur in dem halben Raumverhältniß des Wasserstoffs enthalten ist. Um die beiden Gase einzeln zu untersuchen, braucht man nur die Röhren herauszuziehen; läßt man aber den Inhalt beider sich miteinander vermischen, so bildet sich das leicht und mit gewaltiger Detonation explodirende Knallgas.

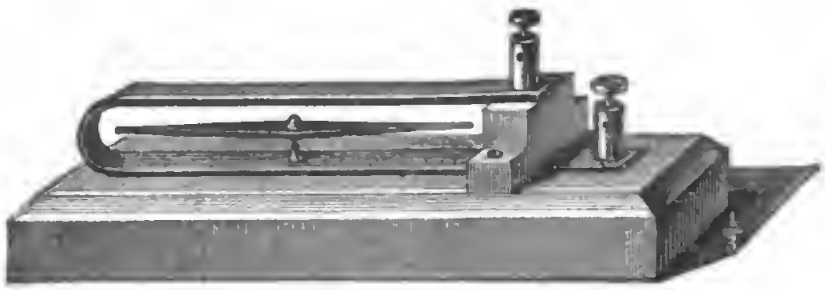


Das Voltameter von Kohlrausch.

Von den praktischen Anwendungen der Wasserzersetzung sei nur eine erwähnt, nämlich das von dem Physiker Kohlrausch erdachte Voltameter. Um die Stärke des von irgend einer galvanischen Elektrizitätsquelle gelieferten Stromes zu messen, benutzt man denselben kurze Zeit zur Zersetzung des in dem Glase des Voltameters enthaltenen Wassers und liest alsdann die Menge des erzeugten Gases von der nach Kubikcentimetern eingetheilten Skala des Glases einfach ab. Da jeder elektrische Strom in einem

beſtimmten Zeitraum ein ſeiner Stärke entſprechendes Waſſerquantum zu zerſetzen vermag, ſo läßt ſich die Stärke der Stromquelle an der Leiſtung im Voltameter leicht feſtſtellen.

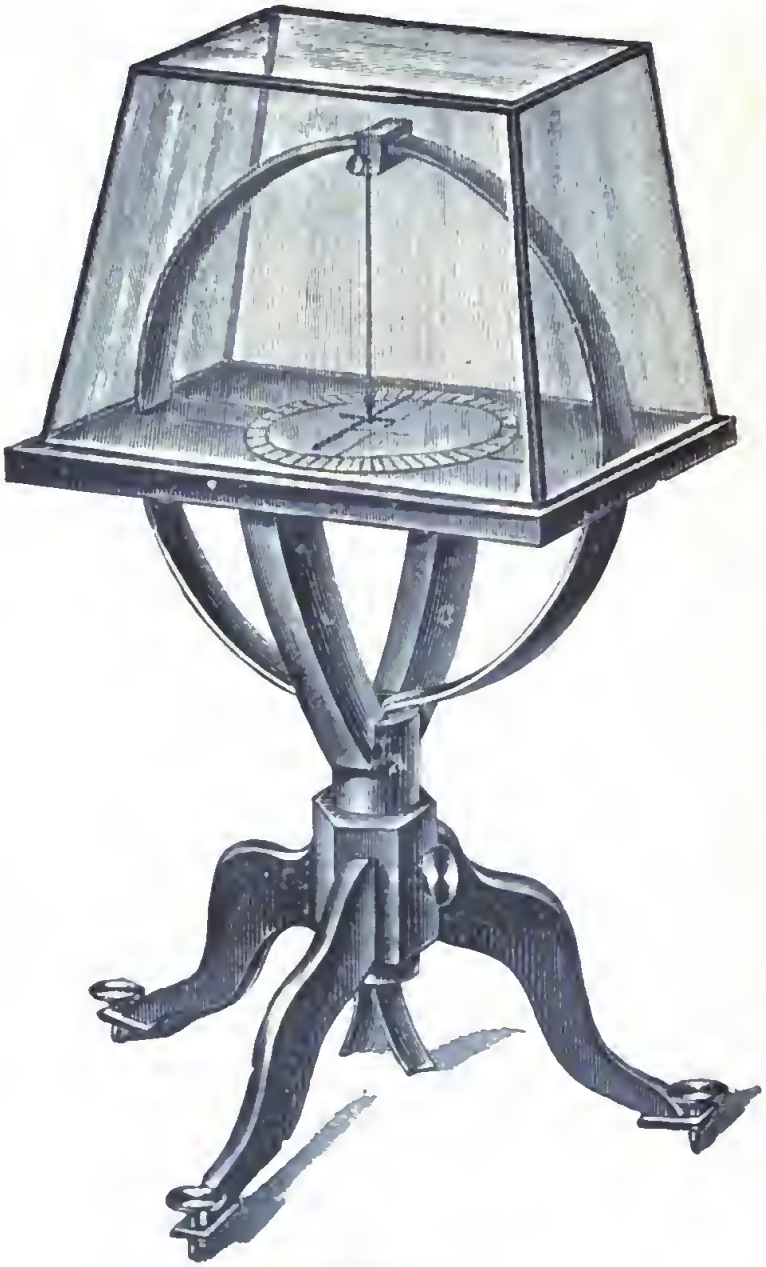
Wichtiger als die Waſſerzerſetzung iſt übrigens in der Folge die elektriſche Zerſetzung der Salze geworden. Im Jahre 1838 beobachtete Jakobi die Auflöſung der Kupferſalze in ihre Beſtandtheile und erfand daraufhin die galvaniſche Verkupferung. Bald lernte man auch die Salze anderer Metalle elektriſch auflöſen und in der Induſtrie verwerthen. Schon 1841 ward in Deutſchland die galvaniſche Vergoldung erfunden, und zwar durch den unlängſt



Galvanoſkop.

verſtorbenen Werner v. Siemens, der — wie er in ſeinen „Lebenserinnerungen“ in humorvoller Weiſe erzählt — dieſe Erfindung während einer kurzen, durch eine Duellangelegenheit herbeigeführten Haftzeit in der Citadelle von Magdeburg in's Leben rief. Das Verſilbern auf galvaniſchem Wege fällt in dieſelbe Zeit, während ſpäter die Erfindung des Verſtählens auf elektriſchem Wege folgte und in der Buch- und Bilddruckerkunſt einen mächtigen Aufſchwung herbeiführte. Während nämlich die Blei-, Zink-, Holz- und Steintypen und -Platten, welche früher zur Vervielfältigung von Bild und Schrift benutzt wurden, ſchneller Abnutzung unterliegen, und auch ihre Vervielfältigung durch galvaniſche Verkupferung, die ſogenannten Galvanos, nur eine gewiſſe Zahl von Abdrücken mittelſt der Buchdruckerpreſſe

vertragen, lassen die neuerdings auf elektrischem Wege verstählten Platten viele Hunderttausende von gleich schönen

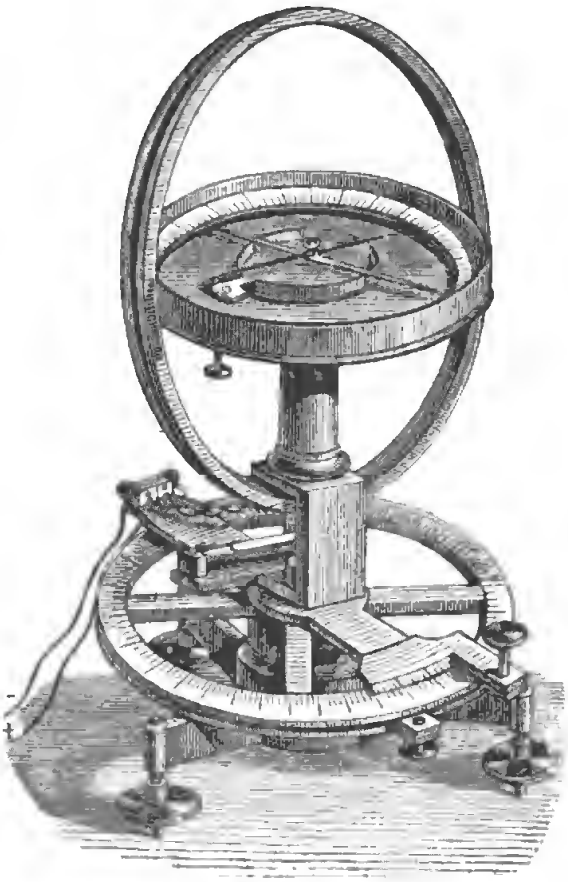


Tangentenbussole.

Abdrücken zu und sind von fast unbegrenzter Haltbarkeit.

Wenden wir uns von den chemischen Wirkungen nun-

mehr den magnetiſchen Eigenſchaften der galvaniſchen Ströme zu, ſo gelangen wir damit zu der Wiege einiger Erfindungen, die zu den wichtigſten Errungenſchaften der Kultur gehören, vor Allem an den Ausgangspunkt der elektriſchen Telegraphie. Es war im Jahre 1820, als in Kopenhagen der däniſche Naturforſcher Oerſtedt die Entdeckung machte, daß ein elektriſcher Strom die bisher ungeahnte Eigenſchaft beſitzt, die Magnetnadel aus ihrer nord-ſüdlichen Richtung abzuleiten. Die Entdeckung war kaum gemacht, als man ſie ſchon, ähnlich wie die Waſſerzerſetzung, zur Herſtellung eines kleinen Inſtrumentes zur Erkennung elektriſcher Ströme benutzte, wie es unſere Abbildung zeigt. Das Galvanoſkop zeigt zwar nur Ströme von einiger Stärke an, iſt aber dafür in ſeiner Einfachheit unübertroffen, denn es beſteht lediglich aus einem Kupferbügel, der eine kleine Magnetnadel ſo umgibt, daß man ſeine beiden Enden nur mit der Elektrizitätsquelle zu verbinden braucht, um die Nadel ſofort aus ihrer natürlichen Lage abzulenken. Die Stärke des galvaniſchen Stromes läßt ſich freilich mit dieſem einfachen Inſtrument nicht meſſen, wohl aber erkennt man an der Richtung, nach welcher die Nadel ausſchlägt, ſofort die



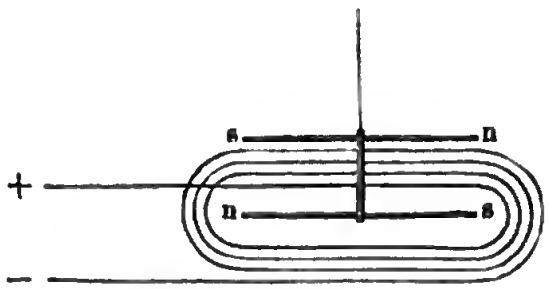
Sinusbuſſole.

Richtung, in welcher der Strom den Apparat durchkreist, und dieser Umstand sowie die Einfachheit des Galvanoskops machen es für viele Arbeiten auf elektrotechnischem Gebiete, besonders bei der Untersuchung von Leitungen, zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel.

Soll die Stromstärke einer galvanischen Quelle genau gemessen werden, so bedient man sich dazu komplizirterer Apparate, unter denen bei wissenschaftlichen Untersuchungen besonders die Tangentenbussole eine wichtige Rolle spielt. Auch sie besteht im Wesentlichen aus einem breiten Kupferstreifen, welcher eine Magnetnadel umgibt, jedoch sind hier zur Erzielung möglichst genauer Ablenkungen verschiedene Maßregeln getroffen, welche dem einfachen Galvanoskop fehlen. Die Nadel schwebt, um möglichst leicht beweglich zu sein, an einem Kokonfaden und ist im Verhältniß zu dem sie umgebenden Ringe sehr klein. Eine Glasglocke hält die äußere Zugluft ab, welche — sei es auch nur durch den Athem des Beobachters — das Resultat stören könnte, und eine auf dem Tischchen unter der Nadel angebrachte Kreistheilung erlaubt, bei jeder Messung den Winkel festzustellen, bis zu dem der Strom die Nadel aus ihrer ursprünglichen Richtung zu entfernen vermag. Dieser Ablenkungswinkel aber dient dann zur genauen Berechnung der Stromstärke. Bei stärkeren Strömen versagt allerdings auch dieser Apparat, indem jene die Nadel gänzlich aus ihrer Richtung schleudern und rechtwinklig zur Ebene des Kupferringes stellen; für solche Fälle bedient man sich dann der sogenannten Sinusbussole, bei welcher der Stromkreislauf aus mehreren auf einen Holzring gewickelten Drahtwindungen anstatt aus einem Kupferbande besteht, und welche auch sonst noch einige Aenderungen gegen die Tangentenbussole aufweist.

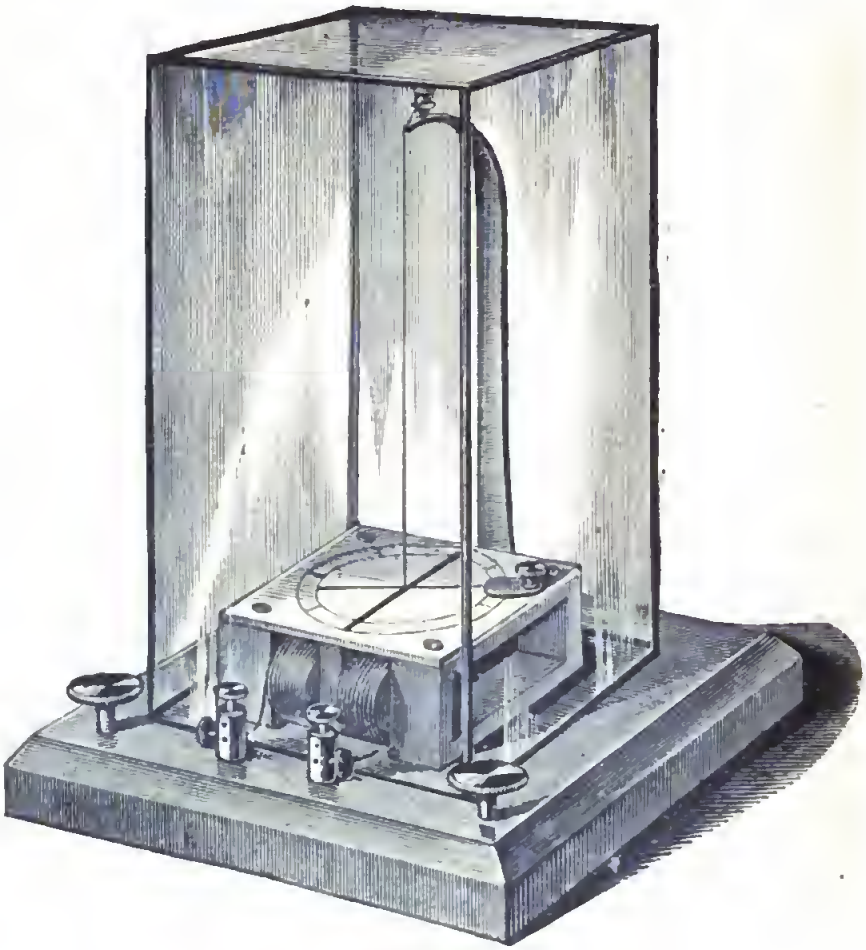
Die Ablenkung einer Magnetnadel durch den galvanischen Strom war kaum bekannt geworden, als auch schon

Verſuche auftauchten, dieſe Entdeckung zur Begründung einer elektriſchen Telegraphie zu benutzen. Der Strom einer galvaniſchen Batterie ließ ſich durch Drähte unſchwer auf viele Meilen fortpflanzen, durch Umkehrung und Unterbrechung der Elektrizität konnte man alſo in weiter Entfernung eine Magnetnadel beliebig nach rechts oder links aus ihrer Richtung ablenken und damit ohne Zweifel verabredete Zeichen geben, Buchſtaben andeuten und zu Worten vereinigen — mit einem Worte telegraphiren. So entſtand der mehr als ein Jahrzehnt hindurch ausſchließlich gebräuchliche Zeigertelegraph. Seine Ausführung erwies ſich indeſſen ſchwerer, als man gedacht hatte, und erſt 1833 erwuchs unter der Hand zweier deutſchen Gelehrten, Gauß und Weber, in Göttingen die erſte praktiſch thätige Telegraphenleitung; ſie verband die Sternwarte der Univerſität und das phyſikaliſche Kabinet in Göttingen und ermöglichte es den Profeſſoren, ſich ihre wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe mitzutheilen, ohne auch nur das Zimmer zu verlaſſen. Die Schwierigkeit, mit den ſchwachen galvaniſchen Strömen noch auf weite Entfernungen merkliche Wirkungen auf die Magnetnadel auszuüben, überwand man durch das Prinzip der aſtatiſchen Doppelnadel und des Multiplikators. Die erſtere bildet eine Zuſammenſetzung zweier Magnetnadeln, welche, durch einen feinen Draht verbunden, übereinander ſchweben, aber ihre Pole nach entgegengeſetzten Richtungen kehren. (s = Südpol, n = Nordpol.) Bei dem Multiplikator ſpielt die obere Nadel auf einem in Grade eingetheilten Kreiſe, auf dem man den Ablenkungswinkel



Aſtatiſche Doppelnadel.

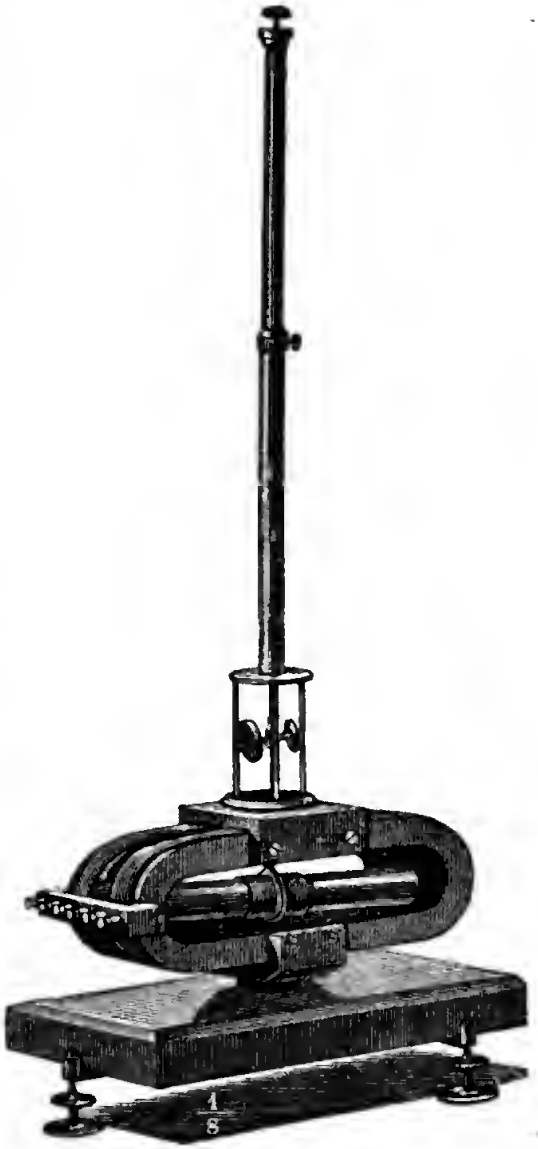
ablesen kann. Um Luftströmungen abzuhalten, ist eine Glasglocke oder ein Glaskasten über das Instrument gestülpt. Auf ein solches Nadelsystem verliert der Erdmagnetismus fast allen Einfluß, denn wenn er die eine Nadel mit ihrem Nordpol gen Norden zu richten sucht,



Multiplikator.

so strebt gleichzeitig der auf derselben Seite sitzende Südpol der zweiten Nadel nach Süden und umgekehrt, und nur dadurch, daß sich immer die eine Nadel etwas stärker magnetisch erweist als die andere, wird das System mit einer schwachen Kraft in der Nord-Süd-Richtung festgehalten. Ebenso leicht ist es natürlich auch daraus abzulenken, und schon sehr schwache galvanische Ströme

bringen eine solche Nadel zu merklichem Ausschlag. Um diesen noch weiter zu verstärken, wurde die Vermehrung der Drahtwindungen, welche bei einer Sinusbussole die Nadel umgeben, bei den Zeigertelegraphen noch weiter getrieben. Auf einen hölzernen Rahmen, wie unsere Figuren ihn im Einzelnen und dann in Verbindung mit dem ganzen Apparat zeigen, wickelte man wie auf eine Garnspule zahlreiche Windungen feinen Kupferdrahtes neben- und übereinander, welche schließlich ihre Wirkung soweit verstärkten, daß auch ganz unbedeutende und auf keine andere Weise mehr wahrnehmbare Stromregungen die gewünschte Wirkung noch hervorriefen.



Spiegelgalvanometer.

Die Zeigertelegraphen beherrschten bis 1850 das Fernschreibwesen vollständig und blieben auch später, als der auf einem neuen Prinzip beruhende Morse'sche Schreibtelegraph erfunden wurde und sich einbürgerte, noch vielfach in Gebrauch. Ein Feld ist ihnen sogar bis heute gesichert geblieben und wird es auch ferner bleiben, näm-

lich die transoceaniſche Telegraphie. Auf dem weiten Wege, welchen ſie über den atlantiſchen und andere Oceane nach fernen Ländern zu nehmen haben, werden die galvaniſchen Ströme in ſolchem Maße geſchwächt, daß ſie zur Erregung eines Morſe-Apparates oder auch nur eines gewöhnlichen Zeigertelegraphen nicht mehr ausreichend ſind, und für dieſen Zweck hat man dann die ſogenannten Spiegelgalvanometer, von dem unſer Bild das von dem deutſchen Profeſſor Weber erfundene darſtellt, erſonnen. In dieſen Inſtrumenten iſt die Empfindlichkeit gegen den elektriſchen Strom auf's Aeußerſte getrieben, und Elektrizität und Optik müſſen ſich vereinen, um auch den geringſten Stromimpuls, der aus einer Entfernung von tauſend Meilen und mehr den Apparat erreicht, dem Beobachter noch ſichtbar zu machen. Die Beobachtung richtet ſich hier nicht mehr direkt auf die Schwingungen des Magneten, ſondern auf die Wirkungen eines kleinen, mit ihm verbundenen Spiegels; ein Lichtſtrahl ſpielt dabei die Rolle des Zeigers. Aus einer entfernten Lichtquelle wird nämlich ein ſolcher in den Spiegel geworfen, um von ihm wiederum auf einen vor dem Telegraphenbeamten befindlichen weißen Maßſtab reflektirt zu werden. Im Ruhezuſtande des Apparates trifft der Lichtſtrahl den Maßſtab im Nullpunkt. Sobald aber der Magnet und mit ihm der Spiegel unter den Einwirkungen des galvaniſchen Stromes die leiſeſten Schwingungen, und beliefen ſie ſich nur auf ein Zehntel Millimeter, beſchreibt, ſo beginnt das Lichtpünktchen auf dem Maßſtab erheblich nach rechts oder links zu wandern und redet mit ſeinen Bewegungen eine ſtumme, aber für den Telegraphiſten wohlverſtändliche Sprache.

Endlich müſſen wir noch einer dritten Hauptwirkung der galvaniſchen Ströme mit kurzen Worten gedenken. Es iſt dies die Eigenſchaft der Elektrizität, die von ihr durchfloſſenen Körper unter geeigneten Umſtänden zum Glühen

und Leuchten zu bringen. Jeder Leſer hat dieſe Eigenſchaft ſchon in einer elektriſchen Bogen- und Glühlampe ihre Wirkung entfalten ſehen, indeſſen werden dieſe Wirkungen heute faſt nie mehr durch galvaniſche Elemente, ſondern nur noch durch Dynamomaſchinen hervorgerufen und greifen deshalb über das Gebiet des Galvanismus im eigentlichen Sinne bereits weit hinaus. Dagegen iſt ein anderes Gebiet, das der Anwendung elektriſcher Ströme in der Heilkunſt, in allmäligem Wachſen begriffen und ſcheint ganz dazu angethan, die ſegenbringenden Wirkungen des Galvanismus mit der Zeit um immer neue Einzelheiten zu bereichern. Wünſchen wir auch dieſer noch ſo jungen Wiſſenſchaft das gleiche Gedeihen, wie es den älteren Anwendungen des galvaniſchen Stromes nunmehr ſeit einem Jahrhundert zur Seite ſteht.

Was iſt Glück?

Plauderei von **Hugo Sternberg.**

(Nachdruck verboten.)

Mit demſelben Rechte, mit dem man ſagt: „So viel Köpfe, ſo viel Sinne," kann man behaupten: So viel Herzen, ſo viel Ideen vom Glücke. Reichthum und Armuth, Wohlleben und eine ſpartaniſche Lebensweiſe, hohe Würden und Aemter, Ruhm und Ehre; das Geräuſch der Welt, klöſterliche Einſamkeit und Stille, Menſchenliebe und Menſchenhaß, ja ſelbſt das Mißgeſchick eines Anderen: Alles das und noch viel mehr iſt Glück. Unter Umſtänden natürlich, woraus denn auch folgt, daß man ſelbſt im Unglücke Glück haben kann, inſofern man nämlich bei einem Abſturz von ſteiler Höhe etwa ſtatt des Genickes blos den Arm bricht.

Die Möglichkeit des Glückes wurde noch von Niemandem geleugnet, nur iſt die Frage, ob es auch in der Wirklichkeit anzutreffen ſei. Selbſt jener Dichter, der im Unmuthe ausrief:

„Das höchſte Glück auf Erden
Iſt nicht geboren werden,"

gibt den Beſtand eines für ihn und die hienieden wandelnden 1500 Millionen Menſchen allerdings unerreichbaren Glückes zu. Auch der weiſe Solon, alſo gewiß ein Mann, der nur nach reiflicher Erwägung zu ſprechen pflegte, ſtellte dem Glücke ein Lebenszeugniß aus. Nur meinte er, es

müſſe daſſelbe das vernünftige ſittliche Begehren des Angenehmen und Verabſcheuen des Unangenehmen ſein, und ertheilte im Allgemeinen den Rath, ſich nicht vor ſeinem Tode glücklich zu preiſen.

Damit wies er auf die Veränderlichkeit des Glückes hin, das, wie allbekannt, ſchon ſeit grauer Vorzeit Tagen als launiſches Weib dargeſtellt und in Frau Fortuna perſonifizirt worden iſt.

Dies hinderte aber den Philoſophen durchaus nicht, das wahre Glück allein als körperliche Schmerzloſigkeit und ungetrübte Heiterkeit des Geiſtes zu proklamiren. Anderen wieder genügte dieſer Zuſtand allein zum Glücke durchaus nicht, und darum entſtanden die ſogenannten Glückſeligkeitsſyſteme, deren älteſtes in Europa — der Eudämonismus — von Epikur († 270 v. Ch.) herrührt.

Allein obwohl darin ſehr ſchöne Ideen, wie zum Beiſpiel: das Glück beſtehe nicht in der Größe des Reichthums, ſondern in der Kleinheit der Bedürfniſſe, entwickelt wurden, ſo lief das Ganze doch darauf hinaus, daß Jeder nach ſeiner Art glücklich werden müſſe.

Dieſes Hinterpförtchen wurde denn auch, zumal von den Reichen, wacker benützt und ſo kam es, daß wir heutzutage unter einem Epikuräer einen Genußmenſchen, Lebenskünſtler, Lebemann verſtehen.

Ein anderes antikes Glückſeligkeitsſyſtem war in die Worte: „Iß, trink, vergnüge Dich, nach dem Tode gibt es kein Vergnügen mehr," zuſammengefaßt und fand, ebenſo wie das entgegengeſetzte Syſtem, wonach man ſich in der Schule des Lebens eines reinen, tugendſamen Wandels befleißigen müſſe, um zum höchſten Glücke, dem Seelenfrieden, zu gelangen, zahlloſe Bekenner.

Ueberhaupt gibt es unzählige Syſteme, das wahre Glück zu finden, und wenn wir nun gar erſt in's Einzelne gehen, ſo finden ſich ſicherlich ſo viel Anweiſungen, die

verſchiedenen „Glücke“ zu erlangen, als es Menſchen auf der Erde gibt, ja, jemals gegeben hat.

So hat kürzlich eine junge Dame in Chicago ankündigen laſſen, daß bei ihr Männer die Kunſt, bei Frauen Glück zu haben, ſtudiren können. Unterdeſſen aber reibt ſich Frau Fortuna wohl ſchelmiſch lächelnd die Hände und ſchüttet ihr Füllhorn oft über den aus, der dies am wenigſten erwartet, und ſcheint ſo dem Buddhiſten Recht zu geben, der da glaubt, zum Glücke müſſe man geboren werden; trotzdem aber ſei Jeder ſeines Glückes Schmied, denn nur auf Grund guter Thaten in einem früheren Leben könne man im gegenwärtigen Glück haben.

Was es mit den guten Thaten eines früheren Erdenlebens für eine Bewandtniß hat, wiſſen wir nicht. Daß aber das Glück angeboren iſt, ſcheint ebenſo ſicher, wie, daß der Menſch ſeines Glückes Schmied iſt.

Auch Napoleon Bonaparte war es und hatte vom Glück doch anfangs ſehr beſcheidene Ideen. So ſchrieb er damals, als er, der Konſpiration mit Robespierre verdächtig, ſeines Ranges als General der Revolutionsarmee zeitweilig verluſtig und auf Halbſold geſtellt, kurz ſo ſchlecht dotirt wurde, daß er ſich in einer Garküche ſatteſſen mußte, an ſeinen Bruder Joſeph: „Ein Reitpferd und ein Stübchen in der Nähe meiner Freunde, ſo wäre ich der glücklichſte Menſch der Welt!“ Aber wie bald genügte ihm Europa zum Glück nicht mehr, und wie mitleidig lächelte er auf der Höhe ſeiner Macht darüber, das Glück zuerſt in Geſtalt Deſirée Clary's, der Tochter eines Marſeiller Kaufmannes, hierauf in der einer korſikaniſchen Wittwe, Frau Permon, erblickt zu haben und unglücklich geweſen zu ſein, daß ihm die Letztere einen Korb gegeben hatte.

Ob er überhaupt jemals glücklich geweſen? Es iſt erlaubt, daran zu zweifeln.

„Ein Irrlicht iſt das Glück oft, folg' ihm nicht,
Und winkt es dir, verhüll' dein Angeſicht,"

ſagt der Dichter, und es muß ſogleich bemerkt werden, daß Poeten überhaupt vom Glücke keineswegs die ſchönſten Ideen haben. Viele nennen es treulos, flüchtig wie Wind und Welle, einen Traum, ja einen Wahn, nicht werth, daß man ſich darum bemühe, einen Moment der Täuſchung und noch vieles Andere mehr.

So meint Ludwig Anzengruber:

„Ich hab erreicht das Ziel des Lebens
Und ſenk das Haupt in dem Erkennen:
Wie werthlos alles Gut des Lebens,
Wie ärmlich, was wir Glück benennen."

Ganz derſelben Anſicht war Ferdinand Sauter, ein Wiener Poet der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts. Er gab ſich daher auch nicht die geringſte Mühe, nach Glück in irgend einer Form zu ſtreben, und infolge deſſen war er ſo arm, wie weiland ſein Vorgänger Diogenes, der auch vom Glück nichts hielt. Wenn er die Wohnung wechſelte, ſo beſtand ſein ganzes „Mobiliar" in einem Stiefelknecht und einer Tabakspfeife. Selbſt mit ſeinen Manuſkripten, die viel des Guten und Schönen enthielten, pflegte er ſich nicht zu belaſten; er verkaufte ſie dem Käſehändler. Und ſaß er im Wirthshauſe, im Kreiſe der über ſeine Stegreifgedichte entzückten Zecher, da bezeichnete der Ausruf: „Verkauft's mein G'wand, ich bin im Himmel!" die höchſte Potenz ſeines Glückes. Und ſolch' ein Glück koſtete damals, wo der Wein noch ſehr wohlfeil war, einen Zwanziger.

Noch billiger, nämlich ganz umſonſt, kann man das Glück heute haben, wenn man ſich mit der Idee jener Engländerin befreundet, welche nachweist, daß jeder Menſch, der durch die Naſe athmet, glückſelig ſei. Der franzöſiſche Dichter Sainte-Beuve wieder hielt dafür, daß man, um

glücklich zu ſein, unbedingt Huſarenoffizier werden müſſe. Und die Urſache dieſer Anſicht? Schmucke Uniform, ſchönes Pferd, Ausſicht auf Ruhm und Ehre? Mit Nichten! Sainte-Beuve dachte nur daran, daß die Damen ihre Herzen angeblich am liebſten Huſarenoffizieren ſchenken.

Das iſt aber ganz unrichtig, denn wie Paul Bourget, ein Landsmann Sainte-Beuve's nachweist, ſind die Komiker (Spaßmacher) die Glücklichſten in der Liebe. Von hundert haben nämlich genau neunundneunzig Ausſicht, erhört zu werden, und ſo das ſüßeſte aller „Glücke" zu erringen.

Ob die Liebe dieſe Bezeichnung verdient? Wir wagen es nicht zu entſcheiden. Das am meiſten geprieſene, erſtrebte und am leichteſten erlangte Glück aber iſt und bleibt ſie immerhin.

Schauſpieler und Sänger halten es theilweiſe für das höchſte Glück, allen Menſchen zu gefallen. Pauline Lucca aber hat eine ganz andere Meinung vom Glücke, denn ſie hält, was man von einer gefeierten Bühnenkünſtlerin gar nicht glauben ſollte, Arbeit dafür. Aber anregend muß dieſelbe ſein, und dazu darf der Menſch keine Sorgen haben.

Mit dieſer Idee werden ſich gewiß Viele befreunden, weniger lockend aber wird ihnen das Glück erſcheinen, das ſich Generalfeldmarſchall Graf Moltke wünſchte, und das ihm auch beſchieden war, das Glück nämlich, am Herzſchlage plötzlich zu ſterben.

Wie bekannt wird das Glück meiſt durch eine lockende Frauengeſtalt dargeſtellt, die auf einer rollenden Kugel ſteht und hinter welcher die ganze Menſchheit einherſtürmt, um ſie zu fangen. Die Niederländer wieder vergleichen das Glück mit einem Aale, der ſchwer zu faſſen und noch ſchwerer zu halten iſt, und einige ſüdſlaviſche Völker haben dem Schwein die Ehre angethan, es zur Perſonifikation des Glückes zu erwählen.

Vor wenigen Jahren ist das Schwein als Symbol des Glückes Mode geworden. Die Damen trugen es als Anhängsel an ihren Armbändern, und es ist noch nicht so lange her, da gab es in Wien einen hochnothpeinlichen Prozeß um den Besitz solch' eines Glücksschweinchens, das sich eine Dame angeeignet hatte, um Fortuna an sich zu fesseln.

In China kann dies übrigens in sehr einfacher Weise geschehen. Man braucht dort nämlich nur am Neujahrstage das Wort „Glück" als erstes niederzuschreiben, oder in seiner Anrede an Andere zu gebrauchen, um das ganze Jahr hindurch Glück zu haben.

Wie man das Glück bei uns zu beschwören sucht, davon wollen wir hier nicht sprechen, wohl aber müssen wir daran erinnern, daß die Redensart: „Der Dumme hat's Glück!" gang und gäbe ist. Viele glauben auch daran — so lange sie Pech haben. Nimmt aber das Pech ein Ende, dann hat der Dichter natürlich Unrecht, der ziemlich derb sagt:

„Das Glück ist eine blinde Kuh
Und läuft dem dümmsten Ochsen zu."

Ueberdies hat mancher Mensch mehr Glück als Verstand, und es ist somit zuweilen nicht gerade schmeichelhaft, ein Liebling Fortuna's zu sein. Doch wer es nicht ist, der kann es werden, sagt Sir John Lubbock, Parlamentsmitglied und Präsident der Londoner Handelskammer, in seinem Buche „Die Freuden des Lebens", denn die Kunst, glücklich zu sein, läßt sich lernen. Indeß der Kursus, dessen Zweck es ist, uns zu gewöhnen, unser Thun und Lassen nur von vernünftigen und edlen Motiven abhängig zu machen, ist schwer, und da sich während desselben Jeder bewachen und hofmeistern muß, als ob er ein Anderer wäre, so ist der Weg zu dem Glücke des optimistischen Engländers jedenfalls sehr peinlich und zeitraubend, und die meisten Menschen dürften bei aller Anstrengung vor Erreichung des Zieles sterben. Daher ziehen sie im All-

gemeinen vor, sich an solche Anweisungen nicht zu kehren, sondern das Glück an sich herankommen zu lassen. Wenn es dann nicht kommt, so ist das freilich betrübsam, und Manche werden darüber melancholisch und halten sich für geborene Pechvögel. Ueberhaupt kann man, bei der nun einmal nicht zu ändernden Beschaffenheit der Welt, seine Ansichten von Glück nicht bescheiden genug stellen.

Nicht übel ist das Ideal des Arabers. „Wo weilt das Glück?" fragt er, und gibt darauf die Antwort:

„In der Gesundheit des Leibes,
Der Liebe des Weibes,
Im eigenen Herde
Und auf dem Rücken der Pferde."

Dieser Ansicht vom Glück stimmt Lubbock bis auf die Pferde zu und sagt dann weiter: „Zusehen, wie das Getreide wächst, wie die Blüthen der Bäume ansetzen, den Duft der frischgeackerten Erde einathmen, lesen, lieben, der Freundschaft pflegen, andächtig denken, das sind Dinge, die den Menschen glücklich machen," woran er die Behauptung knüpft, Jeder müsse zugeben, daß ein Rückblick auf sein Leben von versäumten uud verscherzten Gelegenheiten zum Glücke wimmle. Es gilt also unbedingt, das Glück beim Schopf zu nehmen, wo es sich zeigt.

Das klingt sehr schön, aber darin liegt ja eben die Schwierigkeit, das Glück zu erkennen, wenn es sich zeigt, und es bei seinem — gewöhnlich nicht vorhandenen — Schopfe zu packen.

Ein ganz anderes Ideal vom Glücke als der etwas oberflächliche Lubbock hatte das Fräulein de la Breteche, eine unter dem zweiten Kaiserreiche lebende Adelige. Ihre Vorstellung vom wahren Glücke, dem Glücke des Herzens, bestand darin, Armen und Elenden thatkräftig zu helfen. Allein da sie dabei ihr ganzes Vermögen verbrauchte, so wurde sie als eine Verrückte angesehen und gerieth schließlich

in die größte Armuth, bis sie, selbst obdachlos, in halb-erfrorenem Zustande hinter einem Zaune aufgefunden wurde.

Moralisten haben oft genug behauptet, das höchste Glück des Menschen bestehe darin, seine Pflichten getreulich zu erfüllen. Nun sollte man meinen, daß nichts leichter sei, als seiner Pflicht zu genügen, wenn dieselbe, wie bei der Gemahlin des amerikanischen Humoristen Mark Twain blos darin besteht, über die Witze des Gatten tüchtig zu lachen. Indeß die Dame weigert sich hartnäckig, dies zu thun, und Mark Twain zählt sich infolge dessen trotz eines Einkommens von 80,000 Dollars jährlich und großer literarischer Erfolge zu den Unglücklichen.

Im Grunde genommen fehlt ihm jedoch blos des Lebens ungemischte Freude. Aber diese ward ja noch keinem Sterblichen zu Theil.

Dafür gab und gibt es jedoch viele Narren des Glücks. Zu diesen gehörte vor Allen Charles E. Pratt, ein in New-Jersey ansässig gewesener Engländer, denn kaum in den Besitz eines Erbes von eineinhalb Millionen Dollars gelangt, war er der unglücklichste Mensch auf Erden. „Was soll ich mit dem vielen Gelde beginnen? Es reißt mich aus liebgewordenen Gewohnheiten heraus und macht mir Sorgen!“ rief er und floh aus seinem fürstlichen Heim in das kleine Haus, das er ehedem bewohnt hatte. Doch dasselbe war inzwischen in einen Stall verwandelt worden, und das war's, was Pratt so in Verzweiflung stürzte, daß er sich eine Kugel durch den Kopf schoß.

Von solchen Käuzen wäre noch sehr viel zu sagen, allein wir wollen nun auch des sogenannten seltenen, des Bären- und Eselsglücks gedenken. Hiervon hat man gewöhnlich keine Idee, und darum kam sich ein Bauer aus der Umgebung Ulms wie ein Träumender vor, als er, durch Unglücksfälle aller Art zur Auswanderung nach Amerika gezwungen,

kaum drüben angelangt, eine Brieftaſche mit 600,000 Mark fand und hierfür die dem redlichen Finder zugeſicherte Belohnung von 40,000 Mark ausbezahlt erhielt. Natürlich ging's mit dem nächſten Schiffe wieder in die Heimath zurück, wo es infolge dieſer Geſchichte nunmehr feſtſteht, daß mancher Menſch zum Glücke geboren iſt.

Freilich findet nicht Jeder Brieftaſchen auf der Straße, aber unter Umſtänden können ſelbſt empfangene Prügel das Medium des Glückes bilden. Als lebendes Beiſpiel hierfür nennen wir Herrn James Mago aus Guatemala. Vor fünfzehn Jahren noch war er ein armer Inſektenſammler und zugleich engliſcher Vicekonſul in San José. Eines Tages ließ ihn der Gouverneur vor ſich laden und, da er etwas verſpätet erſchien, mit hundert Ruthenſtreichen beſtrafen. Mago wurde infolge dieſer Mißhandlung ſchwer krank. Wieder geneſen, erſtattete er ſogleich die Beſchwerde bei der britiſchen Regierung und dieſe verlangte als Genugthuung für die ihrem Vicekonſul angethane Schmach 10,000 Pfund Sterling, alſo 200,000 Mark. Gegen dieſe Forderung ſträubte ſich Guatemala zwar ſehr lange, allein es half Alles nichts und das Geld mußte ſchließlich bezahlt werden. Mago fing damit einen Kaffeehandel an und hat inzwiſchen etwa fünf Millionen Dollars erworben.

Dieſe Geſchichte illuſtrirt übrigens nicht nur die krummen Pfade, auf denen das Glück ſo gerne naht, ſondern zeigt auch, daß es wie neues Leben aus Ruinen, oft aus dem Unheil erblüht. Man braucht ſich daher vor ſeinem Ende keineswegs unglücklich zu nennen.

Doch kehren wir wieder zu unſerem Hauptthema zurück. Was iſt Glück? Nichts! Denn ein Glücklicher braucht, wie bereits dargethan wurde, nicht einen Pfennig zu beſitzen, und Alles kann Glück ſein. Selbſt der zum Tode Verurtheilte empfindet es als ein Glück, wenn er zu lebenslangem Kerker begnadigt wird.

Digitized by Google

Ein ſolches Glück iſt natürlich ein ſehr, ſehr relatives und möchte auf den Wahlſpruch des Leichtſinnigen hinauslaufen:

„Glücklich iſt, wer vergißt,
Was nicht mehr zu ändern iſt.“

Im Ganzen genommen hat es mit dem Glück nicht gar ſo viel auf ſich. Niemand iſt ganz glücklich, Niemand ganz unglücklich. Wer wenig Glück hat, tröſte ſich mit dem Spruche, den Goethe allen Stiefkindern des Glückes zuruft:

„Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage;
Wirſt du die Krämerwage nehmen,
So wirſt du dich ſchämen und dich bequemen,“

und laſſe ſich damit genügen. Niemand freilich iſt zu rathen, das Erſcheinen des Glückes unthätig zu erwarten. Es kommt ſehr häufig nicht, denn es iſt vollauf damit beſchäftigt, dem Kühnen, dem Wagenden und Strebenden die Hand zu reichen.

Natürlich greift Jeder zu, aber nicht gar Viele bedenken, daß es wohl zahlloſe Ideen vom Glücke, dafür jedoch nur eine einzige Bürgſchaft des Glückes gibt, welche Graf Moltke genau bezeichnete, indem er ſagte: „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige.“

Es heißt alſo, tüchtig ſein in Allem und Jedem, und wer es von Natur aus iſt, nun der allein wurde zum Glücke geboren.

Mannigfaltiges.

Kaiser Nikolaus als Wunderdoktor. — Es war Ende der vierziger Jahre. In Petersburg und Umgegend herrschte die Cholera und forderte zahlreiche Opfer; auch unter den Truppen wüthete die entsetzliche Seuche. Da betrat Kaiser Nikolaus eines Tages das Choleralazareth in Kraßnoje-Sselo. Dort lag ein armer Soldat in den letzten Zügen; so wenigstens sagten die Aerzte dem an das Bett desselben herantretenden Zaren. Rings herum standen verschiedene Kameraden des Sterbenden mit brennenden Kerzen in der Hand und sprachen dem Geistlichen die Sterbegebete nach.

„Ist er unrettbar verloren?" fragte der Kaiser den Chefarzt.

„Unrettbar, Majestät," lautete die Antwort.

Der Kaiser beugte sich über den ihm persönlich bekannten Soldaten, der sich gleich den anderen im Saale liegenden Kranken die größte Mühe gab, seine Decke glatt zu ziehen und sich ein wenig vor dem Gewaltigen in Positur zu setzen.

„Zeige Deine Zunge," sprach der Kaiser in seiner kurzen herrischen Weise.

Der Soldat that es.

Der Kaiser berührte sie mit seinem Finger, schlug über dem Kranken das Kreuz und sagte dann mit lauter Stimme: „Unsinn! ... Du wirst leben bleiben!"

Sprach's und verließ den Saal, in welchem, als sich kaum die Thür hinter dem Zaren geschlossen, unter den Soldaten lauter Jubel ausbrach. Sie liefen an's Bett ihres Kameraden, der kaum wußte, wie ihm geschah, und beglückwünschten ihn. „Du wirst nicht sterben, Du wirst gesund werden," schrien sie durcheinander;

„der Kaiser hat's gesagt, und der weiß es besser, wie alle Aerzte."

Und wirklich erfüllte sich diesmal die Prophezeiung des Gewaltigen. Den Todkranken hatte der ganze sich blitzschnell vollziehende Vorgang in wohlthätigen Angstschweiß, in segenbringende Transpiration versetzt. Sein kräftiger Körper that das Uebrige; er war gerettet und genas. Th.

Die längste elektrische Eisenbahn. — Während die elektrischen Bahnen in Europa bisher lediglich im Lokalverkehr mit der Pferde- und Dampfkraft in Konkurrenz getreten sind, und elektrisch betriebene Eisenbahnstrecken von 15 bis 20 Kilometer Länge bei uns noch zu den Seltenheiten gehören, hat es die Elektrizität in Amerika auch im Fernverkehr erfolgreich mit der Dampfkraft aufgenommen. In Kalifornien besteht schon seit Jahren eine elektrische Bahn von 120 Kilometer Länge, und weitere Linien, durch den Mangel an Steinkohlen gerade in diesen Gegenden begünstigt, sind im Entstehen begriffen und sollen ihre Triebkraft aus den kurzen, aber schnellfließenden kalifornischen Gewässern erhalten.

Das großartigste Projekt in dieser Hinsicht aber, zu dessen Ausführung bereits alle Vorbereitungen getroffen werden, bezieht sich auf die elektrische Verbindung der 450 Kilometer von einander entfernten Städte Chicago und St. Louis. Beides mächtige Industriecentren und Haupthandelsplätze des inneren Landes, mit einer Bewohnerschaft von zusammen anderthalb Millionen, stehen Chicago und St. Louis sowohl durch verschiedene Eisenbahnlinien, als durch künstliche und natürliche Wasserstraßen in regem Verkehr, und bei dem immer noch andauernden mächtigen Wachsthum beider Städte fällt der Plan einer neuen Eisenbahnlinie, wenn sie vor den bestehenden irgend welche Vortheile bietet, gerade hier auf einen günstigen Boden.

Solcher Vortheile hat nun die elektrische Bahn, da sie von vornherein mit seltenem Geschick und unter Berücksichtigung aller günstigen Chancen entworfen worden ist, eine Fülle für sich. Die Linie, welche durch die Wahl der geradesten Trace alle älteren Verbindungen an Kürze um etwa 70 Kilometer schlagen soll, wird anfangs zwei-, dann aber viergeleisig ausgeführt, und während

nun die beiden äußeren Geleiſe ganz dem Güterverkehr und der Verbindung zwiſchen den einzelnen, an der Strecke und in ihrer Nähe gelegenen Unterſtationen überlaſſen bleiben, wird man die Innengeleiſe lediglich dem Eilverkehr zwiſchen den Endpunkten reſerviren. Die Wagen — es verkehren nur Einzelwagen, dieſe aber ſehr groß und geräumig — folgen ſich je nach Bedarf in halb- oder ganzſtündigen Pauſen und legen, ohne anzuhalten, die Entfernung, zu der jetzt der Eilzug etwa ſechs Stunden gebraucht, in der Hälfte dieſer Zeit zurück. Dieſe Zeiterſparniß, welche allein hinreichen wird, um der Bahn viele Freunde zu erwerben, wird zum Theil durch die Wahl der günſtigeren Trace, beſonders aber dadurch ermöglicht, daß man dem elektriſchen Eilwagen ohne Bedenken eine ſtündliche Leiſtung von 160 Kilometern, gegen 80 bis 90 Kilometer bei der Dampflokomotive, zumuthen darf. Der Umſtand, daß ſtatt langer Züge nur einzelne Wagen laufen, ſowie die große Bremskraft der elektriſchen Maſchine geſtatten es, im Nothfalle trotz der rapiden Fahrt im Nu anhalten zu können.

Die Centralſtation zur Erzeugung der erforderlichen Ströme wird in der Mitte der Linie errichtet; die Geſellſchaft, welche den Bahnbau unternimmt, beſitzt hier bereits ein Kohlenbergwerk, deſſen ſonſt faſt werthloſe Staubabfälle ſo an Ort und Stelle auf's Vortheilhafteſte verwerthet werden. In einer Drahtleitung werden die hochgeſpannten Ströme nach beiden Seiten hin die Geleiſe begleiten und dabei Entfernungen zu überwinden haben, welche den berühmt gewordenen Frankfurter Kraftübertragungsverſuch weit hinter ſich laſſen. — Um die Fahrten auch Nachts ununterbrochen und auf gefahrloſe Weiſe unterhalten zu können, wird eine Vorrichtung getroffen, welche während der Dunkelheit vor jedem laufenden Wagen eine Wegſtrecke von anderthalb Kilometern ſelbſtthätig durch elektriſche Lampen erhellt.

Auch für die Hebung des Verkehrs hat man von vornherein kräftige Maßnahmen getroffen. Außer den in unmittelbarer Nähe der Strecke gelegenen Ortſchaften wird durch zahlreiche Abzweigungen von den Außengeleiſen auch noch eine Reihe entfernterer Städte in den Wirkungskreis der neuen Bahn einbezogen. Endlich hat die Geſellſchaft zu beiden Seiten der Eiſenbahn einen

breiten Landstreifen käuflich erworben, um ihn mit einer fortlaufenden Reihe von Wohn- und Industriekolonien zu bebauen, deren Bewohner dann natürlich in ihren Verkehrsbedürfnissen wiederum vollkommen auf die elektrische Bahn angewiesen sein werden, so daß es dem Unternehmen nach seiner Vollendung an Zuspruch wohl niemals fehlen wird. W. Berdrow.

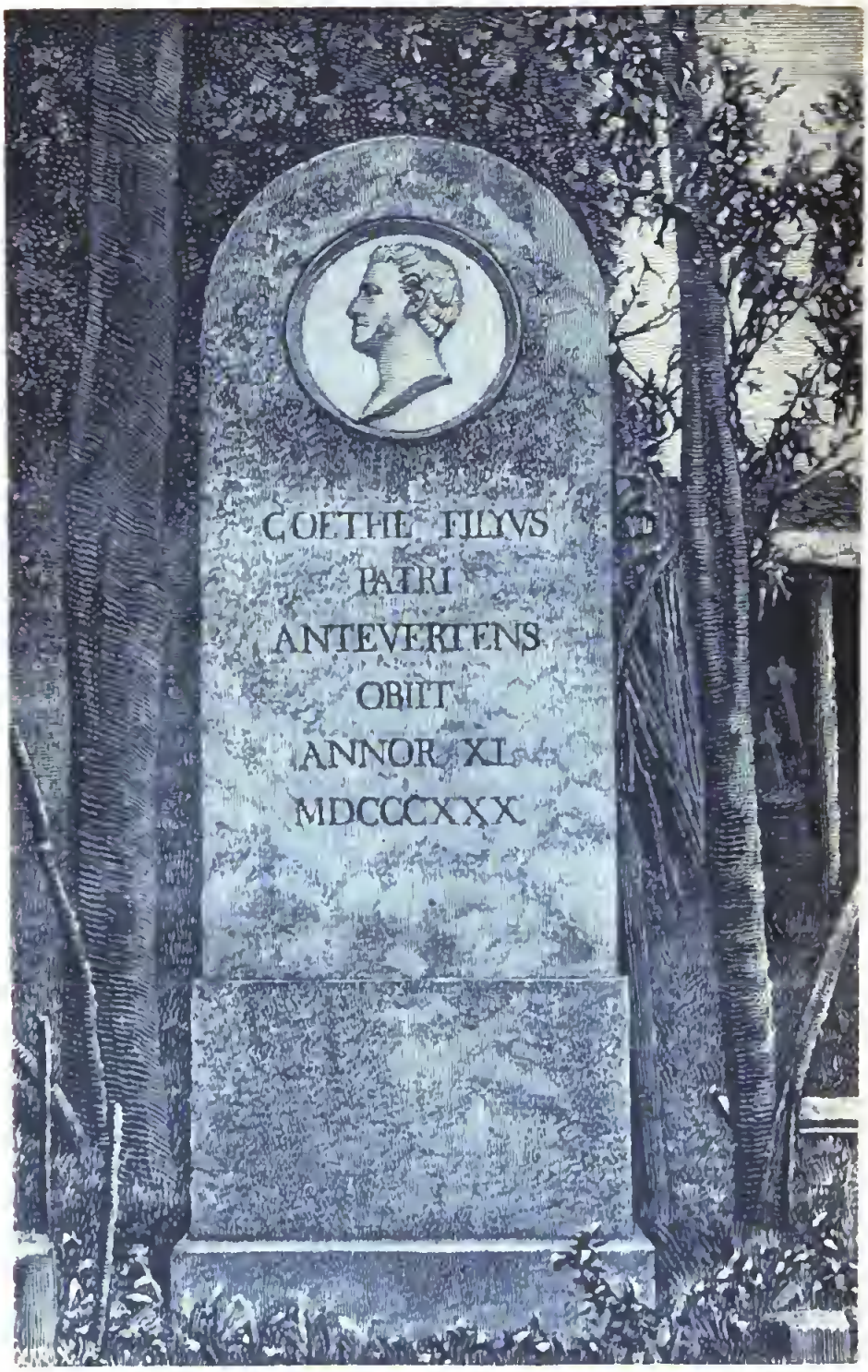
Ein Grab bei der Pyramide des Cestius. — Im Süden der Siebenhügelstadt ragt auf dem linken Tiberufer aus der am Fuße des Aventin beginnenden Ebene der Monte Testaccio empor, ein künstlicher Hügel, der wahrscheinlich aus dem vom nahen Emporium abelagerten Scherbenschutt entstanden ist. Ganz in seiner Nähe befindet sich die Porta S. Paolo, woneben sich die allbekannte Cestiuspyramide 37 Meter hoch auf einem Unterbau von Travertin erhebt. Sie war einst in die römische Stadtmauer als Befestigungstheil eingezogen und bildet das Grabmal des altrömischen Prätors und Tribunen C. Cestius. Neben dieser Pyramide liegt der Friedhof der Ausländer, der in einen älteren und einen neueren, seit 1825 errichteten Theil zerfällt. Der neue Friedhof, der sich zur Stadtmauer in die Höhe zieht, enthält Gräber von Deutschen, Schweizern, Engländern, Dänen, Schweden, Amerikanern und Russen mit vielen bekannten und berühmten Namen und zahlreichen schönen Monumenten.

Unter den letzteren gewahrt der Besucher auch einen hochragenden Grabstein, der ein von Thorwaldsen's Meisterhand gefertigtes Porträtmedaillon trägt und darunter die Inschrift: „Goethe Filyus Patri Antevertens Obiit Annor. XL. MDCCCXXX“ (Goethe der Sohn, dem Vater vorausgegangen, starb vierzigjährig 1830).

Es ist des Weimarer Dichterfürsten einzig am Leben gebliebener Sohn aus seiner Ehe mit Christiane Vulpius, Julius August Walter v. Goethe, der hier unter den Cypressen bei der Cestiuspyramide den Frieden gefunden hat, den ihm das Leben nicht zu geben vermocht hatte.

In seiner VII. römischen Elegie hatte Goethe den Wunsch angedeutet, in Rom begraben zu sein.

„Dulde mich, Jupiter, hier und Hermes führe mich später
Cestius' Mal vorbei leise zum Orkus hinab!“



Grabſtein von Auguſt v. Goethe in Rom.

Er ahnte damals nicht, daß sein geliebter Sohn dereinst an dem in diesem Distichon bezeichneten Platze der „ewigen Stadt" beigesetzt werden sollte — der Sohn, dem die Größe und der berühmte Name des Vaters zum Verhängniß geworden waren.

August v. Goethe war am 25. Dezember 1789 geboren; Herzog Karl August war sein Pathe. Er genoß die liebevollste, sorgsamste und gediegenste Ausbildung und Erziehung, war geistig gut veranlagt, als Jüngling schön und kräftig und später einer der schönsten Männer. Nach Vollendung seiner Heidelberger Universitätsstudien trat er in den weimarischen Staatsdienst und wurde Kammerherr und Kammerrath. Er vermählte sich mit Ottilie, geborenen Freiin v. Pogwisch, fühlte sich aber ebensowenig in seiner Ehe, wie in seinem Berufe und seinen sonstigen Verhältnissen glücklich und zufrieden. Es war die Größe und der Alles verdunkelnde Ruhm des Vaters, die ihn niederdrückten und ihn veranlaßten, sich der Poesie geflissentlich abhold zu zeigen und sein inneres Unbefriedigtsein durch den Genuß geistiger Getränke zu betäuben. Auch physische Ursachen scheinen seine Verstimmungen noch vermehrt zu haben. Am 22. April 1830 reiste er mit Eckermann, von dem er sich aber schon in Genua wieder trennte, nach Italien „um zu genesen". Er verschied in Rom nach mannigfachen körperlichen Leiden am 28. Oktober 1830 „infolge eines im Kopfe gesprungenen Blutgefäßes." Ein wahrhaft tragisches Geschick ist es, unter dem wir den einzigen Sohn des „Olympiers von Weimar" erliegen sehen, und wir werden an August v. Goethe erinnert bei dem Trauergesang für Euphorion im zweiten Theile des „Faust", wenn es heißt:

„Ach, zum Erdenglück geboren —
Leider früh Dir selbst verloren!" H. M.

Unsterbliche Lügen. — Napoleon I. hat einmal gesagt: „Eine Unwahrheit, in die Welt gesetzt, ist nicht wieder auszurotten." Und er verstand sich darauf und hatte Erfahrung darin.

In der blutigen Schlacht bei Maciejowice am 10. Oktober 1794, in welcher der russische Feldherr Suwarow über die Polen siegte, wurde der Anführer der Letzteren, Kosciuszko, verwundet und gefangen. Erschöpft von Kampf und Wunden sank der Held zu Boden mit den Worten: Finis Poloniae. So erzählt man und

kann es noch heute in vielen Büchern lesen. Wahr aber ist es nicht, denn Kosciuszko hat es entschieden in Abrede gestellt, diese Aeußerung, die das Bestehen einer Nation von dem Leben eines Einzelnen abhängig mache und seinem Volke alle Zukunft abschneide, gethan zu haben. Das Wort ist höchst wahrscheinlich von russischer Seite erfunden und verbreitet worden, um die Niederhaltung Polens zu erleichtern.

Ebenso verhält sich damit die Geschichte von dem Ruf und dem Fall der alten französischen Garde bei Waterloo. Als die englische Reiterei diese tapfere Heldenschaar von allen Seiten umdrängte und ihr zurief, sich zu ergeben, da gab sie zur Antwort: „La garde meurt, mais elle ne se rend pas — Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht!" — und wurde bis auf Wenige niedergehauen. Auch dieses kann man in vielen Büchern lesen, ja, wird noch in mancher Schule erzählt. General Cambronne aber, dem der Ausspruch zugeschrieben wird, zog in Wirklichkeit die Gefangenschaft dem Tode vor und ergab sich dem hannöver'schen General Halkett. Cambronne hat wiederholt gesagt, erst mehrere Jahre nach der Schlacht wäre das Wort: „Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht!" erfunden worden.

Auch in der früheren Geschichte existiren zahlreiche Unwahrheiten. So ist es aus Todes- und Geburtsregistern hell erwiesen, daß die bekannten „Vierhundert von Pforzheim" niemals in den Kampf gezogen und also auch nicht den Tod für ihre Treue finden konnten. M. L—l.

Spargel und Brunnenkresse als Kulturpflanzen. — Obschon wild über ganz Europa verbreitet und in Südeuropa schon zur Zeit der Römer kultivirt, gelangte der Spargel doch erst im Laufe des 16. Jahrhunderts auch in Deutschland zur Anerkennung. Ein Erzherzog, der spätere Kaiser Ferdinand I., war es, der ihn zunächst während seiner Reichsstatthalterschaft in die süddeutsche Küche, und später, nachdem er 1527 König der Böhmen geworden war, auch in Böhmen und Mähren einführte. In Süddeutschland wurde der Spargel binnen wenig Jahren so beliebt, daß die Bauern schon 1525 unter den Frohndiensten, die ihnen erst seit Kurzem mit Unrecht aufgebürdet wurden, auch das „Spargen brechen" aufzählten. In Meißen dagegen war er noch um 1560

ziemlich rar, denn der sächsische Leibmedikus Johann Näve schreibt in seinem Reisetagebuche vom Jahre 1564: „Den 19. April habe ich über der Mittagstafel in Wien einen Spargelstengel aus kaiserlicher Hand genossen, dergleichen ich roh noch nie versucht hatte. Wie mich bedünkte, so schmeckte er mir als wie rothe Kicheru oder wilde Erbissen und war mir ganz nicht zuwider." Näve berichtet ferner, daß der Spargel damals um Prag vielfach gezogen wurde, und durch Konrad Heresbach, der 1571 „Vier Bücher von der Landwirthschaft" herausgab, erfahren wir, daß der Spargelbau auch am Rhein und in Frankreich in hoher Blüthe stand. In Norddeutschland dagegen fand die Pflanze nur äußerst langsam Eingang und galt dort theilweise noch vor dreißig Jahren für eine kostspielige Delikatesse, die man aus begünstigteren Landstrichen kommen lassen müsse.

Während der Spargelbau von Süden gegen Norden vordrang, ging der Anbau der Brunnenkresse den entgegengesetzten Weg. Das Vaterland dieser Kultur waren die Landschaften am Niederrhein und die friesischen Marschen, von wo aus sie sich schon im 15. Jahrhundert in ganz Westfalen, namentlich im Bisthum Paderborn einbürgerte, aber doch erst zweihundert Jahre später (etwa um 1650) in's Thüringische und besonders nach Erfurt vordrang. Allerdings war der Kressensalat schon im 16. Jahrhundert eine stehende „Schmackreizung" der besseren Tafeln, man kam aber damals noch ohne den Anbau der Pflanze mit dem Ertrage des Aufsammelns aus Quellen und Bächen aus. Selbst nach Frankreich, d. h. nach Paris, das schon zu Anfang unseres Jahrhunderts täglich für 300 bis 400 Franken Kresse verbrauchte, kam der Kressenbau erst im Jahre 1815 durch einen napoleonischen Offizier, der ihn in Erfurt kennen gelernt hatte und damals im Thale von Nonette auf eigene Faust zu treiben begann; gegenwärtig wird in Frankreich jährlich für vier Millionen Franken Kresse umgesetzt. Im Rheinlande, insbesondere in Koblenz, wurde die Kresse sogar erst gegen 1850 bekannter. Bis dahin hatte man sich statt ihrer des zweifellos giftigen Sumpfschirms (Sium nodiflorum L.) bedient und bedient sich desselben zum Theil heute noch, obgleich er ein unangenehmes Brennen im Mund und Hals hinterläßt, und zweifelsohne nur der gleichzeitige

Genuß von Eſſig und Oel wirkliche Vergiftungserſcheinungen verhindert. Habs-Randau.

Aus dem Leben Franz Lachner's. — Der berühmte Muſiker, der Sohn eines armen Dorfſchullehrers, gab als junger Menſch in der Vorſtadt Au in München zu Anfang der zwanziger Jahre Muſikunterricht, die Stunde für einen Groſchen. Das hatte er bald ſatt, es trieb ihn fort in die Welt. Mit mühſam erſparten 6 Gulden ſtand er eines ſchönen Morgens auf einem Floß und fuhr auf der Iſar und Donau gen Wien. Als der junge Muſikus in der Kaiſerſtadt anlangte, beſaß er noch einen Gulden; mit dieſem begab er ſich in ein Wirthshaus und entdeckte alsbald auf der Speiſekarte natürlich auch „Schnitzel".

Hoch erfreut, endlich dieſen berühmten Wiener Schnitzeln zu begegnen, von denen er ſo viel gehört und ſo wenig geſchmeckt hatte, war es ſein erſtes Beginnen, ſich mit denſelben perſönlich bekannt zu machen, und zwar unterhielt er ſich ſo gut, daß dieſe neue Bekanntſchaft ihm den größten Theil ſeiner Barſchaft koſtete. In der „Wiener Zeitung" las er dabei, daß eine Organiſtenſtelle an der Kirche einer Wiener Vorſtadt zur Konkurrenz ausgeſchrieben war, und heute der letzte Tag zur Anmeldung ſei. Lachner eilte, ſich den betreffenden Perſonen vorzuſtellen und erſchien am anderen Morgen in der Kirche. Als er anlangte, waren bereits 31 Mitbewerber verſammelt. „Es iſt gut, daß Sie endlich kommen," rief man ihm entgegen, in der Meinung, er wäre der Balgentreter. Das Loos beſtimmte die Reihenfolge, in welcher die Bewerber ihre Probe abzulegen hatten; und Lachner zog die erſte Nummer. Es war vorgeſchrieben, einen Choral zu begleiten, ein Stück vom Blatt zu ſpielen und endlich frei zu phantaſiren. Als der junge Künſtler ſich von der Orgelbank erhob, verſchwanden nicht weniger als 22 ſeiner Konkurrenten, ohne ſich auf eine Probe einzulaſſen! Kurz, er erhielt die Organiſtenſtelle und in ſeinem 21. Jahre bereits wurde er Hofkapellmeiſter am Kärtnerthortheater zu Wien. —dn—

Schwalben und Bienen. — Ein Bienenzüchter berichtet Folgendes: „In früheren Jahren duldete ich Schwalben unter meinem Dach; ſie hatten ſich gleich einem Storch gewiſſermaßen ein Gaſtrecht erworben. Eines Tages, als große Jungen im Neſte

hockten und von den Alten mit emsigem Fleiß gefüttert wurden, kam ich auf den Gedanken, ein Junges auf seinen Mageninhalt zu untersuchen, und siehe da: nichts als Bienen enthielt derselbe. Daß ich von jetzt ab die Freundschaft meinen Hausgenossen aufkündigte und dieselben an die Luft setzte, wird man einem passionirten Imker nicht übel nehmen. Eine Bienenjagd aber, wie sie die Schwalben diesen Sommer vor meinem Stande aufgeführt haben, ist mir bisher noch nicht vorgekommen. Die Luft war insektenleer, und wenn nun die Bienen beim Herannahen eines Regenschauers schaarenweise auf den Stand stürzten, stellten sich die Schwalben zu Dutzenden ein und fielen in wahrhaft verheerender Weise über die Bienen her. Kam aber plötzlich dann ein Sonnenblick zum Vorschein, so wurde der Spieß umgekehrt; die Bienen erkannten ihre Feinde und man sah oft eine Schwalbe von sechs bis zehn und noch mehr Bienen verfolgt, schreiend davonfliegen, ja, von den Bienen am Kopfe gestochen, sogar zur Erde fallen." W. H.

Ein deutscher Sissa. — Man kennt die Erzählung, daß der indische Brahmane Sissa angeblich das Schachspiel erfunden hat und von dem über das Spiel entzückten Herrscher, welcher ihm eine Belohnung, die er festsetzen sollte, versprach, sich ausbat, daß auf das erste Feld des Schachspielbrettes ein Weizenkorn, auf das zweite zwei Weizenkörner, auf das dritte vier ꝛc. gelegt und ihm ausgehändigt werden sollten, und sich dann herausstellte, daß so viel Weizen, wie das 64. Feld erforderte, auf der ganzen Welt nicht vorhanden sei. Einen ähnlichen, jedoch urkundlich beglaubigten Fall weist das deutsche Mittelalter auf. „Anno 1478 verkauft Hederich dem Wolf Steinmetzen, einem Weinschenken, ein Pferd 12 Gulden werth vor Erbsen in dergestalt, als ob daß Pferd hätte 4 Hufeisen und jeglich Eisen 8 Nägel, wären 32 Nägel, sollten ihm allein die Nägel bezahlen, also daß er vor den ersten Nagel sollte geben eine Erbs, für den zweiten zwo, für den dritten 4, vor den vierten 8, und sofort zu duppliren so lang bis er hätte die 32 Nägel bezahlt, und nahmen dazu Zeugen des Kaufs und tranken Weinkauf darüber. Da sie nun die Erbsen rechneten, brachten sie mehr denn 5000 Achtel heraus, worüber sie vor Gericht gekommen sind und ist endlich durch ihr derer Parthien Freund

und Doktores die Sach verglichen, und gütlich hingelegt worden, also daß Hederich für sein Pferd statt der Erbsen 80 Gulden bekam und hat der Wolf Steinmetz noch darüber 20 Gulden Unkosten und Geschenk angewendet, welches ihm Jedermann wohl gönnete, denn er ware durch Weinschenken sehr reich worden." Die Angabe: „mehr denn 5000 Achtel," auf welche Höhe sich die Gesammtsumme der Erbsen stellt, ist für uns sehr unbestimmt. Berechnet man aber die Gesammtsumme der stipulirten Erbsen, so kommen deren über 4 Milliarden heraus, ganz genau 4,294,967,295. Dr. A. B.

Die Fabrikation der Wetzsteine. — Die schärfsten Messer und Instrumente würden für uns nur verhältnißmäßig kurze Zeit Werth haben, wenn wir nicht in den Wetzsteinen ein Mittel besäßen, um ihre Schärfe wieder herzustellen. Soviel man auch versucht hat, die Wetz- und Schleifsteine durch Erfindungen verschiedener Art zu verdrängen, noch immer ist die Brauchbarkeit unübertroffen geblieben.

Das Heimathland der besten Wetzsteine ist Arkansas. Die Arkansassteine sehen weiß aus, ähneln dem unglasirten Porzellan und bestehen aus Chalcedon. Der Hauptfundort ist ein einziger Hügel von einer Höhe von ungefähr 145 Metern. Der Exporthandel von Arkansas in Wetzsteinen ist schon jetzt bedeutend, nimmt aber noch von Jahr zu Jahr zu. Nachdem Oel aufgegossen ist, werden die amerikanischen Wetzsteine als „Oelsteine" zum Schleifen und Abziehen der feinsten Messer verwendet; er muß seiner außerordentlichen Schärfe wegen mit dem Diamanten geschnitten werden.

Im Preise mit den Arkansassteinen gleich stehen die Steine, welche aus Schloßsalm, Altsalm und Ottrez, von der preußisch-belgischen Grenze und aus der Umgegend von Regensburg kommen, wo sie in einem alten Flußbett gebrochen werden. Sie bestehen aus weißlichen bis blaßgelben und graubläulichen Schichten. Je weißer der Stein ist, desto gesuchter ist er. Viel billiger, aber auch minderwerthiger, sind die bläulichen Steine. Auch hier haben die Fälscher ihre Künste versucht, indem sie auf die blauen Steine weiße, die äußerst zart und dünn sind, kitteten. Wie sehr diese Wetzsteine von ihren Besitzern geschätzt werden, geht daraus hervor, daß sie oft vom Vater auf den Sohn vererbt und auf das Sorgsamste behütet werden.

Digitized by Google

Diesen Rasirmesserſteinen reihen ſich hinſichtlich ihrer Güte die aus dem Orient ſtammenden Oelplatten, die ihren Namen davon führen, daß ſie durch Aufgießen von Oel härter werden, an. Zu uns kommen ſie in Blöcken über Marſeille als türkiſche Oelſteine.

Außer dem türkiſchen Oelſtein gelangt noch ein feinkörniger grauer Sandſtein als Hindoſtanſtein oder Oranjecountyſtein auf den Markt. Er iſt es, der hauptſächlich in den Küchen zum Schärfen der Meſſer Verwendung findet. Dieſer Art von Wetzſteinen ähnelt der dunkelgraue Labradorſtein, der in den dortigen Steinbrüchen in dünnen Schichten gefunden und ſorgfältig aus dem gröberen Material, das für Bauzwecke verarbeitet wird, herausgeſchält wird.

Mehr für Holzbildhauer, Kunſttiſchler, Zimmerleute, Steineſchneider und ähnliche Berufsarten geeignet ſind die ſchottiſchen Steine, die feinkörnig ſind und blaugrau ausſehen. Wunderbare Formen zeigen die Wetzſteine der Graveure, die einer gebogenen Packnadel, einem Taubenei oder einem Medaillon gleichen.

Die gewöhnlicheren Wetzſteine werden in dem Mainhardter Wald bei Balingen (Württemberg), in Böhmen, Krain, Steiermark, Bayern und Thüringen gebrochen. Aber auch unter ihnen finden ſich bisweilen werthvolle Stücke, die einen Vergleich mit den anderen Sorten gut aushalten. Th. S.

Geiſtesgegenwart. — Der nachmals ſo berühmte Archimandrit Repoffski von Potſchersk wurde auf ſonderbare Weiſe auf ſeinen hohen Poſten berufen. Peter der Große ſah ſich einſt auf einer großen Reiſe während eines mit Sturm gemiſchten heftigen Regens gezwungen, in einem Kloſter Obdach zu ſuchen. Die Mönche empfingen ihn demüthig und rüſteten ihm zu Ehren im Refektorium ein Mahl. Einer der jüngeren Mönche, eben Repoffski, machte den Mundſchenk und reichte dem Kaiſer einen gefüllten Glasbecher. Unglücklicherweiſe aber blieb er mit dem Fuße am Teppiche hängen, ſtolperte und goß einen Theil des Weines über den Zaren. Dabei fiel das Glas zu Boden und zerbrach. Wüthend ſprang Peter auf und erhob die Peitſche, von der er ſich nie trennte, um den Ungeſchickten zu züchtigen.

Dieſer aber ſtand ruhig, ja lächelnd vor ihm und ſprach gelaſſen:

„Hoher Herr und Kaiser! Nicht tropfenweise, sondern in Strömen, wie dieser Wein, ergieße sich die Gnade Gottes über Dich, und alle Deine Feinde mögen zertrümmert werden wie dies Glas!"

Der Zar war entwaffnet, legte die Peitsche weg und machte den einfachen Mönch sofort zum Archimandriten von Potschersk.

E. K.

Ein A-B-C-Buchkrieg. — Im Jahre 1777 sollte ein neues A=B=C=Buch in den Schulen der den Fürsten von Nassau=Weilburg unterthänigem Gebiete eingeführt werden. Da das „Vater unser" und die „zehn Gebote" in dem Buche fehlten, widersetzten sich die etwa 20 Gemeinden der seit 1394 zu Nassau=Weilburg gehörigen, jetzt pfalz=bayrischen „Herrschaften" Kirchheim und Stauf der Einführung. Es mußten kurpfälzische Truppen gegen die aufsässigen Eltern requirirt werden. Dieser sogenannte A=B=C=Krieg kostete den genannten Gemeinden 62,000 Gulden.

E. K.

Königlicher Sinn. — Bekanntlich weigerte sich Freiherr v. Nordenskjöld, den ihm von Oskar II. von Schweden für seine Polarfahrten verliehenen Nordsternorden anzunehmen. Einige Monate später machte Nordenskjöld dem Könige seine Aufwartung, um demselben das Fell eines Eisbären, das er von seiner letzten Nordpolfahrt mitgebracht hatte, zu übergeben.

„Mit vielem Dank nehme ich Ihr Geschenk an, Nordenskjöld," sagte der König, „denn ich bin nicht so stolz wie Sie!" —dn—

UNIV. OF MICHIGAN.

JUL 15 1912

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Als Konfirmationsgeschenk zu empfehlen!

Von Bethlehem nach Golgatha.

Das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi

nach den vier Evangelisten.

Mit Bildern von Bernhard Plockhorst,
Vignetten von R. E. Kepler und F. Wanderer und
Gedichten von **Karl Gerok.**

Folio-Format. Preis in glänzendem Prachtband 10 M.

Eine Konfirmationsgabe, welche vorzüglich geeignet erscheint, den jungen Gemütern nachhaltig die weihevollen Eindrücke aus der Zeit ihrer religiösen Unterweisung und der Einsegnung einzuprägen und zu erhalten, und welche wir darum in diesem Zeitpunkt als Geschenk ganz besonders warm empfehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Für die Bibliothek des Hauses!

Ein fein in Leinwand gebundener Band

eine Mark.

Die

Collection Spemann

von der bis jetzt etwa **230 Bände** erschienen sind und an deren Erweiterung stetig gearbeitet wird, ist in vorzüglichem Sinne für die Hausbibliothek geeignet. Die bedeutendsten und grundlegenden Werke der Kulturnationen sind in guten Uebersetzungen in der Sammlung vertreten, wodurch diese auch den weitgehendsten litterarischen Ansprüchen Genüge leisten wird. In der **Serie der Gegenwart** finden besonders die ausländischen Romane der Gegenwart ihre Veröffentlichung.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Inhalts-Verzeichnis.

Bd. 1. Luise v. François, Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen.
„ 2. Karl Immermann, Der Oberhof.
„ 3. M. de Cervantes Moralische Novellen.
„ 4. J. Ch Biernatzky, Die Hallig.
„ 5. August Becker, Auf Walowregen.
„ 6. Niklas Gogol, Russische Novellen.
„ 7. Sophie Junghans Die Erbin wider Willen.
„ 8. Alaine René Le Sage, Der hinkende Teufel.
„ 9. Ludwig Achim von Arnim, Die Kronenwächter.
„ 10. 11. Th. Zolling, Die Reise u. d. Pariser Wett. I. II.
„ 12. Homers Odyssee, Von Voß.
„ 13. Levin Schücking, Etwas auf dem Gewissen.
„ 14. Bjornson, Der Brautmarsch u. a. Erzählungen.
„ 15. August Silberstein Hochlandsgeschichten.
„ 16. 17. J. F. Cooper, Der Bravo. I. II.
„ 18. Thomas Platters Selbstbiographie.
„ 19. Washington Irving, Alhambra.
„ 20. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. I.
„ 21. Anzengruber, Fetdrain und Waldweg.
„ 22. Hauff, Lichtenstein.
„ 23. Mancini, Lydia.
„ 24. W Wurm. Das Wasser.
„ 25. J. J. Engel, Herr Lorenz Stark.
„ 26. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. II.
„ 27 M. Schmidt, Miesenbacher.
„ 28. Andersen, Improvisator.
„ 29 Pic, Seltsame Geschichten.
„ 30 Marcon, Manuel Venegas.
„ 31. Wachter, Vehmgerichte und Hexenprozesse.
„ 32. 33. Bulwer, Eugen Aram. I. II.

Bd. 34. Tegner, Frithjofssage.
„ 35. Mollhausen, Leuchtturm am Michigan.
„ 36. Weber, Demokritos.
„ 37. Ring, Frauenherzen.
„ 38. Ziemssen, Umwege zum Glück.
„ 39. A. v. d. Elbe, Lüneburger Geschichten.
„ 40. Wessely, Deutschlands Lehrjahre. I.
„ 41. C. Schultes, Margeta.
„ 42. N. Gogol, Altväterische Leute und andere Erzählungen.
„ 43. Dr. Wachter. Altes Gold in deutsch Sprichw.
„ 44. Merkw Lebensgeschichte des Frhr. v. d. Trenck.
„ 45. Bux, Der heimliche Gast.
„ 46. Wessely, Deutschlands Lehrjahre. II
„ 47. Gaten, Der Pechvogel u. a. Erzählungen.
„ 48. Voß San Sebastian
„ 49. François Judith, die Klauswirtin.
„ 50. Turgenjew, Väter und Söhne.
„ 51. Amyntor, Drei Küsse.
„ 52. Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft.
„ 53. Junghans. Hella Jasmund.
„ 54. Briefe der Elisabeth Charlotte von Orleans.
„ 55. Wolzogen, Agnes von Lilien.
„ 56. Wohlgefülltes Schatzkästlein deutschen Scherzes und Humors.
„ 57. Schmidt, Glasmacherleut'.
„ 58. Ludwig, Novellen
„ 59. Bret Harte, Im Walde von Carquinez.
„ 60. Humbotot, Briefe an eine Freundin. I.
„ 61. Vor hundert Jahren.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0004

Bd. 62. Schwarzkopven
„ 63. Misasi, Calab
„ 64. Turgenjew, Ra
„ 65. Schroot, Der
„ 66. Diethoff, Unte
„ 67. Friedrich der Große, ein Lebensbild in seinen Briefen.
„ 68. Tieck, Novellen.
„ 69. Andersen. Bilderbuch ohne Bilder.
„ 70. Das Nibelungenlied, übersetzt v. Werner Hahn.
„ 71. Humboldt, Briefe an eine Freundin. II.
„ 72. Gontscharow, Eine alltägliche Geschichte.
„ 73. Frey, Erzählungen aus der Schweiz.
„ 74. Pasqué, Zwei Eleven Worths.
„ 75. Becker, Das alte Bild.
„ 76. Daudet, Ein Märtyrer der Liebe.
„ 77. Fausts Leben von Widmann.
„ 78. H. Ehrlich, Novellen aus d. Musikantenleben.
„ 79. 80. J. Nettelbeck, Lebensbeschreibung von ihm selbst.
„ 81. Bismarck als Redner. I.
„ 82. Töpffer, Genfer Novellen.
„ 83. Bismarck als Redner. II.
„ 84. F. M. Dostojewski, Erniedrigte u. Beleidigte.
„ 85. 86. Grimmelshausen, Simplicius Simplicissimus. 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 87. Sacher-Masoch, Novellen.
„ 88. Gabr. Strand, Atalanta van der Hege.
„ 89. France, Sylvester Bonnard.
„ 90. 91. Gotthelf, Uli der Knecht. 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 92. Bismarck als Redner. III.
„ 93. Villinger, Jenz und andere Erzählungen.
„ 94. Luise v. François, Das Jubiläum u. a.
„ 95. F. v. Gaudy, Ausgewählte Erzählungen.
„ 96. E. de Amicis, Skizzen aus d. Soldatenleben.
„ 97. J. Turgenjew, Neuland
„ 98. M. Goldschmidt, Der Rabe.
„ 99. J. J. Kraszewski, Der Dichter und die Welt.
„ 100. Walther v. d. Vogelweide, Gedichte.
„ 275. K. Telmann, Gedichte.
„ 276. 277. Bismarck als Redner. IV. 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 278. Heine, Buch der Lieder.
„ 279. Bismarck als Redner. V.
„ 280. – – – VI.
„ 281. – – – VII.
„ 282. Moltke als Redner.
„ 283. Bismarck als Redner. VIII.
„ 284. – – – IX.
„ 285. – – – X.
„ 286. – – – XI.
„ 287. – – – XII.
„ 288. – – – XIII.
„ 289 90. – – – XIV.
„ 292. Münchhausens Abenteuer.
„ 293 94. Bismarck als Redner. XV.
„ 295. – – – XVI.

Griechen und Römer.

Bd. 101. Tacitus I. Germania, Agricola, Redner.
„ 102. – II. Historien.
„ 103. Platos Werke. Sokrates, Krito, Phädo.
„ 104. Homer, Ilias.
„ 105. 106. Sueton, Cäsarenbilder.
„ 107. Cäsar, Bürgerkrieg.
„ 108. Cäsar, Gallischer Krieg.
„ 109. Aeschylos, Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden.
„ 110. Aeschylos, Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchenden Mädchen. Prometheus.
„ 111. Ovid, Die Verwandlungen. I.
„ 112. Nepos, Lebensbeschreibungen.
„ 113. Sophokles, König Oedipus. Oedipus in Kolonos.
„ 114. Ovid, Die
„ 115.

[redacted]

by Preservation 1992

, Aias, Elektra.
Reden
d Chloe.
Gut und Uebel.
I.
„ 121. Vergil, Eklogen.
„ 122. Vergil, Aeneis.
„ 123. Tacitus, Annalen. II.
„ 124. Herodots Geschichten.
„ 125. Aristophanes, Die Frösche und die Wolken.
„ 126. Platos Werke. Der Staat. I.
„ 127. – – – II.
„ 128. Euripides, Alkestis. Der rasende Herakles.
„ 129. Euripides, Ion. Bacchantinnen.
„ 130. Plutarchs Werke. I.
„ 131. – – II.
„ 132. Catull, Properz, Tibull.

Engländer.

Bd. 151. Milton, Paradies.
„ 152. Rob. Burns, Lieder und Balladen.
„ 153. 154. 155. Fielding, Tom Jones.
„ 156. Carlyle I. Goethe, Schiller, Cagliostro, Das Diamantenhalsband.
„ 157. 158. 159. Dickens, Copperfield.
„ 160. 161. 162. Thackeray, Eitelkeitsmarkt.
„ 163. Goldsmith, Landprediger von Wakefield.
„ 164. 165. Ossian, Gedichte.
„ 166. 167. Scott, Waverley.
„ 168. Swift, Märchen von der Tonne.
„ 169. 170. 171. Smollet, Peregrine Pickle.
„ 172. 173. 174. 175. 176. Byrons Werke.

Franzosen.

Bd. 201. 202. 203. J. J. Rousseau, Bekenntnisse.
„ 204. de Saint Pierre, Paul und Virginie.
„ 205. Tillier, Mein Onkel Benjamin.
„ 206. Seoigne, Ausgewählte Briefe.
„ 207. 208. V. Hugo, Notre Dame v. Paris. 2 Bde
„ 209. George Sand, Indiana.
„ 210. Saintine, Picciola.
„ 211. 212. J. J. Rousseau, Die neue Heloise.
„ 213. Mérimée, Colomba, Carmen.
„ 214. La Bruyère, Die Charaktere. I.
„ 215. Balzac I. Der Oberst Chabert.
„ 216. La Bruyère. Die Charaktere. II.
„ 217. Saint Simon, Memoiren. I.
„ 218. Racine, Andromache, Britannicus Mithridat.
„ 219. Chateaubriand, Werke I.
„ 220. Saint Simon, Memoiren. II.

Italiener und Spanier.

Bd. 251. 252. Petrarca, Gedichte.
„ 253. 254. Manzoni, Die Verlobten.
„ 255. Camoens, Die Lusiaden v. J. J. C. Donner.
„ 256. Tasso, Das befreite Jerusalem.
„ 257. Hart, Blütenlese aus spanischen Dichtern.
„ 258. Mancini, Vom Fenster aus.
„ 259. 260. 261. 262. Cervantes, Don Quijote.

Serie der Gegenwart.

Bd. 301. 302. Gray, Der Dekan von Belminster
„ 303. de Penrebrune, Fräulein von Tremor.
„ 304. 305. Hatton, Klytie.
„ 306. 307. 308. Besant, Die gute alte Zeit
„ 309. Möllhausen, Das Geheimnis des Hulks
„ 310. Ouida, Verfehlte Spekulationen.
„ 311. 312. 313. Fogazzaro, Malombra.
„ 314. Deutschländer, Pater Robin. I.
„ 315. – – – II.
„ 316. Ahlgren, Frau Marianne. 1 Band.
„ 317. – – – II. „
„ 318. Murray, Gabriel Newton.
„ 319. Am Glück vorbei. Aus dem Französischen übersetzt von L. J. Devrient.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Für die Bibliothek des Hauses!

Ein fein in Leinwand gebundener Band

eine Mark.

Die

Collection Spemann

von der bis jetzt etwa 230 **Bände** erschienen sind und an deren Erweiterung stetig gearbeitet wird, ist in vorzüglichem Sinne für die Hausbibliothek geeignet. Die bedeutendsten und grundlegenden Werke der Kulturnationen sind in guten Uebersetzungen in der Sammlung vertreten, wodurch diese auch den weitgehendsten litterarischen Ansprüchen Genüge leisten wird. In der **Serie der Gegenwart** finden besonders die ausländischen Romane der Gegenwart ihre Veröffentlichung.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Inhalts-Verzeichnis.

Bd. 1. Luise v. François, Phosphorus Hollunder. / Zu Füßen des Monarchen.
„ 2. Karl Immermann, Der Oberhof.
„ 3. M. de Cervantes Moralische Novellen.
„ 4. J. Ch. Biernatzky, Die Hallig.
„ 5. August Becker, Auf Waldwegen.
„ 6. Nikolas Gogol, Russische Novellen.
„ 7. Sophie Junghans Die Erbin wider Willen.
„ 8. Alaine René Le Sage, Der hinkende Teufel.
„ 9. Ludwig Achim von Arnim, Die Kronenwächter.
„ 10. 11 Th. Zolling, Die Reise u. d. Pariser Welt. I. II.
„ 12. Homers Odyssee. Von Voß.
„ 13. Levin Schücking, Etwas auf dem Gewissen.
„ 14. Bjornson, Der Brautmarsch u. a. Erzählungen.
„ 15. August Silberstein Hochlandsgeschichten.
„ 16. 17. J. F. Cooper, Der Bravo. I. II.
„ 18. Thomas Platters Selbstbiographie.
„ 19. Washington Irving, Alhambra.
„ 20. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. I.
„ 21. Anzengruber, Feldrain und Waldweg.
„ 22. Hauff, Lichtenstein.
„ 23. Mancini, Lydia.
„ 24. W. Wurm, Das Wasser.
„ 25. J. J. Engel, Herr Lorenz Stark.
„ 26. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. II.
„ 27. M. Schmidt, Wiesenbacher.
„ 28. Andersen, Improvisator.
„ 29. Poe, Seltsame Geschichten.
„ 30. Marcon, Manuel Venegas.
„ 31. Wächter, Vehmgerichte und Hexenprozesse.
„ 32. 33. Bulwer, Eugen Aram. I. II.

Bd. 34. Tegner, Frithjofssage.
„ 35. Mollhausen, Leuchtturm am Michigan.
„ 36. Weber, Demokritos.
„ 37. Ring, Frauenherzen.
„ 38. Ziemssen, Umwege zum Glück.
„ 39. A. v. d. Elbe, Lüneburger Geschichten.
„ 40. Wessely, Deutschlands Lehrjahre. I.
„ 41. C. Schultes, Maigela.
„ 42. N. Gogol, Altväterische Leute und andere Erzählungen.
„ 43. Dr. Wachter, Altes Gold in deutsch. Sprichw.
„ 44. Merlo Lebensgeschichte des Frhr. v. d. Trenck.
„ 45. Burg, Der heimliche Gast.
„ 46. Wessely, Deutschlands Lehrjahre. II.
„ 47. Galen, Der Pechvogel u. a. Erzählungen.
„ 48. Voß San Sebastian.
„ 49. François, Judith, die Kluswirtin.
„ 50. Turgenjew, Vater und Söhne.
„ 51. Amyntor, Drei Kuse.
„ 52. Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft.
„ 53. Junghans, Hella Jasmund.
„ 54. Briefe der Elisabeth Charlotte von Orleans.
„ 55. Wolfogen, Agnes von Lilien.
„ 56. Wohlgefülltes Schatzkästlein deutschen Scherzes und Humors.
„ 57. Schmidt, Glasmacherleut'.
„ 58. Ludwig, Novellen
„ 59. Bret Harte, Im Walde von Carquinez.
„ 60. Humboldt, Briefe an eine Freundin. I.
„ 61. Vor hundert Jahren.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0004

Bd. 62. Schwarzlopper
„ 63. Miſaſt, Calab
„ 64. Turgenſew, Ra
„ 65. Schroot, Der
„ 66. Diethoff, Unte
„ 67. Friedrich der Große, ein Lebensbild in ſeinen Briefen.
„ 68. Tieck, Novellen.
„ 69. Anderſen. Bilderbuch ohne Bilder.
„ 70. Das Nibelungenlied überſetzt v. Werner Hahn.
„ 71. Humboldt, Briefe an eine Freundin. II.
„ 72. Gontſcharow, Eine alltägliche Geſchichte.
„ 73. Frey, Erzählungen aus der Schweiz.
„ 74. Vaçauè, Zwei Eleven Worths.
„ 75. Becker, Das alte Bild.
„ 76. Daudet, Ein Märtyrer der Liebe.
„ 77. Fauſts Leben von Widmann.
„ 78. H. Ehrlich, Novellen aus d. Muſikantenleben.
„ 79. 80. J. Rettelbeck, Lebensbeſchreibung von ihm ſelbſt.
„ 81. Bismarck als Redner. I.
„ 82. Töpffer, Genfer Novellen.
„ 83. Bismarck als Redner. II.
„ 84. F. M. Doſtojewski, Erniedrigte u. Beleidigte.
„ 85. 86. Grimmelshauſen, Simplicius Simpliciſſimus. 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 87. Sacher-Maſoch, Novellen.
„ 88. Gabr. Strand, Atalanta van der Hege.
„ 89. France, Sylveſter Bonnard.
„ 90. 91. Gotthelf, Uli der Knecht. 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 92. Bismarck als Redner. III.
„ 93. Billinger, Jenz und andere Erzählungen.
„ 94. Luiſe v. François, Das Jubiläum u. a.
„ 95. F. v. Gaudy, Ausgewählte Erzählungen.
„ 96. E. de Amicis Skizzen aus d. Soldatenleben.
„ 97. J. Turgenjew, Neuland
„ 98. M. Goldſchmidt, Der Rabe.
„ 99. J. J. Kraszewski, Der Dichter und die Welt.
„ 100. Wallher v. d. Vogelweide, Gedichte.
„ 275. K. Telmann, Gerichtet.
„ 276. 277. Bismarck als Redner. IV. 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 278. Heine, Buch der Lieder.
„ 279. Bismarck als Redner. V.
„ 280. – – – VI.
„ 281. – – – VII.
„ 282. Moltke als Redner.
„ 283. Bismarck als Redner. VIII.
„ 284. – – – IX.
„ 285. – – – X.
„ 286. – – – XI.
„ 287. – – – XII.
„ 288. – – – XIII.
„ 289 90. – – – XIV.
„ 292. Münchhauſens Abenteuer.
„ 293 94. Bismarck als Redner. XV.
„ 295. – – – XVI.

Griechen und Römer.

Bd. 101. Tacitus I. Germania, Agricola, Redner.
„ 102. – II. Hiſtorien.
„ 103. Platos Werke. Sokrates, Krito, Phädo.
„ 104. Homer, Ilias.
„ 105. 106. Sueton, Cäſarenbilder.
„ 107. Cäſar, Bürgerkrieg.
„ 108. Cäſar, Galliſcher Krieg.
„ 109. Aeſchylos, Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden.
„ 110. Aeſchylos, Die Sieben vor Theben. Die Perſer. Die ſchutzſuchenden Mädchen. Prometheus.
„ 111. Ovid, Die Verwandlungen. I.
„ 112. Nepos, Lebensbeſchreibungen.
„ 113. Sophokles, König Oedipus. Oedipus in Kolonos.
„ 114. Ovid, Die Verwandlungen. II.
„ 115. Cicero, Ausgewählte Reden.

, Aias, Elektra.
Reden
d Chloe.
Gut und Uebel.
„ 120. Zwiſchenerzählungen. I.
„ 121. Vergil, Eklogen.
„ 122. Vergil, Aeneis.
„ 123. Tacitus, Annalen. II.
„ 124. Herodots Geſchichten.
„ 125. Ariſtophanes, Die Fröſche und die Wolken.
„ 126. Platos Werke, Der Staat. I.
„ 127. – – – II.
„ 128. Euripides, Alkeſtis. Der raſende Herakles
„ 129. Euripides, Jon. Bachantinnen.
„ 130. Plutarchs Werke. I.
„ 131. – – II.
„ 132. Catull, Properz, Tibull.

Engländer.

Bd. 151. Milton, Paradies.
„ 152. Rob. Burns, Lieder und Balladen,
„ 153. 154. 155. Fielding, Tom Jones.
„ 156. Carlyle I. Goethe, Schiller, Caglioſtro, Das Diamantenhalsband.
„ 157. 158. 159. Dickens, Copperfield.
„ 160. 161. 162. Thackeray, Gilettreilsmarkt.
„ 163. Goldſmith, Landprediger von Walefield.
„ 164. 165. Oſſian, Gedichte.
„ 166. 167. Scott, Waverley.
„ 168. Swift, Märchen von der Tonne.
„ 169 170. 171. Smollet, Peregrine Pickle.
„ 172. 173. 174. 175. 176. Byrons Werke.

Franzoſen.

Bd. 201. 202. 203. J. J. Rouſſeau, Bekenntniſſe.
„ 204. de Saint Pierre, Paul und Virginie.
„ 205. Tillier, Mein Onkel Benjamin.
„ 206. Secigné, Ausgewählte Briefe.
„ 207. 208. V. Hugo, Notre Dame v. Paris. 2 Bde.
„ 209. George Sand, Indiana.
„ 210. Sainline, Picciola.
„ 211. 212. J. J. Rouſſeau, Die neue Heloiſe.
„ 213. Mérimée, Colomba, Carmen.
„ 214. La Bruyère, Die Charaktere. I.
„ 215. Balzac I. Der Oberſt Chabert.
„ 216. La Bruyère, Die Charaktere. II.
„ 217. Saint Simon, Memoiren. I.
„ 218. Racine, Andromache, Britannicus Mithridat.
„ 219. Chateaubriand, Werke I.
„ 220. Saint Simon, Memoiren. II.

Italiener und Spanier.

Bd. 251. 252. Petrarca, Gedichte.
„ 253. 254. Manzoni, Die Verlobten.
„ 255. Camoens, Die Luſiaden v. J. J. C. Donner
„ 256. Taſſo, Das befreite Jeruſalem.
„ 257. Hart, Blütenleſe aus ſpaniſchen Dichtern.
„ 258. Mancini, Vom Fenſter aus.
„ 259. 260. 261. 262. Cervantes, Don Quijote.

Serie der Gegenwart.

Bd. 301. 302. Gray, Der Dekan von Belminſter
„ 303. de Penrebrune, Fräulein von Tremor.
„ 304. 305. Hatton, Klytie.
„ 306. 307. 308. Velani, Die gute alte Zeit
„ 309. Möllhauſen, Das Gedenkmal des Hulki
„ 310. Ouida, Verfehlte Spekulationen.
„ 311. 312. 313. Fogazzaro, Malombra.
„ 314. Teufelſchänder, Pater Robin. I.
„ 315. – – – II.
„ 316. Ahlgren, Frau Marianne. I. Band.
„ 317. – – – II. „
„ 318. Murray, Gabriel Kendon.
„ 319. Am Glück vorbei. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von L. J. Devrient.

Filmed by Preservation 1992